Von einem
verlorenen Posten.

Ein Buch der Erinnerung
an
Schleswig-Holstein.

Von
Bernhard Endrulat.

Hamburg.
Verlag von Gustav Carl Würger.
1857.

Carl Fischer's Buchdruckerei.

Seiner Hoheit, dem Herzoge

ERNST II.

von

Sachsen-Coburg-Gotha.

Unter den Augen und den Befehlen Eurer Hoheit haben deutsche Waffen auf schleswig-holsteinischem Grund und Boden einen Sieg erfochten, wie die Kriegsgeschichte der letzten Zeiten ihn glänzender nicht aufzuweisen hat; Eure Hoheit haben in Ihren Landen zahlreichen Angehörigen der armen deutschen Herzogthümer eine ehrenvolle Aufnahme und eine neue glückliche Heimath bereitet, — schon diese Thatsachen reichten hin, einen deutschen Schriftsteller, der in Krieg und Frieden seine innigste Theilnahme für die Sache Schleswig-Holsteins bethätigt hat, der gewohnt ist, jede dieser Sache bewiesene Gunst und Liebe wie eine ihm selbst geschehene Wohlthat zu betrachten, — sie reichten hin, einen solchen Schriftsteller zu veranlassen, ein Buch, das aus der Tiefe

nationalen Gefühls entstanden und dem Gedächtniß des unglücklichen Schleswig-Holsteins geweiht ist, Eurer Hoheit darzubringen.

Aber es wäre ein Unrecht gegen Sie, wollte ich an dieser Stelle von andern Beweggründen ganz schweigen. Zwar muß ich es unterlassen, auf Einzelnheiten hinzudeuten und Vergleichungen anzustellen, aber ein Jeder, der die wenigen, leisen Lichtblicke in dem trüben Zuge der jüngsten Geschichte unsres deutschen Vaterlandes gewahrt hat, ein Jeder, dem der Anblick von Gedeihen und Glück geworden ist, den die unter Ihrer freisinnigen und aufrichtigen Regierung stehenden Lande darbieten, wird es verstehen, warum ein deutscher Schriftsteller, der mit ganzer Seele an dem Gedanken der Fortentwicklung des Vaterlandes zur Freiheit

und Einheit hängt, gerade Eurer Hoheit mit öffentlicher Huldigung zu nahen sich gedrungen fühlt.

Genehmigen Sie also von diesen Gesichtspunkten aus die Widmung meines Schleswig-Holstein-Buches als den Ausdruck der Hochachtung und Dankbarkeit eines Einzelnen, der sich jedoch bewußt ist, in dieser Handlung den Gefühlen eines großen und edlen Theils der ganzen deutschen Nation Ausdruck zu geben.

Ich bin Eurer Hoheit

aufrichtig ergebener

Geschrieben zu Hamburg,
im Juli 1857.

Bernhard Endrulat.

Vorwort.

Die nachfolgenden Schilderungen sind nicht geschrieben, um einem gerade erwachten Zuge des Interesses oder der Neugierde im deutschen Publikum entgegen zu kommen. Ja, sie sind auch nicht einmal zu diesem Zwecke zusammengestellt worden. Ihre Abfassung erstreckte sich über einen Zeitraum von sechs Jahren, und sie entstanden, erschienen auch zum Theil bereits in Zeitschriften und wurden von Neuem überarbeitet, je nachdem die Erinnerung an Schleswig-Holstein, diesen „Verlorenen Posten" der

deutschen Nation, und die Trauer über sein unglückliches Geschick in dem Verfasser mehr oder weniger mächtig waren. So ist der Inhalt meines Buches ein Ausfluß derjenigen Treue, die ich seit den Jahren der deutschen Erhebung der schleswig-holsteinischen Sache in Kampf und Frieden, in Glück und Ungemach redlich bewiesen habe, und die ich ihr auch in alle Zukunft unverbrüchlich zu bewahren gedenke. Wenn es meinem Buche gelingt, hie und da die im deutschen Volke lebende Theilnahme für die armen Herzogthümer wohlthuend zu berühren, eine alte Erinnerung wieder aufzufrischen, die Aufmerksamkeit des Einen oder Andern auf jenes Land hinzulenken, an dem wir Alle, die wir leben, eine schwere Schuld zu sühnen haben, so muß ich wohl die Absicht seiner Veröffentlichung für erreicht erklären. Denn auf eine größere Wirkung, auf die Steigerung unfruchtbarer Sympathieen zu thatkräftiger, gründlicher Hülfeleistung darf ein heutiger Schriftsteller nicht zählen, und spräche er auch für ein so sonnenklares Recht, wie das schleswig-hol-

steinische es ist, und redete er auch mit Engel- und Feuerzungen.

Aus dem eben Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die politische, oder, besser gesagt, die **nationale** Tendenz an dem Entstehen meines Buches den Hauptantheil hat; möge nun die Kritik entscheiden, wie weit es mir gelungen ist, mit ihr die Befriedigung auch derjenigen künstlerischen Anforderungen, die an ein Buch dieser Art zu stellen sind, zu vereinigen.

Ueber den Inhalt meines Buches erlaube man mir die nachstehenden Bemerkungen.

Ich weiß, er wird den Vielen anstößig sein, die in unsrer Zeit stets ein gewaltiges Geschrei nach Frieden und Versöhnung erheben, sobald irgendwo auch nur ein derbes, wahres Wort gesprochen wird, und sie verlangen nach dem Frieden, damit sie in ihm ungestört Carriere und Geld machen können. Mein Buch hat nicht darauf gerechnet, von diesem Publikum auch nur einen Einzigen zu seinem Leser zu gewinnen. Dagegen hofft es, sich die Freund-

schaft Derjenigen zu erwerben, die der Meinung sind, daß, wer nicht recht hassen kann, auch nicht recht lieben könne, und die sich daher ihres Hasses gegen das Unrecht und gegen den Unrechtüber nicht schämen. Dänemark aber zu hassen, das uns unser Schleswig, auf das wir das klarste geschichtliche und natürliche Recht haben, nicht allein vorenthält und für immer uns zu rauben eifrigst bestrebt ist, sondern das unsre schleswigschen Brüder aus keinem andern Grunde, als weil sie unsre Brüder sind, in unerhörter Weise martert und peinigt, Dänemark zu hassen, wird ein jeder deutsche Mann so lange nicht nur das Recht, sondern vielmehr die Pflicht haben, bis der letzte Schwertschlag gefallen ist, der das letzte Glied der Kette zertrümmert, unter deren schmerzlichem Drucke das arme Schleswig nun schon seit so vielen Jahren seufzt. Dann, ja dann wollen auch wir Dänemark Frieden und Versöhnung anbieten und keine andere Eroberung an ihm machen, als die unsre Bildung, unsre Sprache, unsre Literatur auf

friedlichem, unbemerkbar leisem Wege an ihm zu machen vielleicht berufen ist.

Was die eigenen Erlebnisse betrifft, die in meinem Buche geschildert sind, so enthalten sie die lautere Wahrheit, die Wahrheit, die ein Dichter zu geben pflegt, dessen Auge nun einmal Vieles sieht, was Andere nicht sehen, und Vieles anders sieht, als es von Andern gesehen wird. Sollte ich hie und da, z. B. bei einer rein militairischen Angabe, einer anderen Anschauung gefolgt sein, als dieser oder jener Betheiligte wünscht oder erwartet, so möge er bedenken, daß mein Buch kein Beitrag zur Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges sein soll, in welchem Falle mir die Einholung so vieler Gutachten über jeden einzelnen Punkt, wie nur irgend möglich, Pflicht gewesen wäre, sondern daß es für das große Publikum bestimmt ist, dem strategische und tactische Kleinigkeiten gleichgültig zu sein pflegen. Die Absicht einer unrichtigen Darstellung habe ich auch nicht bei einer einzigen Sylbe gehabt.

Bei der Auswahl der historisch-novellistischen

Schilderungen, die mein Buch enthält, ist mein Hauptaugenmerk darauf gerichtet gewesen, den uralten Zwiespalt hervortreten zu lassen, der zwischen dänischer und deutscher Nation von jeher obgewaltet hat. Ich hoffe mir damit die Anerkennung Derjenigen zu erwerben, die uns stets auf die Geschichte der Vergangenheit als auf die große Lehrmeisterinn der Gegenwart hinweisen, die nichts Neues für gut und berechtigt erklären, wenn sie nicht seine Anfänge oder Vorläufer in grauer, grauer Vorzeit entdecken können. Das Schicksal des Herzogs Knud Laward ist ganz aus diesem Gegensatze zwischen deutschem und dänischem Wesen entsprungen; um von der ehemaligen Größe und Bedeutung der dithmarsischen Bauern eine übersichtliche Darstellung geben zu können, habe ich außer ihren Kämpfen gegen die Dänen die mit den holsteinischen Fürsten berücksichtigen müssen. Möge die Großartigkeit der Freiheitsliebe und des Heldenmuthes, die sie bei diesen Gelegenheiten an den Tag gelegt haben, bei dem Leser den unbehaglichen Eindruck verwischen, den diese

Fehden zwischen blutsverwandten Völkerschaften sonst zu machen geeignet sind.

Die Quellen, denen ich bei meinen Bildern aus der Vorzeit der Herzogthümer gefolgt bin, habe ich unter dem Texte angegeben; hinsichtlich der Darstellungen aus der dithmarsischen Geschichte habe ich hier nur noch zu erwähnen, daß ich der trefflichen „Chronik des Landes Dithmarschen" von Hanssen und Wolff (Hamburg 1833), einem in den Herzogthümern wohlgeachteten, im übrigen Deutschland wenig gekannten Buche wesentlich verpflichtet bin, da es mir die Mühe der genaueren Ansicht der alten Quellenschriftsteller erspart hat.

Hamburg, im Juli 1857.

B. E.

Inhalt.

Von
einem verlorenen Posten.

Kriegsleben in Sundewitt.

I.

Ein Spaziergang über die düppeler Höhen.

Junimorgensonne so freudig und heiß! Reine, balsamische Luft, die Brust und Locken wohlthuend hebt! Harmonie von Duft und Klang und Glanz ringsum auf Land und Meer! Bin ich auf einem über Nacht losgerissenen Stücke des schönen, sonnigen Rheinlands oder des ewig einzigen, reizglühenden Italiens in die blaue See hineinverschlagen?

Ich blicke hin auf das leichtgekräuselte, mit weißblitzenden Sternen übersäete Meer, das die grüne, in Blüthenmassen prangende Halbinsel rings umschließt, — gleicht es nicht den schimmernden Rändern einer silbernen Schaale, auf die der lichte, farbige Reichthum verschwenderisch ausgegossen ist? Und der nordisch-blasse, hochgewölbte Himmel, auf den die Rosenwolkenflöckchen so zart, so bescheiden hingehaucht sind, ist er nicht wie eine große, darübergedeckte Krystallglocke, die das schöne Schaugericht vor der Berührung eines allzu begehrlichen Gefallens schützen soll?

Und es bedurfte dieses Schutzes! Denn wie oft überraschte ich mein Auge, daß es mit leidenschaftlichem Wohlgefallen auf den lieblich gerundeten Linien der vollsaftig-grünen Hügel, der schöngeschwungenen Meeresbuchten, der gartengleichen Eilande auf- und abwogte, und wie oft verspürte ich in der Hand ein thörichtes Zucken, als wollte sie die fernen, weichen Kuppen der stilldunkeln Buchenwälder streichelnd und liebkosend berühren.

Holdes, deutsches Land, das du mir wieder in aller deiner unvergeßlichen Schöne vor der Seele stehst! Wir hätten auch für dich gekämpft, wenn du nur Haide und Moor und Sand gewesen wärest, aber es war doch herrlich, sich sagen zu können: die Scholle, für die du dein Blut hinzugeben bereit bist, ist auch um ihrer Reize willen dieses höchsten Opfers werth!

Die Scene war friedlich und idyllisch; so habe ich sie mir oft bevölkert gedacht von den Gestalten eines Dichters, der nur wenige Meilen südlicher wohnte und dichtete, von den Menschen eines Johann Heinrich Voß, mit ihren einfältigen Sinnen, aber klugen Herzen und mit ihrer Rede, die Beides war: treuherzig und verschlagen. Sie paßten so trefflich zu dieser stillen Bühne, daß ich manchmal lange nicht zu begreifen vermochte, wie es doch gekommen sei, daß sie nun auf einmal in den Schauplatz einer klirrenden, blutenden Tragödie umgewandelt war.

Es war im Jahre 1849, im zweiten Akte dieser Tragödie. Wir standen in Sundewitt, der östlichen Halbinsel Nordschleswigs.

Wenn der von Süden kommende Reisende das handel- und schifffahrtbelebte Flensburg, das zweite Hamburg des deutschen Nordens, die Stadt, in der zuerst dänisches und deutsches Wesen einander feindlich gegenüberstehen, hinter sich hat, theilt sich ihm bald die nordwärts führende Straße in zwei Arme. Der eine, geradeaus auf dem breiten, unfruchtbaren Landrücken der cimbrischen Halbinsel entlangführend, bringt ihn nach dem freundlich gelegenen Apenrade. Der andere, rechts abbiegend, der Meeresküste angeschmiegt, endet in dem Städtlein Gravenstein, das jedem Obstkundigen durch seine Aepfel bekannt ist und jedem Freunde schöner Landschaft durch seine liebliche, romantische Lage bekannt zu sein verdiente. Gehst du von hier einen Schritt weiter, so gelangst du in eine kleine Halbinsel, die einen wahren Garten voll Fruchtbarkeit und einfacher Schöne bildet. Der Boden zeigt noch die wellenförmige Gestalt, die das Meer ihm gab, das in der Urzeit ihn unzweifelhaft bedeckte. Jetzt schmücken ihn tiefgrüne Wiesen und goldene Saatfelder, durchzogen von dichten, zur Frühlingszeit in allen Farben blühenden Hecken, und untermischt mit den schöngewölbten, dunkeln Kuppeln hochstämmiger Buchenwälder.

Das ist Sundewitt.

Während der flensburger Meerbusen das kleine Halbeiland im Süden vom Festlande von Schleswig abschneidet, bespült es im Osten und Norden der schmale aber reißende Alssund. Dieser trennt von ihm die liebliche, fruchtbare Insel Alsen, die Obstkammer der Patricier von Petersburg, und an seinem diesseitigen Ufer zieht sich jene unter dem Namen der düppeler Höhen bekannte Kette von Hügeln entlang, die der 5. Juli 1848 und der 13. April 1849 so berühmt gemacht haben würden, wie die Thermopylen oder die Linien von Torres Vedras, wenn sie sich nicht unglücklicherweise, statt in Griechenland und Portugal, in Deutschland erhöbe.

Auf diesen Höhen von Düppel glühte heiß die Junisonne, aber weit heißer noch der kriegerische Eifer, der sich in dem Aufwerfen von Verschanzungen über Verschanzungen kund gab.

Wir waren noch immer daran, jene kostbaren Werke zu vermehren, die geeignet schienen, ein Jahrhunderte überdauerndes Denkmal der Anstrengungen des vereinigten Deutschlands zu werden, ein „Germanenwerk“, als Gegenstück zu dem vor der Zeit zerbröckelten, in der Osterschlacht von 1848 überstürmten „Danewerk“. Wer hätte damals das traurige Schicksal unserer mühseligen, kunstvollen Bauwerke ahnen können? Keine Armee der Welt wäre im Stande gewesen, sie uns zu entreißen; der patriotische Landmann hätte nach geschlossenem Frieden

achtungsvoll den Pflug um sie herumgeführt und sie nimmer eingeebnet, das wußten wir; aber Niemand konnte denken, daß der freche Muthwille eines dänischen Pöbelhaufens sie dereinst zerstören und gar ungestraft zerstören würde.

Die Stellung, die wir so befestigten, war allerdings eine sehr wichtige, indem sie der in Jütland unter dem Befehle des Generals v. Prittwitz operirenden Reichsarmee den Rücken decken und einen etwaigen feindlichen Einbruch von Alsen aus, das in den Händen der Dänen geblieben war, verhindern sollte. Indeß waren wir mit Rücksicht auf das zur Vertheidigung äußerst günstige Terrain, das von einigen höheren Punkten vollständig beherrscht werden konnte, bald mehr als genügend verschanzt, so daß jedes trotzdem noch neu anzulegende Werk von Allen, seine Erfinder natürlich ausgenommen, nur noch mit Humor besprochen wurde.

Wir hatten auf einer Linie von höchstens drittehalbtausend Schritt Länge, deren beide Endpunkte an die See, und zwar nördlich an den Alssund, südlich an den Venning-Bond, eine Bucht des Flensburger Meerbusens, stießen, nicht weniger als 40—50 Geschütze vom allerschwersten Kaliber aufgestellt, die in steter Bereitschaft gehaltenen Feldgeschütze ungerechnet. Diese verhältnißmäßig bedeutende Artilleriemacht zu beschützen und zu unterstützen, waren drei Infanterie-Bataillone stets auf

den Höhen, theils als Vorposten, theils zur nächsten Reserve, anwesend, und zehn andere waren so über die Halbinsel vertheilt, daß sie in wenigen Stunden auf dem etwa durch einen feindlichen Angriff bedrohten Punkte stehen konnten.

Trotz dieser wahrhaft furchtbaren Anstalten verging kein Tag, an dem nicht einzelne Truppentheile des Armee-corps in Sundewitt durch Anlegung neuer Vertheidigungs-mittel beschäftigt und ermüdet worden wären.

Da gab es bald dringend nothwendige Laufgräben zur Verbindung von Batterieen aufzuwerfen, die bereits durch eine Terrainfalte auf das Allersicherste mit einander verbunden waren, bald Infanterie- und Artillerieschanzen anzulegen, aus denen nie ein Schuß fallen sollte, bald die Hinterseiten oder, militairisch gesprochen, die „Kehlen" einzelner Werke durch Brustwehren und Pallisadenreihen zu schützen, die durch die Kanonen der dahinterliegenden Schanzen vor Rückenangriffen hinlänglich gesichert waren, bald Deckungsmittel gegen drohende Werke des Feindes aufzurichten, deren Gefährlichkeit nur in der Einbildung eines Vorgesetzten existirte.

Und diese rastlose Thätigkeit hatte ihre zwei guten, klaren Gründe, einen allgemeineren und einen besonderen. Müßiggang ist auch bei dem Soldaten der Laster Anfang, des gefährlichsten Lasters namentlich, des Denkens, des Nachdenkens über die Dinge, die sich rund

um ihn her begeben, und zu denen man ihn gebraucht. Uns streute man, um uns von solchen unbeliebten Beobachtungen abzuhalten, buchstäblich den Sand in die Augen, den wir bei unsern Verschanzungsarbeiten aufwühlten. Der zweite Grund unseres beständigen Beschäftigtseins war die allzu große Eintracht, die in unserm Armeecorps herrschte. Haben wir sonst wohl Ursache, darüber zu klagen, daß die Zwietracht die Kräfte des deutschen Volkes verzehre, so war es hier das Gegentheil, das uns aufrieb.

Das Armee-Corps in Sundewitt war aus einer Menge von Contingenten der kleineren deutschen Staaten zusammengesetzt — so viele Bataillone, so viele Nationalitäten! Keine derselben konnte einen Anspruch auf vorwiegenden Einfluß machen; der Höchstkommandirende selbst erschien unter so vielen Hochkommandirenden nur wie ein primus inter pares, und so herrschte denn nicht nur unter den verschiedenen Befehlshabern eine löbliche Einigkeit, sondern auch zwischen diesen und dem General-Commando waltete eine große Zuvorkommenheit ob, die sich in der Erfüllung jedes von einem Einzelnen ausgesprochenen Wunsches kund gab.

Schlug also etwa der Oberbefehlshaber der Streitmacht von Lippe-Detmold unmaßgeblich eine Aenderung in den Befestigungsarbeiten vor, so beeilte man sich, sie ins Werk zu setzen. Fühlte sich der combinirte Oberst

von Anhalt-Dessau-Cöthen-Bernburg mit den ihm anvertrauten wenigen Hunderten nicht gedeckt genug in der Vorpostenstellung, so wurden ihm die erforderlichen Brustwehren flugs aufgeworfen. Ueber diese, die für Mitteldeutschland gerade ausreichend waren, ragte das schlankaufgeschossene, sechsfüßige Oldenburg bedenklich weit hervor; sie mußten also erhöht werden. Dadurch verschwand aber Süddeutschland, namentlich die kleinen, behenden Söhne Nassau's, ganz in dem Graben, so daß wiederum Lug- und Schießscharten in die Erdwälle geschnitten werden mußten. Braunschweig begehrte dies, Kurhessen das Gegentheil, und Alles wurde, so rührend an und für sich das Streben nach Einigkeit gewesen wäre, zu bereitwillig und höflich zugestanden. Die preußischen Artilleristen endlich, deren es hier etwa 200 Mann unter Anführung eines Hauptmannes gab, die durch den Feldzug um die alljährlichen großen Uebungen auf dem Batterie-Bauplatze kamen, mußten das Versäumte doch auch möglichst nachholen und so wurden zur Uebung Batterieen über Batterieen gebaut.

Haben wir auch gelächelt über die Ursachen, denen unsre Werke ihre Entstehung verdankten, sie selbst waren keineswegs geringfügig. Gewaltige, imposante Massen waren es, die wir vom 13. April, dem Erstürmungstage der düppeler Höhen, an bis zum Juni 1849 emporgethürmt hatten, wohl der Mühe werth, sie zu durch-

wandern, um ihre Einrichtung und das Leben in ihnen kennen zu lernen. Es hat auch unsern Werken niemals an Besuchern gefehlt. Zahlreiche Gesellschaften von Neu- und Wißbegierigen oder Theilnehmenden langten, oft aus weiter Ferne gekommen, an, unsre Wunder zu schauen, und wie oft ward ich selbst damals, wenn ich unthätig auf den Höhen umherschlenderte, zum Cicerone gepreßt! Ich werde also vielleicht ein leidlicher Führer sein, lieber Leser, wenn du dich mir noch einmal zu einem Spaziergange über die düppeler Höhen anschließen willst.

Warum ich dich aber heut dazu einlade, warum ich die alten Tagebücher wieder aufschlage, dir aus ihnen von längst verschwundenen Dingen zu erzählen?

Siehe, ich denke mir: acht Jahre, die seit jenen Tagen vergangen sind, sind in dem hastigen, stürzenden Flusse unseres heutigen Lebens eine lange, eine ewig lange Zeit. Wie Mancher mag der Erinnerung bedürfen, daß ein theures deutsches Land in Feindeshänden schmachtet, an dessen Erhaltung für uns wir einst unsere Kraft und unsere Ehre gesetzt haben, die Beide vergeudet und verloren sind, wenn wir das Streben von damals verleugnen, dem Ziele von damals den Rücken kehren. Aber ich denke auch derer, die trotz der acht verflossenen Jahre wach und treueingedenk geblieben sind; ihnen wird es, hoff' ich, Freude machen, einer verwandten Treue, gleichen Wünschen und Hoffnungen auf diesen Blättern zu begegnen.

Und drittens denke ich des jungen, seitdem aufgewachsenen Geschlechtes, das unschuldig ist an dem an unsern Brüdern begangenen Verrathe. Müssen wir ihm nicht sagen und zeigen, wo wir gefehlt und gesündigt haben, damit es wieder gut zu machen strebe und unser Andenken wieder zu Ehren bringe?

So folgt mir denn! Und solltet ihr auf unserer Wanderung eine Kanone brummen, eine Flinte knallen hören, solltet ihr einige Tropfen Blutes vergießen sehen, erschreckt nicht und fürchtet euch nicht! Sind es doch deutsche Kugeln, die da sausen, und deutsche Wunden, die da bluten. —

Wir steigen zu dem ältesten der Werke empor, das zugleich am weitesten zurück und auf dem höchsten Hügel der ganzen Kette liegt. Sein Name bezeichnet seine Bedeutung, es heißt: „das Kernwerk". Die Bestimmung dieses Theiles unserer Verschanzung war, als allgemeiner Rückzugspunkt zu dienen, falls etwa die vorliegenden Werke durch Ueberfall oder Sturm in die Hände des Feindes gefallen wären; da es von allen ziemlich gleich weit entfernt war, so eignete es sich dazu vortrefflich. Das Terrain in unmittelbarer Nähe des Kernwerks bot rund umher einer feindlichen Annäherung auch nicht die geringste Deckung; kein Erdwall, kein Baum, kein Strauch war stehen geblieben, sondern Alles, wie der Kunstausdruck lautet, „rasirt", so daß der vollen Wirkung des

Kartätschenfeuers Nichts hindernd entgegentrat. Auf diese mörderische Schußart war die Armirung des Werkes, aus leicht beweglichen Granatkanonen bestehend, berechnet, und damit jedes einzelne Geschütz nach möglichst vielen Seiten hin gebraucht werden konnte, feuerte es nicht wie sonst gewöhnlich durch Schießscharten, sondern „über Bank", d. h. über die Brustwehr fort, eine Einrichtung, bei der freilich die Bedienungsmannschaft fast mit dem ganzen Oberkörper den Kugeln der feindlichen Schützen blosgestellt ist.

Die Bauart des Kernwerks war die einer gewöhnlichen Redoute; die Vorderseite der 16—18 Fuß dicken, aus dem schweren Lehmboden aufgethürmten Umwallung bildete einen stumpfen Winkel, dessen Scheitel dem Feinde zugekehrt war; die beiden Seitenwälle näherten sich nach hinten etwas, und die Kehle, die Hinterseite, schloß eine doppelte Reihe hoher und starker, zugespitzter Pallisaden, welche oben schmale Schießscharten für Infanterie-Gewehre freiließen. Ein breiter Graben vorn und an den Seiten, dessen Grund durch dicht nebeneinander eingeschlagene spitze Pfählchen ungangbar gemacht worden war, und außerhalb dieses ein Verhau von durcheinander geworfenen Büschen und Baumkronen, stellten das Werk gegen eine Erstürmung noch sicherer. Im Innern stand ein Blockhaus, aus dicken, kaum behauenen Baumstämmen zusammengefügt, dessen starke Balkendecke so hoch mit Sand

beschüttet war, daß eine darauf fallende Bombe so leicht nicht durchschlagen konnte. Es hatte Raum für 60 bis 80 Mann Infanterie, für die sich auch Lebensmittel, Wasser und Munition auf einige Tage darin vorräthig befanden, so daß die Besatzung die Vertheidigung noch einige Zeit hindurch hätte fortsetzen können, wenn auch die Wälle des Werkes schon vom Feinde erstiegen und die Kanonen auf ihnen zum Schweigen gebracht gewesen wären.

Das Kernwerk war der Mittelpunkt unserer Reservestellung. Auf dem Abhange des Hügels hinterwärts von ihm zogen sich die langen Reihen der Gewehrpyramiden und der Tornister des Bataillons hin, das sich gerade in Reserve befand, und hinter diesen zeigte sich das Bivouacleben in aller seiner bunten Mannichfaltigkeit. Da wurde gekocht, geschrieben, gelesen, geplaudert, gespielt, gesungen, geschlafen. Ein schmächtiges Bächlein sickerte dort auf der Sohle des Thales entlang; seine winzigen Wellen waren dienstbar gemacht worden. Sie mußten unzählige Räder kleiner Mühlwerke in Bewegung setzen, die kunstfertige Soldatenhände geschnitzt und aufgestellt hatten —

Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit.

Eine kleine Strecke vor dem Kernwerke begann das sich über die sämmtlichen Höhen ausbreitende Netz von Laufgräben, die theils gedeckte Zugänge zu den übrigen

Werken bildeten, theils zur Aufnahme von Schützenketten während eines Gefechtes bestimmt waren. Bedienen wir uns dieser Gänge zum Theil und wenden wir uns zunächst dem äußersten rechten Flügel der Verschanzungslinie zu.

Ihn bildet eine am Ufer des Venning-Bond liegende Strandbatterie. Der Weg dorthin führt uns, noch dicht am Kernwerk, an zwei Hügeln vorbei, deren Form uns sogleich sagt, daß es Hünengräber sind, wie sie sich zahlreich auf der ganzen Ostküste Schleswig-Holsteins und Jütlands finden. Aber auf dem Gipfel eines jeden, was bedeuten diese wunderlichen Pfähle? Hohe Säulen von Stroh sind es, fast den Brunnenröhren gleich, die man gegen die Kälte des Winters mit einem Strohpanzer geschützt hat, und auf ihrer Spitze tragen sie umgestülpte Tonnen, aus denen eine schwarze Flüssigkeit herabgeronnen ist. Haben wir auch hier ein Soldatenspielwerk, ein Erzeugniß der Lagermuße zu einem unbekannten, scherzhaften Zwecke vor uns?

O nein! Diese Strohsäulen haben eine sehr ernste, wichtige Bedeutung; es sind Fanale. Nach ihrem Rauche bei Tage, ihrer Flamme bei Nacht spähen unzählige Augen in der Runde. Brennt eins derselben, so bedeutet es einen Angriff des Feindes, den man mit den augenblicklich vorhandenen Streitkräften abzuwehren gedenkt; es fordert also die entfernt stehenden Truppen nur auf,

wachsam zu sein und sich bereit zu halten. Flammen sie aber beide empor, so ist es ernstlicher gemeint, und dann brechen sämmtliche Truppen des Armeecorps in Sundewitt gegen die Höhen auf.

Die Strandbatterie, zu der wir gelangen, war in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet. Die Natur streute rings um sie her ihr reichstes Füllhorn aus. Ein kleines Buchen- und Eichengehölz, von einem Bächlein durchrieselt, das wenige Schritte unterhalb seine jungen, kaum geborenen Wellen in das Grab des Meerbusens senkt, lag auf ihrer rechten Seite und hallte des frühen Morgens und des späten Abends, wenn der Vollmond seine breite, goldene Brücke über das Meer schlug, vom Geschmetter vieler Nachtigallen wieder, während einzelne Antwortrufe anderer Sänger aus den vollblühenden Hecken ertönten, von denen die auf der andern Seite wogenden, üppigen Wiesen durchschnitten waren. Keine Wiese der Welt außer den Alpenmatten Tyrols und der Schweiz zeigt ein so saftiges, tiefes Grün, wie die reichen Fluren des deutschen Nordens, der zwischen Ost- und Nordsee liegt!

Der schönste Vorzug der Strandbatterie aber war ihre herrliche Aussicht auf das Meer. Ein Blick umfaßte die große, blaue Fläche des Venning-Bonds mit seinem malerischen Ufer gegenüber, das seine sinnvollen Bewohner ihre „Schweiz“ nennen, und von seinem Aus-

gange konnte das Auge meilenweit über die See bis zu den dämm'rigen Küsten Angelns hinüberschweifen. Dort habe ich oft von hier aus, im Grase liegend, ein interessantes Schauspiel beobachtet. Eine Luftspiegelung war's, eine Art Mirage, eine nordische Fata Morgana. Während gewöhnlich die ferne Küste nur wie eine winzige, undeutliche Linie erschien, sah man sie zu Zeiten bei ganz wolkenlosem, sonnigem Himmel bedeutend gehoben und im Einzelnen klar genug, daß man Gehölze und Häuser auf ihr, wenn auch nicht deutlich erkennen, so doch ahnen konnte. Dabei sah man Alles zwiefach und zwar das Abbild umgekehrt über dem eigentlichen Bilde. Den wunderbarsten Anblick bot dabei ein Gehölz dar, welches sich dunkel auf der jenseitigen Küste hinzog und in seiner magischen Verdoppelung die Phantasie aufforderte, die wechselnden Gestaltungen zu verfolgen und ihre Bedeutung zu suchen. Da glaubte man denn bald eine lange, lange Brücke mit gigantischen Pfeilern zu sehen, oder die kühngeschwungenen Bogen eines stolzen Viaducts erhoben sich; bald wieder fuhren die vorher glatten Linien wild durcheinander und zeigten die grotesken Formen, welche der Reisende in den Tropfsteinhöhlen des Harzes bewundert. Noch öfter zogen sich die verbundenen Massen in einzelne durch regelmäßige Zwischenräume getrennte Spitzen auseinander und erinnerten so an die schlanken, schnurgeraden, schattenlosen Pappelalleen märkischer Kunststraßen.

2*

Doch vergessen wir über diesen aesthetischen und physikalischen Erinnerungen nicht die militairischen Vorzüge unserer Strandbatterie und ihre Geschichte. Die fünf auf Räderlafetten ruhenden Geschütze, die auf Schwenkbahnen sich nach allen Seiten drehen ließen und natürlich über Bank feuerten, beherrschten den größten Theil des Meerbusens, der unsere rechte Flanke bespülte, namentlich den deutlich wahrnehmbaren, vielfach gezackten Streifen des Fahrwassers. Ja sie erreichten mit ihren Kugeln, wie sich bei einer Schießübung zeigte, sogar das gegenüberliegende Ufer des Meerbusens, dessen Entfernung wir auf 3000 Schritt schätzten. Aber diese Geschütze selbst! Sie lagen so gewichtig, so selbstbewußt auf ihren plumpen Gestellen, lauter lange eiserne Vierundzwanzig-Pfünder, — und wahrlich! sie hatten ein Recht, sich auf ihre Trefflichkeit und ihren Werth Etwas einzubilden. Sie gehörten nämlich erstens zu den an dem ewig-denkwürdigen Tage von Eckernförde, dem 5. April 1849, eroberten Gefion-Trophäen, und zweitens konnten sie sich rühmen, schon einen Erfolg errungen zu haben. Vor Anlegung dieser Strandbatterie war unsere rechte Flanke eigentlich offen und, wenn auch eine größere Unternehmung des Feindes von der See aus ihre erheblichen Schwierigkeiten gehabt hätte, so konnte es doch seinen Kanonenböten nicht verwehrt werden, mit höhnisch-flatterndem Danebrog in dem Meerbusen auf und abzufahren und unser Thun und

Treiben auf den Höhen nach Gefallen auszukundschaften. Diese täglichen Spazier- und Recognoscirfahrten geschahen sogar zu festbestimmten Stunden, als ob wir nicht im Stande seien, unsern Feind zu irgend einer Vorsichtsmaßregel zu zwingen. Unser Aller Aerger war groß und groß das Interesse, das wir an dem Bau der Strandbatterie nahmen. Sie war am 17. Mai vollendet und zunächst mit zwei Vierundzwanzig-Pfündern armirt, als der neugierige Gast erschien. Aber einige gut gezielte Boten der Gefionkanonen reichten hin, das kecke Fahrzeug zu verjagen und es selbst sowohl wie seine Kameraden hinfort aus dem Meerbusen fern zu halten. War es nun nicht eine süße Genugthuung für uns und der schneidendste Hohn auf das seestolze Dänemark, daß seine Kriegsfahrzeuge vor seinen eigenen Feuerschlünden das Element räumen mußten, auf dem es sich für unüberwindlich gehalten hatte?

Wäre übrigens jene Weisung nicht hinreichend gewesen, so besaß die treffliche Strandbatterie, was sicher genügend war, feindliche Wimpel in ehrerbietiger Ferne zu halten: einen Glühofen, dessen Tag und Nacht rastlos emporwirbelnde Rauchsäule etwaigen kühnen Vordringlingen ankündigte, welche Begrüßung ihrer wartete. Sah ich so manchmal in den feurigen Schlund hinein, in welchem die wie durchscheinend glühenden Kugeln auf ihrem Roste lagen, dann mußte ich stets an jene Feuerbälle

denken, die einst der Knabe Daniel dem Drachen zu Babel in den Rachen warf, daß er zerbarst. War nicht auch Dänemarks Abgott, „König Christian VIII.“, vor solchen Feuerbällen zerborsten? O, so lange es Strandbatterieen und Kriegsschiffe und glühende Kugeln giebt, muß man deiner gedenken, du herrlicher Siegesschauplatz von Eckernförde!

Von der Strandbatterie zu dem nächsten Werke hinaufsteigend hatte man eine ziemliche Strecke Weges, steile Hügel hinauf und hinab, zurückzulegen. Diese Beschaffenheit des Bodens machte die Anlage von Batterieen oder Redouten unnütz, und die Vertheidigungswerke bestanden nur in kleinen Gräben mit Brustwehren zur Aufnahme von Infanterie und einem oder zwei sogenannten „Tambours“, Kreisen von Pallisaden. Die Feldwachen, diejenigen Truppenabtheilungen von etwa 30—60 Mann, denen das Ausstellen der äußersten Vorposten obliegt, hatten überdies ihren Sitz in den zerstreuten Bauergehöften, die der Krieg noch nicht zerstört hatte, die also ebenfalls als Stützpunkte der Vertheidigung wenigstens für einige Zeit dienen konnten. Von allen diesen Sicherheitsmaßregeln bemerkte man aber des hügeligen Bodens halber Nichts, und so geschah es sehr häufig, daß die uns besuchenden Gesellschaften auf diesem Wege von einem Gefühl der Verlassenheit und der Angst, auf ein dem Feinde zugängliches Terrain gerathen zu sein, befallen wurden,

das sie erst wieder frei aufathmen ließ, wenn hinter dem letzten zu erklimmenden Hügel die befreundeten Uniformen in der nächsten Batterie wieder auftauchten.

Dieses Werk, eine einfache offene Batterie, war eines der ältesten, gleich nach der Erstürmung der Schanzen durch die braven Baiern und Sachsen mit augenblicklicher Benutzung eines vorhandenen dänischen Walles angelegt.

In Folge dessen war es das für unsre Zwecke am wenigsten günstig gelegene, so vortrefflich sein Platz gewählt war, so lange es die Front noch landeinwärts gekehrt hatte. Es erfreute indeß das Auge durch die große Regelmäßigkeit und Sauberkeit seines Baues, die auf dem Exercirplatz gewiß den größten Beifall gefunden hätte. Die Bewaffnung der Batterie bestand aus vier Vierundzwanzig-Pfündern, die durch Schießscharten schauten; aber sie schauten ins Blaue hinein. Kein feindliches Werk gegenüber bot sich als Ziel dar, und die im Angesicht der Batterie bisweilen erscheinenden feindlichen Kriegsfahrzeuge auf dem Eingange zur Rhede von Sonderburg waren viel zu weit entfernt, um ihnen von dieser Batterie aus gefährlich werden zu können.

Weiter nach links kommen wir wieder zu einer Redoute, einem getreuen Abbilde des Kernwerks, vielleicht in etwas verjüngtem Maaßstabe. Verhau, Gräben und Wälle in Front und Flanke, hohe, spitze Pallisaden in der Kehle und das Blockhaus inmitten waren genau die-

selben; nur die Bewaffnung und die Aufstellung der Geschütze war eine andere. Mächtige 84pfündige Bombenkanonen ragten hier aus mit Schanzkörben eingefaßten Schießscharten, die sich gerade auf einen fernen Gegenstand öffneten, der dem unbewaffneten Auge nur wie ein dicker brauner Strich, über den blauen Alssund gezogen, erschien. Es war die Schiffbrücke, welche Alsen mit dem Festlande verband. Bombenkanonen sind erst in neuerer Zeit allgemeiner gebräuchlich gewordene Geschütze, es sind die vielbesprochenen Paixhans. Sie vereinigen die Fähigkeit der Mörser mit denen der Kanone, indem sie die Hohlgeschosse der erstern und die Kartätschen der letztern im direkten Schusse von sich schleudern, also gerade für die Belagerung oder Vertheidigung von Festungswerken recht geeignet sind, wobei es nicht nur auf die Zerstörung von todtem Material, sondern auch auf das Zurückwerfen von stürmenden Truppen ankommt. Bombenkanonen kleinerer Art sind die Granatkanonen, die mit in das Feld genommen werden können, und die dann die ehemals dazu gebrauchten Haubitzen ersetzen. Die Bezeichnung: „84pfündig" ist dahin zu verstehen, daß eine in den Lauf des Geschützes passende Vollkugel das angegebene Gewicht haben würde, wogegen die Hohlkugeln natürlich viel leichter sind. Neuerdings pflegt man das Kaliber solcher Geschütze auch durch die Angabe des Durchmessers ihrer Geschosse in Zollen zu bezeichnen.

Den Leser und noch mehr die Leserinn bitte ich, diese gelehrte Abschweifung zu entschuldigen; es ist ein unverbesserlicher Fehler alter Soldaten, mit den Kunstausdrücken ihres Handwerks zu prunken!

Der Name des ebenbetrachteten Werkes übrigens war „Recht=Flügel=Redoute“ zum Unterschiede von einem zweiten derselben Bauart auf der entgegengesetzten Seite. In ihm befand man sich schon in dem großen Zusammenhange von Verschanzungen aller Art. Laufgräben, Brustwehren, Waffenplätze u. dgl. sicherten jeden bedeutenden Punkt und beherrschten die Stellen, auf denen eine Annäherung des Feindes möglich gewesen wäre. Die nach Sonderburg und den vorliegenden Gehöften zwischen den beiden Vorpostenlinien hinabführenden Straßen waren mehrfach durchschnitten und durch Verhaue oder Barrikaden gesperrt.

Gedeckte Verbindungswege führten uns zu dem Mittelpunkte der Position, einer Batterie, die der Augapfel aller Artillerie=verständigen und =unverständigen Commandeure zu sein schien, so sehr bemühte sich ein Jeder, den Gegenstand seiner Vorliebe zu erweitern und zu bereichern. Von drei oder vier war die Zahl der in der Batterie aufgestellten Geschütze nach und nach auf zehn gestiegen, weshalb natürlich die Ausdehnung des Werkes durch allmählige Ansätze ebenfalls um das Dreifache hatte wachsen müssen. Es glich, als jede Möglichkeit einer Vergrößerung endlich

geschwunden war, einem jener Gebäude, die zu ihrer Vollendung mehrer Jahrhunderte bedurften, die die verschiedensten Style in sich vereinigen, und deren älteste Theile bereits wieder Ruinen sind, wenn der letzte Baumeister seinem Werke den letzten Stein einfugt. Um die Munition für eine verhältnißmäßig so große Zahl von Geschützen von schwerstem und noch dazu verschiedenem Kaliber unterzubringen, war die Anlage eines völligen unterirdischen Höhlensystems nöthig geworden, das aus wohl einem halben Dutzend Pulver- und Bombenkammern bestand. Ein Glück war's, daß, als diese monströse Batterie endlich im Glanze der Vollendung strahlte, kein feindliches Geschoß sich in sie verirrte; eine einzige an günstiger Stelle platzende Bombe hätte bei der Zusammenhäufung von Menschen und entzündlichem Material auf einen so kleinen Raum große Verwüstungen anrichten können.

Zu den vielen Ueberflüssigkeiten, an denen die Batterie des Centrums so reich war, gehörte auch ein Glühofen. Freilich war man dieser Meinung nicht, wenn man in den kalten, nordischen Mitternächten behaglich um den rings von hohen Erdwänden eingeschlossenen Ofen wie in einem traulichen Zimmer saß, dessen hohe Decke der blaue, mit unzähligen, funkelnden Sternbildern geschmückte Himmel war, und wenn man so den renommirten Erzählern lauschte, deren jede Truppe wie nur irgend ein nomadisirender

Araberstamm besaß, und die sich bei solchen Gelegenheiten nicht lange bitten ließen, ihre Geschichten, „wie man sie auf Düppel erzählt“, auszukramen.

Ob diese Geschichten Wahrheit, ob Dichtung, ob ein Gemisch von Beiden waren, wer möchte es entscheiden? Um ein Körnlein der Erstern wird mit der Zeit sich wohl Hülle auf Hülle der Letztern gelegt, und so sich ein Ganzes mit unmerklichen Uebergängen gebildet haben, an dem eine gewissenhafte, aesthetische Kritik gewiß Mancherlei auszusetzen gefunden hätte, das aber in unserer damaligen Lage dankbar hingenommen, von Herzen belacht und mit Wohlgefallen weiter erzählt wurde.

Von allen Geschichten, die an unsern Wachtfeuern gäng und gäbe waren, ist mir eine vorzüglich in der Erinnerung geblieben. Die Tagebücher aus dem schleswig-holsteinischen Kriege sind nicht gerade reich an lustigen, ergötzlichen Seiten; mag denn diese Geschichte hier noch einmal erzählt werden. Leider muß ich aber auf die Wiedergabe eines ihrer hauptsächlichsten Reize verzichten: meine Buchstaben sind nicht im Stande, weder den Dialekt der ursprünglichen Erzähler, noch den des Helden der Anekdote auszudrücken. So folgt denn hier der schlichte Bericht:

„Es war kurz nach dem 13. April, dem Tage der Erstürmung der düppler Schanzen, als der Hauptmann eines deutschen Contingents, das vielfachen Stoff zu übrigens

ganz harmlosen, ungiftigen Neckereien lieferte, die Feldwache vor der Batterie des Centrums unserer Position bezog. Sein Quartier nahm er in dem für die Feldwache bestimmten Bauergehöfte. Nun war der gute alte Hauptmann kein sonderlicher Freund nächtlichen Wachens, sondern zog einen ruhigen, ungestörten Schlaf in der dazu bestimmten Zeit bei Weitem vor. Andererseits hatte er aber große Angst vor einem dänischen Ueberfalle. Als es daher Abend geworden war, rief er den ältesten Corporal seiner Abtheilung zu sich und sagte zu ihm:

„Hören Sie, Corporal, ich lege mich jetzt ein Bissel auf's Ohr; wenn aber ein Hund bellt oder ein Pferd trappelt, so kommen Sie geschwind herein und wecken mich? Hören Sie?"

Der Corporal fuhr mit der Hand an seinen Tschako, stieß sein kurzes „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" heraus, drehte sich auf dem rechten Absatz und verließ das Zimmer, um sich draußen auf die Lauer zu legen, während der Hauptmann drinnen sich behaglich auf's Ohr legte. Eine halbe Stunde mochte wohl vergangen sein, der Hauptmann war schon eingeschlummert und fing eben an in tiefern Tönen zu schnarchen, da öffnete sich die Thür und herein und zum Lager des Entschlafenen schritt der Corporal.

„Herr Hauptmann!" rief er mit seinem kräftigsten Basse.

Der Gerufene fuhr verstört auf und wischte sich mit den Händen in Gesicht und Haar herum, eh' er den Wecker erkannte.

„Was giebt's? Was ist los?“ fragte er endlich.

Mit feierlicher Ruhe antwortete der Corporal:

„Meldung vom Doppelposten No. 1, daß in der Gegend der feindlichen Postenkette ein Hund bellt.“

Der Hauptmann besann sich einen Augenblick und befahl dann:

„Hören Sie, Corporal, schicken Sie eine Patrouille nach der verdächtigen Gegend!“

Der Corporal grüßte, ließ wieder sein „Zu Befehl!“ vernehmen, machte seine steife Wendung und marschirte ab. Der Hauptmann aber suchte sich brummend gerade wieder so zu legen, wie er vor der verdrießlichen Störung gethan hatte, und bemühte sich mit allen Kräften, den versäumten Schlummer nachzuholen. Aber noch hatte er keine Stunde Ruhe gehabt, als die Scene von vorhin sich wiederholte. Diesmal konnte sich der unglückliche Capitain eines derben Fluches schon nicht mehr enthalten, als er den ersten Befehl erneuerte, durch eine Patrouille nach der Ursache des Hundegebells forschen zu lassen. Wieder verging eine kurze Zeit der Ruhe, da stand das Schicksal in Gestalt des unverwüstlichen Corporals zum dritten Male am Lager des Capitains mit der gleichen Meldung. Der gerieth in helle Wuth, aber die Scheu

vor seinem Untergebenen und die Furcht vor den Dänen hinderten ihn, seinen Befehl zurück- oder von den Meldungen keine weitere Notiz zu nehmen.

So war die ganze Nacht zusammengesetzt aus kurzem, unerquicklichem Schlummer und zahlreichen, höchst fatalen Störungen. Der Hauptmann schäumte zuletzt vor Aerger und Wuth, der Corporal blieb kaltblütig und gewissenhaft bis an's Ende.

Der Morgen kam und der Officier ging mit heißem, überwachtem Gesicht, äußerst verdrießlich und über energischen Maßregeln brütend, in seinem Zimmer auf und ab. Er ließ den Corporal kommen.

„Hören Sie, Corporal“, — das war der stehende Anfang aller seiner Reden, — „nun schicken Sie noch eine große Patrouille nach allen Gehöften in der ganzen Gegend herum und lassen Sie alle Malefizhunde aufgreifen und hierher bringen!“

Der Corporal that, wie ihm befohlen war, und nach einer Stunde wimmelte der Hof des Hauptmanns von Hunden jedes Geschlechts und jeder Gattung, dreizehn an der Zahl.

Unter sie trat der tief entrüstete, um den geliebten Schlaf gebrachte Wachthabende gleich einem Großinquisitor, und nachdem er sich wohlgefällig unter seinen Gefangenen umgeschaut hatte, sagte er zu seinem getreuen Untergebenen:

„Hören Sie, Corporal, nun lassen Sie die Bestien an den nächsten Bäumen aufhängen!"

Auch dieser barbarische Befehl fand den bekannten blinden Militairgehorsam, und als die dreizehn armen Schlachtopfer des wachsamen Capitains ausgeathmet und ausgezappelt hatten, drehte ihr Mörder sich triumphirend im Kreise der Gehängten herum und fragte mit höhnisch-grinsendem Gesicht:

„Schaut, ihr Malefizbestien, wird euch nun in Zukunft das Bellen vergehen?" —

Trotz der vorhin gedachten militairischen Wunderlichkeiten der Batterie war sie jedoch gerade diejenige, die allen Besuchern das meiste Entzücken verursachte. — Und mit Recht! Wahrlich, wenn bei ihrer Anlage aesthetische Gründe hätten den Ausschlag geben dürfen, so machte sie ihres Erbauers Sinn für Naturschönheit unbedingte Ehre. Sie lag auf einem Punkte, der eine der herrlichsten Aussichten wohl des ganzen deutschen Nordens gewährte. Es war von ihm fast das ganze Alsen, dieser schwimmende Garten, der unvergleichlich frisch und jugendlich aus den glänzenden Armen der Ostsee auftaucht, zu übersehen. Ueber die malerischen Ruinen von Düppelmühle und anderen durch den Krieg zerstörten Gehöften dicht zu deinen Füßen blicktest du hinüber zu dem zierlichen Panorama Sonderburgs und den lichtbewaldeten Höhen dahinter,

ließest dein Auge über die sammetnen Wiesen und goldnen Wogen der Kornfelder hinschweifen, bis es schönheitmüde innehielt bei dem am dämmernden Horizonte schimmernden weißen Schlößlein von Augustenburg, das wie ein Grenzstein der schönen Landschaft emporragt; weiße Möven und weiße Segel umflattern das Eiland wie die Schwingen glänzender Geister, die einen verzauberten Garten bewachen.

Ein Raum von wenigen Hundert Schritten, von Laufgräben und Brustwehren vielfach durchschnitten, trennt uns von dem folgenden Werke. Es ist das dem Feinde am nächsten liegende. Die Hügel senken sich hier rasch und eine freie, wenig durchschnittene Ebene führt bis zum Alssunde hin, an dessen diesseitigem Ufer noch die Posten des Feindes standen und seine Werke drohten. Aber hinter den 16 Fuß dicken Lehmwällen der Batterie konnte die schlimmste Furcht ruhig aufathmen, wenngleich keine Pallisaden-Reihen den Rücken schirmten. Fünf lange Gefion-Vierundzwanzigpfünder schauten aus diesem guten Werke mürrisch einen schmalen gelblichen Streifen an, der sich ihm gegenüber in einer Entfernung von mehr als anderthalbtausend Schritten hinzog. Das war der dänische Brückenkopf, der einzige feste Punkt, den Dänemark zur Zeit von dem ganzen Festlande seiner deutschen Herzogthümer behauptete. Gegen diese Verschanzung war, zumal aus solcher Entfernung, nicht viel auszurichten, denn ihre Umwallung bestand aus dem schweren Lehm dieses

Landes, der durch die Sommerhitze überdies zu einer steinharten Masse gedörrt war.

In den ersten Tagen nach ihrer Anlage war diese unsre Batterie ein gefährlicher Posten. Vor sich Nichts als die etwa 150 Schritt entfernte dünne Postenkette, die nächste Feldwache seitwärts weit davon, die eigentlich zur Deckung bestimmte Infanterie-Mannschaft eine nicht unbeträchtliche Strecke hinter sich, stand sie dem Handstreich des ersten besten auszeichnungsdurstigen Lieutenants offen, der an der Spitze von fünfzig entschlossenen Leuten die Batterie überrumpeln, die Kanonen vernageln und mit der gefangen-genommenen Artilleriemannschaft verschwinden konnte, ehe ein Dutzend der bestellten Beschützer sich aus dem Stroh der Wachthütte zusammengelesen hatte. Glücklicher Weise unterblieb der Versuch eines solchen Wagnisses und wir sind so billig, unentschieden zu lassen, ob es drüben an Einsicht, an Muth oder nur an Willen dazu gefehlt habe.

Von der Geschichte und den Thaten dieser Batterie hört der Leser gleich nachher; hier nur so viel, daß sie das jüngste Kind der Laune unserer Anführer war.

Wir wandern nun gerade rückwärts. Auf dem Kamme eines Hügels zieht sich eine niedre Brustwehr entlang, die wir für eine einfache Infanterieschanze halten. Da biegen wir um das eine Ende derselben und sind überrascht durch einen unerwarteten Anblick. Wir befinden

uns in einer Mörserbatterie. Sechs dieser eigenthümlichen Geschütze, die 50pfündige Bomben zu speien vermögen, erheben aus ihren blockähnlichen Lagern den weiten Rachen zum Himmel. Mörser schleudern ihre Geschosse bekanntlich in hohen Bogen, Mörserbatterieen haben daher keine Schießscharten. Auf der Brustwehr sieht man vor jedem Geschütz mehre dünne eiserne Stäbe oder Drähte senkrecht eingesteckt; sie geben die Richtung auf bestimmte Ziele, hier also etwa auf den Brückenkopf, die Brücke selbst oder ein besonders wichtiges feindliches Werk, an. Das Loth und der Quadrant dienen ferner zum Richten des Geschützes. Mörserbatterieen sind die Hochschulen der artilleristischen Wissenschaft; hier geht es niemals hastig, tumultuarisch her; Stille, Besonnenheit, mathematische Berechnung begleiten die gewaltige Arbeit.

Außer den gewöhnlichen Bomben- und Pulverkammern gab es hier noch laubenartige Räume, aus Baumstämmen und Erde erbaut, Werkstätten für die Feuerwerker, die jedes Geschoß vor seiner Entsendung dem Zwecke entsprechend zuzurichten haben. Viele Factoren gehören dazu, einen Wurf zum Treffer zu machen. Die Entfernung des Ziels muß richtig geschätzt sein, die Brennzeit des Zünders der Flugzeit der Bombe entsprechen, und da es hierbei auf das Augenmaaß, auf Sekunden und auf Linien ankommt, so wird man einsehen, wie schwierig die Aufgabe ist.

Unsre Mörser trugen die Namenschiffre eines dänischen Königs und gehörten zu dem geringen Bestande von bronzenen Geschützen, welche die mißtrauische und habsüchtige Politik der dänischen Regierung in der Festung Holsteins, in Rendsburg, belassen hatte. Das Mißtrauen liegt darin, daß man überhaupt die Waffen des holsteinischen Arsenals ohne Bedürfniß nach Kopenhagen hinüberführte, und die Habsucht zeigte sich dadurch, daß man zunächst die bronzenen, also die werthvolleren Röhre, wegnahm. Nur die Mörser waren noch geblieben, vielleicht weil man einer etwaigen Insurrektion nicht die Kühnheit und das Glück zutraute, ihre Feuerschlünde gegen königlich-dänische Festungsmauern und Brückenköpfe richten zu können. Und freilich, was unsre sechs angeht, so hatte man sich nicht getäuscht; sie blieben stumm und ungefährlich während des ganzen Feldzuges, aber sie hatten Brüder, deren dumpfe Stimmen wir oft über die morgenstillen Wasser herüberdröhnen hörten, wenn sie die Schläfer in Friedericia aufrufen mochten, um sie vielleicht gleich darauf zu ewigem Schlummer dahinzustrecken.

Da ich einmal von unsern Mörsern spreche, so will ich dir, geneigter Leser, Alles zeigen und sagen, was davon hier auf den düppeler Höhen gezeigt und gesagt werden kann. Blick' hin in jene Ecke! Du glaubst eine zahlreiche Nachkommenschaft, kleine harmlose Kinder, der sechs ehrwürdigen Alten hier zu sehen, nicht wahr? Und in

der That! jene Geschöpfe sind ihren Aeltern wie aus den Augen geschnitten: Stoff, Gestalt, Farbe, Bezeichnung ganz dieselben, nur der Maaßstab ist ein sehr verjüngter. Sehen sie nicht aus wie Kinderspielzeug, diese vierzig Handmörser? Und gar das Ladezeug dazu, diese Wischer und Setzkolben, wie puppenniedlich! Wahrhaftig, man möchte ein Knabe von acht Jahren sein und gleich Krieg spielen! Wie gut sind doch im Grunde unsre strengen Väter jenseits der Belte! Vieles haben sie uns weggenommen, Alles was nur einigen Werth hatte, materiellen und ideellen, — doch dies Spielzeug haben sie uns gelassen! Aber denke dir: dies Spielzeug sollen wir in allem Ernst gebrauchen! Aus diesen Mörsern sollen wir den anstürmenden Feinden Granaten auf die Köpfe werfen — freilich ohne sicher zu sein, ob die nach kurzem Fluge platzenden Geschosse nicht uns selbst die Glieder zerschmettern! Und noch mehr: wir haben diese Granaten mit Bindfaden umschlungen, so daß sie an David's Schleuder erinnern, werden den Zünder dann mit der Hand in Brand setzen und — wenn es so weit kommt — den verhängnißvollen, sprühenden Ball den Dänen in's Gesicht schleudern. Handgranaten heißen diese Geschosse und mit Recht, denn manche Hand hätten sie wohl in Granatstückchen zerschmettert, wenn es Gott und unsern Obern gefallen hätte, sie je zur Anwendung kommen zu lassen. Wohl bedient man sich solcher Handgranaten in

belagerten Festungen, wo man nichts Anderes zu thun hat, als sie in Brand zu setzen und durch eine Schieß-scharte in den mit stürmenden Feinden angefüllten Graben fallen zu lassen — die Sache eines Augenblicks — vor den zurückspringenden Trümmern durch die Festungsmauer geschützt; was wir aber mit diesen Ungethümen sollten, die wir sie über hohe Brustwehren und noch höhere Palli-saden zu werfen gehabt hätten, während zwischen dem Moment des Anzündens und dem des Springens nur 12 Sekunden, vielleicht auch nur die Hälfte lagen, das war Wenigen einleuchtend. Doch halt! Je zwei Artilleristen sollten ja einen Handmörser mit der dazu nöthigen Muni-tion bekommen und diese Fuß- oder eigentlich Handartillerie sollte in den Tirailleurlinien vertheilt wirken. Wer nun das Hin- und Herwogen eines Tirailleurgefechtes kennt, das stets wechselnde Avanciren und Retiriren, der wird sich die Frage beantworten können, ob Wahrscheinlichkeit gewesen ist, daß die unglücklichen lebendigen Mörser-batterieen vor lauter Laufen auch nur zu einem Wurfe gekommen wären. Doch was spotte ich! Eine wunde Stelle zeigt auch das Vollkommenste, auch der göttergleiche Achilles hatte seine sterbliche Ferse! Sonst hatten wir gelacht, wenn die Dänen mit ihren Espignolen in's Feld rückten, dieser abgeschmackten Kinderei aus alten Zeiten, — seit dem Tage, an welchem wir uns mit den Hand-

mörsern waffnen mußten, thaten wir's nicht mehr. Die Handmörser waren unsre Espignolen!

Die bisher auf unserer Wanderung berührten Werke bildeten den rechten Flügel und das Centrum der Position und in einer Hinsicht ein abgeschlossenes Ganze, indem sie von preußischer Artillerie-Mannschaft besetzt waren, während die Werke des linken Flügels, drei an der Zahl, in den Händen von Schleswig-Holsteinern waren. Ein abgeschlossenes Ganze, sagte ich, und wahrlich, der Ausdruck ist richtig. Die Pfade, die von den preußischen zu den schleswig-holsteinischen Batterieen führten, waren wie ausgestorben; nur selten sah man einen Hinübergehenden oder Herüberkommenden einen Verkehr unterhalten, der bei gleichem Handwerk, gleichen Gefahren und gleichem Ziel unter andern Verhältnissen natürlich ein sehr lebendiger hätte sein müssen. Mißtrauen von der einen und Schamgefühl von der andern Seite, beide wahrlich nicht unbegründet, richteten eine traurige Scheidewand zwischen den Waffenbrüdern auf. Seit den Tagen Wrangels erschien keine preußische Uniform im Angesicht von Landessöhnen, die nicht finstre Mienen veranlaßte und feindliche, stechende Blicke auf sich zog. Wie oft hörte ich, wenn der Träger einer solchen kaum den Rücken wandte, daß Einer dem Andern verächtlich sagte: „Du, das ist auch Einer von denen —“, eine Verschweigung, die deutsche Männer mehr beschäftigen sollte,

als all' die berühmten, zum Ueberdruß oft interpretirten Aposiopesen griechischer und lateinischer Klassiker!

Was die Werke des linken Flügels betrifft, so bestanden sie aus einer Redoute, die dem Werke des rechten Flügels entsprach und aus einer offenen Batterie, die beide mit Achtzehn- und Vierundzwanzig-Pfündern armirt waren. Das dritte Werk kam nicht zur Vollendung. Gegner dieser Werke waren die dänischen Batterieen auf Alsen, die an dieser Seite sehr zahlreich waren, vermuthlich weil sich hier die schmalste Stelle des Meeresarms befand. Die Vorposten vor diesem Flügel der Befestigungen standen, da die Unebenheit und Steile des Bodens keine zusammenhängenden Gräben gestattete, in einzelnen Erdlöchern oder kleinen hufeisenförmigen Ausgrabungen — es waren die aus den Schilderungen der Belagerung von Sebastopol bekannten russischen Schützengruben im Kleinen.

Im Allgemeinen habe ich von den schleswig-holsteinischen Werken zu sagen, daß sie sich durch eine ungemeine Regelmäßigkeit des Baues, durch Schärfe aller Linien und Kanten und durch eine auffallende Sauberkeit und sorgfältige Instandhaltung auszeichneten; ihre Thätigkeit im Gefechte war stets von einem Erfolge begleitet, dem selbst die eingenommensten Mitglieder des preußischen Kriegsheeres ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Es ist ein treffliches Volk, dies schleswig-holsteinische! Vor

wenigen Wochen verstand es nur die friedlichste aller Künste, den Ackerbau, und heute wetteifert es mit den geschultesten Soldaten und übertrifft sie!

Wir verlassen nun zum Schlusse unsrer Wanderung die Linien der Batterieen, wir überschreiten die der Feldwachen, die nur wenige Schritte davor liegt, und begeben uns zwischen die Vorposten. Wir brauchen keine Furcht zu hegen! Es herrscht fortwährend Waffenstillstand hier, denn da die beiderseitigen Vorposten nur 100, höchstens 150 Schritte von einander stehen, so würde es ein ewiges Gefecht geben, wenn die Vorposten überhaupt sich bekämpfen wollten. Früher freilich war es anders, wenigstens wie erzählt wird. Da, gleich nach der Erstürmung der Schanzen, lagen hier auch die bückeburger Jäger auf Vorposten. Diese ehrlichen Seelen meinten, sie hätten ihre schönen Büchsen dazu, so viele Feinde wie möglich, und wo sie nur immer könnten, niederzulegen. Danach handelten sie denn auch, bis von drüben wegen dieses „unnützen Blutvergießens“ parlamentirt und von hüben „aus strategischen Gründen“ bei Strafe verboten wurde, außer im Fall eines Angriffs auf die feindlichen Vorposten zu schießen. Die bückeburger Jäger aber wurden zur Belohnung für ihre Bravour abgelöst, so daß sie während des ganzen Feldzuges nicht in die Verlegenheit gekommen sind, sich entscheiden zu müssen, ob der Tod eines Dänen

der Sache Schleswig-Holsteins förderlich genug sei, um dafür eignen mehrwöchentlichen Arrest zu erdulden.

Wir sind am Ziele unseres letzten Ganges und stehen vor einem mächtigen Steine oder eigentlich Felsblocke, der gerade vor unserer vordersten Batterie an dem langgestreckten Abhange des Hügels liegt. Er hat wohl die Höhe einer zwiefachen Manneslänge und bedeckt einen Raum, auf dem zwei bespannte Wagen bequem neben einander halten könnten. Auf der Ostseite zeigt er rohe, breite Einschnitte, die indeß doch zu regelmäßig sind, um nicht für von Menschenhänden eingesprengte Stufen gehalten zu werden. Da die Halbinsel Sundewitt, sowie die ganze Ostseeküste Schleswig-Holsteins überhaupt, reich ist an Fußstapfen der grauen, vorchristlichen Zeit, so liegt der Gedanke nahe, daß auch dieser erratische Block in dem aufgeschwemmten Lande einst eine andere Bedeutung gehabt habe, als heut', wo er nur dem ertraglustigen Bauer ein gutes Stück seines Landes unbrauchbar macht. Vielleicht haben auf seinen Stufen die normännischen Seekönige bei ihren hastigen Landungen gethront, während die meerdurchfurchenden Kiele sich in den nahen Buchten verschnauften, oder er hat als Tribüne in den Rathsversammlungen eines Sachsengaues gedient, oder endlich war er der Altar, auf dem die Priester Wodan's, Thor's und Saxnot's ihre blutigen Opfer schlachteten.

Wenn wir im Angesichte des Feindes den flachen

Gipfel des Felsblocks bestiegen haben, können wir einen großen Theil seiner Vorpostenlinie sowie der unsrigen überschauen und uns über die geringen Abstände beider verwundern. Weiteres vom Feinde gewahren wir nicht, seine Feldwachen sind in einzelnen noch unzerstörten Gehöften untergebracht oder lagern in Strohhütten, die von bebuschten Wällen verdeckt sind. Den letzten Blick werfen wir auf jene links unten sich hinziehende Wiese. Es ist die fatale Stelle, in deren sumpfigem Boden am Tage der düppeler Schlacht von 1849 jene beiden sächsischen Geschütze stecken blieben, deren Anblick in den Städten und Städtchen Dänemarks, durch die sie auf vielen Umwegen mit einer kindischen Ostentation geführt wurden, einen solchen Siegestaumel hervorrief, daß darüber die verlorenen Schlachten und mancher sonstige herbe Verlust, wie z. B. der Christian's VIII. und der Gefion, schier verschmerzt schienen.

So haben wir die neun oder zehn größeren Werke der düppeler Höhen durchwandert, uud außerdem in Augenschein genommen, was sonst dem durch das einförmige Lagerleben nicht Verwöhnten interessant erschien. Wir können nun unsern Sparziergang als beendigt ansehen, lieber Leser, und vorläufig von einander Abschied nehmen. Doch halt! Ich will dir gleich kurz von dem traurigen Ende unsrer herrlichen Werke berichten!

Es war ein wunderschöner Herbstabend, als ich, in

fröhlicher Gesellschaft von einem fröhlichen Ausfluge zurückkehrend, die Sundewitt gegenüber liegende Küste Angelns entlangritt. Wir hatten längst Waffenstillstand und freuten uns der kurzen Ruhe. In Süd-Schleswig standen die Preußen, im nördlichen die Schweden und Norweger. Plötzlich gewahrten wir einen röthlichen Schein, der ein gutes Stück des nördlichen Himmels erhellte. „Ein Nordlicht!“ rief der Eine. „Da brennt ein Dorf!“ der Andre. „Sie illuminiren in Sonderburg zu Ehren der Söhne Gustav Adolphs!“ fügte ein Dritter lachend hinzu und Alles lachte mit. Aber die Kunde, die der andre Morgen brachte, trieb Vielen Thränen der Wuth in die Augen. Die Balken und Bretter des Kernwerks und der Redouten auf den düppeler Höhen und die Faschinen und Schanzkörbe der Batterien waren von den Flammen verzehrt worden, die wir gestern gesehen hatten. Dänischer Pöbel und untermischte dänische Soldaten hatten in jener Nacht zerstört, was auf neutralem Grund und Boden und unter dem Schutze des Völkerrechtes stand. Mir aber war, als ich die Stätten vernichtet wußte, in denen ich die ersten feindlichen Kugeln hatte pfeifen hören, das erste deutsche Blut im Kampfe mit einem auswärtigen Feinde vergießen sah, in denen ich so manche liebe Nacht unter dem Rauschen des schwarz-roth-goldnen Banners verträumt hatte, mir war zu Muth, als sei das Haus zu Schutt gebrannt, das meine liebste Jugendzeit umschlossen habe.

Nun, sie sind dahin, unsere schönen Werke, ungerächt dahin; der Pflug geht wieder über die Stätten, wo sie standen. Kein graubärtiger, stelzfüßiger Veteran kann sie dereinst dem befreiten Enkel mit frohem Stolze zeigen, aber auch die leeren Stätten, wo sie standen, rufen Euch immerdar die Mahnung zu: Seid Schleswig-Holsteins eingedenk!

Und sie starben nicht ganz ohne Pulvergeruch. Ich zeichne dir, freundlicher Leser, auf den folgenden Blättern das Bild eines Kampfes, der in ihnen und um ihretwillen getobt hat.

II.

Ein Kampf.

Zweimal nur, seitdem die deutschen Waffen den Sitz ihrer Herrschaft auf die Hügel in Sundewitt verlegt hatten, hat sich von ihren Höhen das Getöse der Schlacht ringsum in die Lande ergossen, wie ein Lavastrom die Tiefen erfüllend, sich an den Bergen brechend und auf der Meeresfläche verschwimmend. Das erste Mal, um die Mitte des Mai's, galt es jenem feindlichen Boote, dessen Neugier zurückgewiesen werden sollte und ward, wie ich vorhin erzählte. Die Kanonen der Strandbatterie hatten das erste Wort gesprochen, das Boot geantwortet und in den groben Wortwechsel hatten sich die andern Batterieen hüben und drüben gemischt. Es war nur ein Geschützkampf; wie verschüchterte Vögel beim Heranrauschen kämpfender Adler duckten sich die Vorposten, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen. In drei Viertelstunden war Alles zu Ende, die Verlüste auf beiden Seiten kaum des Nennens werth. Seitdem war es ruhig geblieben; wir bauten Batterieen nach Herzenslust und viel

darüber, der Feind sah dem ruhig zu, als wisse er, daß wir anfingen, Alles für ein Blendwerk zu halten, und unternahm Nichts, um uns zum Ernste zu zwingen. Wie der normännische Eroberer Wilhelm in der Handvoll englischer Erde, die er fallend ergriff, schon das ganze England zu fassen und zu ergreifen gewiß war, so meinten umgekehrt die Dänen, in dem Zipfel des Festlandes von Schleswig, den ihre Batterieen noch bestrichen, und in den beiden Inselchen Alsen und Arroe, noch das ganze Herzogthum zu halten, das ihren Händen längst entschlüpft war, und beruhigten sich bei diesem symbolischen Besitze; uns aber erging es wie dem leichtsinnigen jungen Erben, dem plötzlich eine reiche Hinterlassenschaft wie vom Himmel gefallen ist, und dem nur am Herzen liegt, die Hauptgüter in Besitz zu nehmen, unbekümmert, ob einige kleine Anhängsel verzettelt und verloren werden. Ob es möglich oder wünschenswerth gewesen sei, auch Alsen und Arroe zu nehmen, das sind heut noch müssigere Fragen, als sie schon damals waren, wo die Vertheidiger des unterlassenen Versuches als Hauptgrund für die Unterlassung die wahrscheinlich großen Opfer an Menschenleben hervorhoben. Es ist gewiß löblich, wenn Sparsamkeit mit Menschenblut, „diesem ganz besondern Safte“, gepredigt wird, nur darf eine solche Predigt nicht aus der Furcht vor dem Wagniß, nicht aus der Scheu, die an Großes Großes zu setzen zagt, hervorgegangen sein.

Dann kommt das ironische Schicksal oft mit seinen schlimmsten Streichen, solch' ein Schwanken, solch' eine Halbheit zu züchtigen.

Wir haben es neuerdings erlebt, daß ein Feldherr zögerte, auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen, weil er sein Heer noch nicht vollzählig glaubte, und er die Verluste einer Schlacht scheute. Da schleicht die böse Seuche in seine Ruhequartiere und er muß bald sein Heer schlimmer gelichtet sehen, als die blutigste Schlacht es zu thun vermocht hätte. Wir haben es auch erlebt, daß Feldherren, als es galt, das Hauptbollwerk eines Feindes mit einem einzigen kühnen, gewaltigen Schlage zu gewinnen, davor zurückbebten, weil sie die große Ziffer des einmaligen Verlustes fürchteten. Nun gingen sie langsam und vorsichtig zu Werke und führten viele kleine Schläge, aber siehe da! als sie noch weit vom Ziele standen, überstieg die Summe aller so im Einzelnen gebrachten Opfer um ein Gewaltiges die Zahl, die sich auch bei dem verlustvollsten einmaligen Hauptangriffe hätte ergeben können.

Eine ähnliche Erfahrung hatten wir, wenn auch nur im Kleinen, zu machen. Da standen viele Tausende einander gegenüber, die Gewehre geladen und im Anschlag — aber weiter erstreckten sich die Feindseligkeiten nicht. War es zu verwundern, daß der tückische Zufall die Hähne spannte, daß sein Finger an den Drücker griff, den die Hände der Träger der Waffen nicht berühren

durften? Krieg wurde da geführt; ein Krieg aber fordert Blut, und da die Krieger es nicht fließen machten, so that wieder das Schicksal, oder wie wir es heißen mögen, das Seine. Es war eine bedenkliche Thatsache, daß durch unvorsichtiges Umgehen mit ihren Waffen, durch zufälliges Entladen der Gewehre fast eben so viele deutsche Krieger ihren Tod gefunden hatten, wie in allen Gefechten, die in diesem Feldzuge von der „Reichsarmee" geliefert waren.

Die träge Ruhe, die Gleichgültigkeit, die Unzufriedenheit und was sonst in Folge der thatlosen Zeit für Stimmungen unter den Truppen auf den Höhen von Düppel herrschen mochten, Alles ward unterbrochen durch einen Tag des Kampfes, dessen Verlauf ich dir, geneigter Leser, zu schildern versuchen möchte. Du hast unsere Batterieen, unsere Kanonen in stummer Ruhe gesehen, sieh' nun auch, wie sie sich in ihrer lauten, dröhnenden Arbeit ausnehmen.

Wir hatten wieder eine Batterie gebaut. Es war die am weitesten vorgeschobene, deren sich der aufmerksame Leser gewiß noch erinnert. Ihre Bewaffnung war noch nicht vollendet; sie enthielt erst drei Vierundzwanzig-Pfünder. Die Feldwache, der zugleich die Beschützung der Batterie oblag, befand sich noch eine Strecke hinter ihr, die Vorposten, anderthalbhundert Schritt davor, standen fast ohne Deckung — kurz Alles war noch im Werden,

das Nothwendige noch nicht recht erkannt. Am Abende des 5. Juni endlich hatte die Ansicht, die neue Batterie läge eigentlich etwas gefährdet, zu dem Befehle geführt, es sollten vor derselben Brustwehren aufgeworfen werden, die der Infanteriemannschaft doch die Möglichkeit, einigen Widerstand zu leisten, gewährten. Am andern Morgen sollten die Arbeiten beginnen. Niemand dachte daran, daß sie gestört werden könnten, war es doch schon lange Brauch, daß wir unter den Augen des Feindes an Werken aufführten, was uns wohlgefiel.

Der Morgen des 6. Juni sah eine Schaar arbeitender Infanteristen des Reservebataillons mit Hacken und Spaten rüstig das befohlene Werk fördern, die gewöhnliche Zahl preußischer Artilleristen, neun Mann, befand sich zerstreut in der Batterie und um dieselbe, von der dahinter liegenden Feldwache hatten Einige Urlaub genommen, die Uebrigen beschäftigten sich mit Wassertragen, Feueranmachen und Zubereitung ihres Frühstücks. Plötzlich bricht aus der feindlichen Postenkette eine Abtheilung von etwa 30 Mann geschlossen hervor, wirft sich unter knatternden Salven raschen Laufes auf die erschreckten Arbeiter und scheucht sie in einem Nu hinter die Wälle der Batterie. Mit ihnen zugleich entweichen die erschreckten Vorposten, die Salven des Feindes kaum mit einzelnen Schüssen erwidernd. Welche Veränderung! Hin- und herfallende Schüsse, Fliehende, Rufe des Schreckens und der Ver-

wirrung auf demselben Platze, auf dem eben noch ruhige Arbeit und unkriegerische Künste zu erblicken waren! Der Feind, der keinen Widerstand findet, rückt weiter vor und befindet sich mit wenigen Schritten schon unter der Schußlinie der Batterie, da wirft sich ihm der Officier der so plötzlich alarmirten Feldwache mit einem Dutzend seiner Leute — mehr gelang ihm so schnell nicht zusammenzuraffen — unerschrocken entgegen. Diese entschlossene That rettete wahrscheinlich die Batterie vor der Ueberrumpelung. Die Feinde stutzten und wichen allmählig in ihre gewöhnliche Vorpostenstellung zurück. Von hier aus aber unterhielten sie ein lebhaftes Feuer auf Alles, was sich blicken ließ, so daß es unseren Arbeitern, die sich nach Verwindung des ersten Schreckens wieder gesammelt hatten und sich nach ihren Werkzeugen begeben wollten, noch nicht möglich war, die verlassene Arbeit wieder zu beginnen. Inzwischen war durch den feindlichen Angriff links und rechts von dem bedrohten Punkte ein rüstiges, ungewohntes Leben hervorgerufen worden. Alle Feldwachen waren ausgeschwärmt, die Vorposten zu verstärken, und in wenigen Minuten gab es vom Norden der Halbinsel bis zum Süden zwei lustig feuernde Linien. Die Artilleristen standen kampfbegierig an den zum Gefecht bereiten Geschützen und aus dem nächsten Dorfe, Oster-Düppel, rückten die zur Bedienung aller Kanonen nöthigen Mannschaften schnellen Schrittes die Höhen herauf. Das

Reservebataillon stand unter Waffen, bereit dem ersten Rufe zum Einrücken in die vordere Linie zu folgen.

Aber auch in die Ferne erstreckte sich die Aufregung. Von den Hünengräbern qualmten beide Fanale und bald hörte man in allen Dörfern der Runde den dumpfen Ton der Lärmtrommel und die langgezogenen Trompetensignale, die das ganze Armee-Corps auf den Platz riefen. Kurze Zeit — und aus dem Grün der Dörfer quoll wie ein im Sonnenlichte blitzender Strom der lange Zug der Bayonnette, Staubwolken verkündeten herantrabende Reiterschaaren und mit schnaubenden Pferden rasselte Feldartillerie im Galopp heran. So waren alle Vorkehrungen getroffen, dem Feinde, falls sein unerwarteter Angriff der Vorläufer eines ernstlicheren Unternehmens gewesen wäre, einen tüchtigen Empfang zu bereiten. Zunächst jedoch blieb es bei dem hitzigen Kugelwechsel der Vorpostenlinien aus ihren gewöhnlichen, mehr oder weniger nahen Stellungen.

Einzelne Verwundete gab es bereits auf beiden Seiten. Es war immerhin ein ernster unheimlicher Anblick, die zwei Bahrenträger mit ihrer Last aus dem Gefecht huschen zu sehen. Wohl bedeckte diese ein faltiger, tiefherabhängender Mantel, aber man wußte doch, daß es schmerzende, blutende Menschenglieder waren, die unter der Decke zuckten.

Es war 10 Uhr Vormittags geworden, da gingen

von den nunmehr vollständig eingetroffenen Truppen einige Züge der braven braunschweigischen Infanterie zur Unterstützung unsrer noch immer dünnen Tirailleurkette vor. Es war ein herrlicher Anblick, zu sehen, wie diese tapfersten aller hier vereinigten Krieger in ihrer einfachen und doch so malerischen Uniform, den flatternden Roßschweif über dem Haupte, unerschrocken und der zischenden Kugeln nicht achtend, dem Feinde entgegenstürmten. Die nachlässig in der gesenkten Rechten gehaltenen Büchsen erhoben sie nicht eher, als bis sie sich dem Feinde auf etwa hundert Schritt genähert hatten. Da aber warfen sie sich hinter einen deckenden Erdwall und sprühten ein so verderbliches Feuer auf die feindliche Linie, daß diese in's Wanken gerieth und von dem bisher behaupteten gebüschgekrönten Walle stückweise gleichsam abbröckelte. Nicht sobald bemerkten die Unsrigen diese Unsicherheit, als sie sich wie mit einem Schlage auf der ganzen Linie erhoben und unter donnerndem Hurrah auf die feindlichen Schützen losstürzten. Wo hat je ein dänisches Ohr ein deutsches Hurrah ertragen? Nun gings wie die wilde Jagd von Knick zu Knick; erst unter den Wällen ihres Brückenkopfes kamen die Fliehenden wieder zum Stehen.

Wer von der Höhe der Batterieen herab dem bisherigen Verlaufe des Gefechtes zugesehen hatte, dem hatte eine Gestalt nicht entgehen können, die sich in unsrer Plänklerlinie mit großer Lebhaftigkeit und rastlos thätig

hin und her bewegte. Es war kein Soldat; die blaue Jacke mit blanken Knöpfen, das lose geschürzte Halstuch mit langen, flatternden Zipfeln, das hellgraue Beinkleid und die leichte Mütze verkündeten sofort einen Seemann, selbst wenn das große Schiffs-Fernrohr unter dem Arme des Besprochenen nicht gewesen wäre. Der Mann, von dem ich rede, war bei dem ganzen Armeecorps in Sundewitt unter dem Namen „der Observateur“ bekannt und allgemein beliebt. Es war eine hohe, schlanke Gestalt in den dreißiger Jahren mit jenen dem deutschen Seemann so eigenthümlichen Zügen, die neben der durch Wetter und Gefahren erhöhten Kraft Gutmüthigkeit und Biederkeit ausdrücken. Der Observateur war von der Landesregierung unserem Kommando zugewiesen, um als Sachverständiger in allen nautischen Beziehungen Auskunft zu geben. Wir besaßen bekanntlich eine Strandbatterie und andere Werke, die ebenfalls gegen das Meer hin thätig sein konnten, leicht hätte also ein Conflikt mit neutralen Schiffen oder irgend ein anderes Mißverständniß eintreten können, wenn nicht stets eine mit den Flaggen der verschiedenen Nationen und mit den Schiffsgebräuchen vertraute Person auf den Höhen anwesend gewesen wäre. Wie kam aber bei diesem Amte des Observateurs Theilnahme am Gefechte, was hatte er im Getümmel unserer Vorpostenkämpfe zu thun? Nun, für einen wackern, unerschrockenen Mann, der sein eigner Herr ist, möchte

es wohl unter allen Umständen eine harte Aufgabe sein, unthätig zu bleiben, wenn es hundert Schritte vor ihm über den Feind hergeht, aber der Observateur hatte noch nähere Veranlassung, zu handeln statt zu beobachten. Das schöne, grüne Alsen war seine Heimatinsel und von unseren Höhen aus konnte er mit seinem guten Rohre seiner Mutter Haus sehen und das Fenster, vor dem seine Wiege gestanden hatte. Mußte ihn da nicht die freudigste Kampfbegeisterung hinreißen, wenn ihm der Gedanke kam, nun gälte es der Befreiung seiner Geburtsstätte von der häßlichen Gegenwart verhaßter Feinde, und mußte ihm dieser Gedanke nicht bei jedem fallenden Schusse kommen, mußte er nicht in jedem das Signal zum entscheidenden Schlage zu vernehmen glauben? Daß heute aber ein Tag der Entscheidung angebrochen sei, glaubten Tausende mit unserem Observateur. Wie leicht konnte der Feind hinter diesem Plänklergefecht seine Massen aufstellen und zu Sturmkolonnen formiren, wie leicht konnten die Unsrigen aus Angegriffenen zu Angreifern werden und die doch einmal alarmirten und schlagfertigen Bataillone zur improvisirten Eroberung Alsens gebraucht werden!

Unser Seemann arbeitete wenigstens nach Kräften auf dieses Ziel hin. Zwischen den dunkeln Röcken der Braunschweiger wie zwischen den grünen Uniformen der Waldecker sah man ihn in seinem leichten, hellen Seemannskleide hin- und herhuschen; wo es stockte, griff er

ein, wo es vorwärts ging, war er einer der Ersten; keinen Weg scheute er, wenn irgend eine Meldung, ein Gesuch um Verstärkung an die Kommandirenden auf den Höhen zu überbringen war. Bald richtete er sein herrliches Fernrohr auf den Feind, das ihm jede Bewegung, ja fast jede Miene des Einzelnen zeigte, bald ein Gewehr, das er einem lässigen Schützen aus der Hand genommen hatte. Es wäre thöricht, wollte ich behaupten, von seinem Blei sei mehr als ein Däne gefallen; wo zehn, zwanzig Schüsse in einem Augenblick knallen, wer will da behaupten, dies oder jenes Rohr sei auf den Sinkenden gerichtet gewesen? Ich weiß nur, daß der Observateur ein falkenscharfes Auge, eine ruhige Hand und eine genaue Kenntniß des Gewehrs hatte — und mehr braucht man ja nicht zum Treffen. Es konnte nicht fehlen, daß des Seemanns weithinsichtbare Kleidung die allgemeine Aufmerksamkeit des Feindes und seine wirksame Theilnahme am Gefecht die Röhre desselben auf ihn zog. Wo er sich blicken ließ, umsausten ihn Dutzende von Kugeln; sie durchbohrten seine Mütze, zerfetzten seine Kleider, aber ihn selbst ließen sie unversehrt, als sei er gefeit. Oft, wenn so eine Todesbotinn ihn verfehlt hatte, sah man ihn seine Mütze oder sein Fernrohr schwenken und hörte ein Triumphgeschrei, das so herausfordernd, so grellhöhnisch klang, daß man sich mit leisem Schauer an die Indianerhäuptlinge Amerikas erinnert fühlte, die

sa jubelnd ihres Feindes Ungeschick verspotten und die eigene Gewandtheit preisend verkünden.

Das Tirailleurgefecht hatte bereits zwei Stunden gedauert, ohne wichtige Ergebnisse zu liefern, man möchte denn dafür halten, daß die Unsrigen, im Besitze des feindlichen Terrains, da es keinen schlimmeren Schaden anzurichten gab, sich das Vergnügen machten, die Wegweiser und Signalstangen umzustürzen, die dort zahlreich vom Feinde für seine Vorposten und Ablösungtrupps aufgepflanzt waren. Das ewige Geknatter mochte wohl den Dänen langweilig werden und sie beschlossen, durch einen raschen, verstärkten Angriff auf unsre Schützenlinie diese zurückzuwerfen, ihre alte Vorpostenstellung wieder einzunehmen und dadurch dem ganzen Gefechte vielleicht ein Ende zu machen. Zu diesem Zwecke erschienen plötzlich starke Abtheilungen des Feindes auf dem Schauplatze, die das Uebergewicht so sehr auf seine Seite brachten, daß die Unsrigen den errungenen Fußbreit Bodens nach kurzem, heftigem Gefechte wieder aufgeben mußten. Aber auch diesseits waren gewaltige Massen bereit, den Feind im Schach zu halten. Dreizehn Bataillone hatte der Qualm der Fanale theils auf die Höhen selbst, theils auf ihren westlichen Abhang gerufen, und sobald das Eingreifen stärkerer Abtheilungen des Feindes in das Gefecht bemerkt ward, marschirte ein Bataillon nassauischer Infanterie über die Hügel rückwärts von der bekannten,

vorhin erwähnten Batterie, sei es, um die dünnen Reihen unserer Schützen zu verdichten, sei es, um die durch den heftigen Angriff der Dänen selbst bedrohte Batterie zu decken. Der Feind sah die Wichtigkeit der heranrückenden Verstärkung in jeder Beziehung wohl ein. Sollte sein Vorhaben nicht gänzlich scheitern, so mußte er versuchen, die herbeieilende Kolonne aufzuhalten oder zu zerstreuen. Dazu konnte aber nur grobes Geschütz dienen, das bisher in vornehmem Schweigen auf das Getreibe des kleinen Kampfes herabgeschaut hatte. Die ersten drei Compagnieen des gedachten Bataillons hatten bereits ihren Vormarsch vollendet und hinter dem Knick, der sich im Rücken der Batterie befand, Stellung genommen; die vierte Compagnie war im Begriffe, sich ihnen anzuschließen, da — mit einem Male erhoben zwei Vierundzwanzigpfünder einer Batterie auf Alsen ihre dröhnenden Stimmen und spieen zwei sausende Bälle auf das nichts Schlimmeres als Flintenkugeln erwartende nassauische Bataillon. Beide Kugeln schlugen dicht vor der Spitze der letzten Compagnie ein und überschütteten sie mit dem aufgeworfenen Sande, ohne jedoch irgend welchen Schaden zu thun und ohne eine andere Wirkung auf die tüchtige Haltung der von einer so kolossalen Begrüßung überraschten Truppe auszuüben, als daß sie nun im Laufschritt den noch übrigen Weg zurücklegte.

Inzwischen war unsre noch immer schwache Tirailleur-

schaar überall zurückgewichen und der siegende Feind über seine alte Vorpostenlinie so weit vorgedrungen, daß seine Kugeln wieder gegen die eisernen Röhre der Kanonen in unseren Batterieen klatschten, gleichsam als wollten sie ihre träge Ruhe verhöhnen. Aber es war die Ruhe des Löwen.

In der Batterie, vor welcher frühmorgens sich das Gefecht entsponnen hatte, die damals mit drei Vierundzwanzigpfündern aus der Gefionbeute armirt war, befand sich ein General, der gleichgültig dem Verlaufe des Kampfes zuschaute, und ein Lieutenant der Artillerie, der in fieberhafter Ungeduld dem Befehl zum Feuern entgegenharrte. Die unglückliche Anordnung, daß unsre Armee-Abtheilung sich stets in der Defensive verhalten sollte, schien auch heute seine Sehnsucht unbefriedigt lassen zu wollen. Als aber das schwere Geschütz des Feindes aufgetreten war, da war ja eine Erwiderung des Feuers eine Maßregel ganz defensiver Natur und der brave Officier bestürmte den General mit der Bitte, auf jene Schüsse, die in die Nachbarschaft der Batterie gerichtet gewesen wären, antworten zu dürfen. Zögernd und wider Willen gab der General nach, aber er gab doch nach. Und nun donnerte Schuß auf Schuß aus den Gefionkanonen gegen die feindlichen Batterieen, gegen den Brückenkopf, gegen die Brücke, gleichsam als wollte die wackere

Batterie dem Feinde den kleinen Schrecken bezahlen, den er ihr um die Morgenstunde gemacht hatte.

Links von ihr, die noch von preußischer Artillerie besetzt war, lagen die Schanzen der schleswig-holsteinischen Kanoniere. Brannte ein preußischer Officier schon nach dem Ernste des Kampfes, der durch nichts Höheres, als durch das militairische Ehrgefühl angefeuert wurde, mit wie verzehrender Ungeduld mochten die einheimischen Krieger dem Befehl zum Beginne des Geschützkampfes entgegensehen, die sich bewußt waren, ihrem schlimmsten Feinde gegenüberzustehen! Kaum waren daher die ersten Kanonenschüsse unsrerseits gefallen, als die schleswig-holsteinischen Batterieen auch schon Theil an dem nun begonnenen gröberen Gefechte nahmen. Dieser Menschenschlag giebt in der That die herrlichsten Artilleristen ab! In Mitte der größten Erregung sind sie dennoch kaltblütig, ja phlegmatisch. Die erste Bombe ging zu kurz; sie war auf eine jenseits des Alssundes belegene Schanze gemünzt. Man richtete höher und das Geschoß schlug dicht vor dem fernen Ziele ein. Noch einmal wurde höher gerichtet und der dampfsprühende Ball flog schnurstracks in eine der feindlichen Schießscharten. Drüben stürzten entsetzte Männer, verwundete darunter, von einem demontirten Geschütz hinter den Pallisaden hervor und zerstreuten sich nach allen Richtungen in's Freie; hüben erscholl ein

kurzes Hurrah des Triumphes und dann weiter Schuß auf Schuß.

Es war nun herrlich auf den düppeler Höhen! Keine Batterie, wenn sie nur irgend ein feindliches Ziel vor sich hatte, schwieg mehr. Gewaltige Wolken qualmten empor und die Hügel zitterten, als sollte hier der Untergang der Welt beginnen und ringsum wäre es ihr noch gestattet, im sonnigen, lächelnden Putz des Sommers fortzuglänzen. Etwas aber hatte das grimme Getöse doch auch zur Ruhe gebracht — das Tirailleurgefecht. Wie auf Verabredung hatten die Reihen der Schützen ihr Geknatter eingestellt und die Entscheidung des Tages den kolossalen Mitteln anheimgegeben, die über ihre geduckten Köpfe hinweg hinüber und herüber sausten. Trat aber eine zufällige Pause in dem großen Kampfe ein, so ließ sich sofort das Knallen der Gewehre wieder hören, das freilich dem nun halb betäubten, an so riesige Geräusche gewöhnten Ohre gar zu winzig und kindisch klang. Dennoch war die größte Anzahl der Todten und Verwundeten, die wir bis dahin zu beklagen hatten, nicht durch die riesigen Geschosse, die vierundzwanzigpfündigen Kugeln und die sechszig- und achtzigpfündigen Bomben, sondern durch die kleinen bleiernen Sendboten des Kleingewehrs niedergestreckt worden. Und das war natürlich, denn die ersteren wendeten sich einzig und allein gegen das todte Material: Brustwehren, Geschütze und ver-

gleichen, da große Massen des „lebendigen Materials", auf die eine Kanone abzubrennen sich der Mühe verlohnt hätte, während des ganzen Gefechtes nur selten auftraten, und die verschwenderische Gewohnheit der dänischen Artillerie von 1848, auf einsame Posten und zwei oder drei Plänkler zu kanoniren, sparsameren Ansichten Platz gemacht hatte.

Am eifrigsten wurde jedenfalls der Kampf von der schon oft erwähnten Batterie geführt, in der wir vorhin einen so tüchtigen Commandanten kennen gelernt haben. Dieser brave Soldat benutzte die ihm endlich gewordene Erlaubniß zum Feuern so trefflich, daß seine drei Gesionröhre mehr Schüsse, glaube ich, gethan haben, als alle übrigen preußischen Batterieen zusammen genommen. Auf dem Terrain vor diesem Werke sah es auch am buntesten und interessantesten aus. Einmal kam eine dicke feindliche Tirailleurkette angerückt, einige dreißig Mann zählte ein Artillerist, der mit des Lieutenants Fernrohr über die Brustwehr lugte. Da befahl der Officier, mit Kartätschen zu feuern. Der Schuß krachte und mit Entsetzen meldete der Beobachter, daß kaum 6 oder 8 Mann der Schützenkette auf den Beinen geblieben waren. Bald aber legte sich sein Erstaunen oder machte vielmehr einem andern Platz. Denn die vermeintlichen Todten richteten sich Einer nach dem Andern wieder auf. Es war eben nur der gewöhnliche Kunstgriff gewesen, die Dänen hatten sich

niedergeworfen, sobald sie die eiserne Saat gegen ihre Glieder heranrauschen hörten. Darauf erschien eine Espignolen-Batterie von vier Stücken dieses abenteuerlichen Geschützes der Batterie gegenüber im Felde und eröffnete ihr Feuer. Ich will den Leser nicht mit einer ausführlichen Beschreibung dieser veralteten Höllenmaschine belästigen, es genüge anzugeben, daß das Geschützrohr im Laboratorium geladen werden muß, und daß es eine Anzahl von Kugeln nacheinander zu schießen im Stande ist, ähnlich wie die Leuchtkugeln aus einer Hülse fliegen. Unsere Soldaten spotteten über diese altmodische Artillerie, während die Dänen in ihr etwas Wunderbares zu sehen schienen.*) An jenem Tage wenigstens that sie keine Wunder. Kaum hatte der treffliche Artillerie-Commandant die neuen feindlichen Angriffsmittel bemerkt, als er auch schon einige Kugeln zwischen sie sandte. Da packte die Mannschaft eilends zusammen und flüchtete sich hinter die Lehmmauer des Brückenkopfes.

*) Die „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte", III. Buch, S. 408 in der Anmerkung sagen: „Die dänische Armee führte solche Espignolen überall mit sich, obgleich sie während der drei Kriegsjahre nicht ein einziges Mal vortheilhaft verwendet werden konnten, und ihr Transport eine zu große Menge von Fahrzeugen nöthig machte. Sobald ein Stück entladen war, mußte es, um neugeladen zu werden, ins kopenhagener Laboratorium zurückgebracht werden."

Das rastlose Gedonner aus der so thätigen Batterie klang nun aber freilich nicht wie eine Defensive, sondern wie ein sehr offensives Bombardement, und so sah sich der tapfre Commandant bald durch eine höhere Weisung in seiner vergnüglichen Thätigkeit gehemmt. Doch nur auf Augenblicke. Er sollte nämlich nur feuern, entweder wenn die Batterie selbst durch feindliche Kanonen angegriffen würde, oder wenn ihm das feindliche Schützenfeuer zu heftig zu werden schien. Der erste Theil der Vorschrift ließ sich nicht wohl drehen und deuteln, aber nach dem letztern war ja die Entscheidung dem Ermessen des Befehlshabers überlassen. So schaute denn der Officier, und seine Mannschaft nicht minder, eifrigst über die Brustwehr auf die feindlichen Büsche und sobald es aus ihnen dampfte und knallte, entlud sich aus der kampflustigen Batterie jedes der drei Geschütze. Zweiundsiebenzig Pfund Eisen auf einige Loth Blei — war das nicht eine hochherzige Vergeltung?

Eine Weile ging dies Frage- und Antwortspiel ruhig fort, da sprengte der vorhin erwähnte General heran und fragte ziemlich ungehalten den Commandirenden, ob er den Befehl zum bedingten, mäßigeren Feuern nicht erhalten habe.

„Zu Befehl, Excellenz," war die rasche, franke Antwort des Officiers, „aber sehen Sie nur selbst, wie heftig die verdammten Tirailleure uns beschießen!"

Der General guckte nach der bezeichneten Stelle, wo es zum Glücke gerade zwei oder dreimal aufblitzte, und — „Erstes Geschütz, Feuer! — Zweites Geschütz, Feuer! — Drittes Geschütz, Feuer!“ klang die Stimme des Lieutenants, als hätte es gegolten, Bresche in das Himmelreich zu legen. Der General sagte kein Wort, wandte sein Pferd und sprengte davon, wohl noch verdrießlicher, als er gekommen war.

Inzwischen war der Tag so weit vorgerückt und das Gefecht hatte so lange in einer und derselben Weise fortgedauert, daß Niemand mehr die Hoffnung hegte, es möchten von der einen oder andern Seite noch großartigere Unternehmungen versucht werden. So wäre es das Einfachste gewesen, den Kampf überhaupt abzubrechen, wenn nicht ein Umstand dem entgegengestanden hätte. Das von Anfang an ziel- und planlose Gefecht hatte allmählig unabsichtlich einen Mittelpunkt gewonnen, um den sich Alles drehte, von dessen Verlust oder Gewinn Sieg und Ehre des Tages oder das Gegentheil abhingen.

Ich sprach oben von Gehöften, welche die Däuen gleich uns zum Aufstellen ihrer Feldwachen oder Repli's benutzten. Gegen eines derselben hatte ein braunschweigischer Infanteriehauptmann auf eigene Hand zu operiren begonnen, von dem Wunsche beseelt, durch die Zerstörung der Gebäude dem Feinde Schutz und Bequemlichkeit zu rauben. Die in dem Gehöfte und um dasselbe versammelte

Macht des Feindes jedoch hatte ihm die unmittelbare Annäherung an die Strohdächer der Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht gestattet, und die aus der Ferne auf dieselben geschossenen Gewehrraketen wollten nicht zünden. Allmählig hatte der gedachte Officier Unterstützung in seinem Vorhaben und höheren Orts Billigung desselben gefunden, so daß er seine Annäherungsversuche erneuerte. Endlich erschien sogar braunschweigische Feldartillerie und beschoß mit den gefürchteten Shrapnells die belebten Umgebungen der Häuser und zwang dadurch die in ihnen versteckten Feinde sich hinter den Wänden von Steinen und Lehm zusammenzuziehen, die immerhin einen leiblichen Schutz darboten. Niemand bei uns hatte bald mehr einen andern Wunsch, als das so hartnäckige Häuflein Mauer- und Holzwerk in Asche und Trümmer sinken zu sehen. Als mehre Versuche, es im raschen Anlauf mit dem Bayonnett zu nehmen, an dem heftigen Feuer gescheitert waren, das der Feind aus Fenstern und improvisirten Schießscharten auf die Stürmenden sprühte, kam — ich weiß nicht, wer — auf den Gedanken, das strohgedeckte Haus aus der znnächst liegenden Batterie vermittelst glühender Kugeln in Brand zu stecken. Der Vorschlag fand Beifall. Die betreffende Batterie war jene, die später zu einer solchen Riesenhaftigkeit anwuchs. Damals aber hatte sie noch keinen Glühofen, folglich auch keine glühenden Kugeln. Nun hätte man den Eifer

der Kanoniere sehen müssen, wie sie über den hügligen Abhang zum Venning=Bond nach der über tausend Schritt entfernten Strandbatterie hinunterliefen, wie sie in einen eisernen Eimer die lichtrothen Bälle thaten und sie keuchend an einer durch den Eimerring gesteckten Handspeiche die Hügel wieder hinanschleppten. Die athemloseste Erwartung empfing sie oben, nur die Augen thaten die wichtigste Frage des Augenblicks: sind die Kugeln noch warm genug, um einen Brand zu erzeugen? Man hielt zur Prüfung trockene Spähne daran, — sie flammten hell auf. Rasch wurden die Kugeln in die Kanonen geladen und ihrer fünf in das dem feurigen Verderben geweihte Haus gesendet.

Noch donnerten links und rechts unsre übrigen Geschütze, noch kamen von Alsen herüber die Kugeln und Bomben geflogen, noch knallten hüben und drüben die Flinten der Infanterieketten, aber wer von denen, die sich im Mittelpunkt der Verschanzungen befanden, dem gegenüber nun auch der Mittelpunkt des Kampfes war, achtete darauf! Viele Secunden waren verflossen, seitdem die letzte Gluthkugel in das Strohdach gekracht war, nachdem sie die Krone eines vor demselben stehenden Apfelbaumes weggerissen hatte, und schon hörte man hie und da die verstimmte Aeußerung: „Sie zünden nicht, sie waren zu kalt!" — schon begann man sich über das Mißlingen zu trösten und andere Mittel in Vorschlag zu bringen,

da sah man plötzlich einzelne feindliche Soldaten und dicht hinterdrein ganze Trupps aus dem Hause stürzen und in großer Eile nach dem Brückenkopfe zu entfliehen. Da mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein. Und wirklich! ehe man sich noch die freudige Vermuthung aussprechen konnte, brach eine schlanke, helle Flammensäule aus dem Dache hervor, Rauchwirbel folgten auf zwei, drei, sechs Stellen, Flammenzungen folgten ihnen und fast in einem Nu war das so lange bestürmte Gebäude von einem lodernden Kranze überwallt. Da war des Jubels kein Ende. Auf die Brustwehren der Schanzen, der Laufgräben die ganze Linie hinunter sprangen die Kanoniere, die Infanteristen; Officiere und Gemeine schwangen triumphirend ihre Mützen und Tschako's und ein weithinhallender Jubelruf, der immer wieder von Neuem sich erhob, drang mit den Flammen und Rauchwirbeln gen Himmel und verkündete zugleich mit dem Lichtschein des seinem Verhängniß erliegenden Gebäudes dem schweigenden Feinde unsere Genugthuung.

Der, ergrimmt und wie in ohnmächtiger Anstrengung, unsre Freude uns zu verbittern, sandte noch einmal aus allen seinen Batterieen eine Saat von Bomben und Kugeln herüber und verstummte dann.

Wohl hielten wir sein Streben für ohnmächtig, wohl spotteten wir seiner hinter und neben uns niederschlagenden Geschosse, — bald aber sollten wir erfahren, daß es ihm doch gelungen war, unsern Siegesjubel zu dämpfen.

Wir fragten uns: „Wo war denn während des letzten Kampfes unser Freund, der Observateur?“

Eine Ordonnanz ging von Batterie zu Batterie, um den Befehl zum gänzlichen Einstellen des Feuers zu überbringen, den der Höchstkommandirende nunmehr nach Erreichung des hauptsächlichsten Zieles geben zu müssen glaubte. Als sie sich der Batterie näherte, vor der am Morgen der Kampf entbrannt war, stieß sie auf eine Leiche, die, das Gesicht zur Erde gekehrt, lang ausgestreckt, etwa hundert Schritt hinterwärts des Werkes lag. Die blaue Jacke mit den silbernen Knöpfen, das hellgraue Beinkleid ließen keinen Zweifel. Ihn, den die Kugeln im heftigsten Feuer verschont hatten, zerschmetterte ein Stück einer in seiner Nähe springenden Bombe, der einzigen vielleicht, die so weit nach hinten drang. Das Eisen hatte ihn von rückwärts erfaßt und er war gräßlich verstümmelt. Sein treuster Begleiter, sein Fernrohr, hatte sein Schicksal getheilt; wir fanden nur Stücke vom Rohre und Splitter der Gläser, die manch' Einer wohl heut noch als ein Andenken aufbewahrt.

So waren die aufsteigenden Flammen, die wir so freudig begrüßt hatten, die Todtenfackeln des Mannes gewesen, den wir Alle liebten, und der im Angesichte seiner Heimat, in der Vorahnung ihrer Befreiung, die aber leider nie zur Wahrheit geworden ist, gefallen war.

III.

Der 6. Juli.

Wochen waren ins Land gegangen seit dem letzten Kampfe, ohne irgend ein erhebliches Ereigniß zu bringen. Unsre Verwundeten begannen zu genesen und unsre Todten moderten auf dem Kirchhofe zu Atzbüll. Die drei Salven, die wie eine ehrende Nachrede über ihre Gruft dahin gerollt waren, schienen die letzten kriegerischen Klänge gewesen zu sein, die dieses Land und dieses Meer vernehmen sollten.

Wenn den Todten noch die Dinge des Lebens am Herzen liegen, so war ihr Begräbnißplatz gut gewählt. Wenn sie etwa Nachts aus der Tiefe emporstiegen und sich auf ihren Grabhügeln niederließen, konnten sie im Mondenscheine weit und breit das schöne Land überblicken, für das sie gestorben waren, und die freundliche Nacht verbarg ihnen dann wohl die Zeichen der Knechtschaft, die es dennoch trug und noch heute trägt.

Uns, die wir im Leben und im Tagesscheine wandelten,

ward es nicht so gut. Wir sahen und hörten genug, was uns das Herz schwer bedrückte und unsre Stirn in tiefe Falten zog. Hoch oben in Jütland zog General Prittwitz mit seinem ungeheuren Heere bedächtig Schritt für Schritt hinter dem winzigen Feinde her, es klüglich immer so einrichtend, daß er auf dem angestrebten Punkte anlangte, wenn der müdeste Nachzügler des Feindes sich längst gerettet hatte. Wäre in jenem Heere nicht die kleine, wackere schleswig-holsteinische Armee wie ein brausendes, nicht zu beschwichtigendes Ferment gewesen, man hätte geglaubt, Manoeuvrebewegungen auf einem Uebungsplatze zu sehen.

Die Schleswig-Holsteiner waren es, die gegen den ausdrücklichen Befehl des Reichsgenerals, der aber nur den Anweisungen des preußischen oder vielmehr russischen Cabinets folgte, die dänische Uebermacht bei Kolding in einem glorreichen Gefechte schlugen und die brennende Stadt mit Sturm nahmen, die Schleswig-Holsteiner waren es, die den Feind zum zweiten Male bei Gudsoe angriffen und besiegten, die Schleswig-Holsteiner endlich, die vor Fridericia, das Bollwerk Jütlands, rückten und es in allem Ernste und Eifer belagerten.

Einer unsrer Officiere, der einem Freunde im Generalstabe des Oberbefehlshabers sein Befremden über eine solche Kriegführung ausgedrückt hatte, erhielt die verhängnißvolle Erklärung: „Wir können nicht anders, da uns

die politischen Verhältnisse nun einmal mehr auf die Seite der Dänen, als auf die ihrer Gegner stellen!“ So führten wir also gedoppelte Waffen; die stumpfe, unschädliche Spitze war dem Feinde zugekehrt und mit der scharfen Schneide bedrohten wir Herz und Mark des Bruderstammes, den zu schützen wir vorgaben gekommen zu sein, und für dessen Rechte gestorben zu sein unsre Todten noch heut zu Tage meinen. Dazu schlich bald ein häßliches Gerücht durch die Truppen und füllte die vom Verdachte weit aufgethanen Ohren mit der Kunde von einem unehrenhaften Waffenstillstande, Abzuge und Preisgeben der bisher wenigstens dem Scheine nach verfochtenen Sache. Alle glaubten es; hatte doch schon einmal der Waffenstillstand von Malmö einen unvertilgbaren Flecken auf den Wappenschild deutscher Ehre geworfen! Die Leichtsinnigen spotteten und witzelten, die Feigen freuten sich der Rückkehr an den heimischen Heerd, aber die Guten und Tapfern gingen herum beschämt, traurig und darüber brütend, was zu thun sei, wenn nun die Herzogthümer, von Deutschland verrathen, auf ihre eigene Kraft angewiesen, dastünden. Es war eine unheimliche, schwere Zeit. Aber dennoch gab es einen Trost. Die ungestörte Muße, der wir leider verfallen waren, hatte es uns möglich gemacht, mit den Einwohnern des Landes bekannter und vertrauter zu werden. Im Schooße jener Familien, die zerstreut durch das Land gleichsam als die

Vorposten auf der Nordlandswarte deutscher Nation wohnen, ging auch nach den trübsten Ahnungen uns immer wieder Frohsinn und Zuversicht auf. Wir thaten einen Blick in die große Verschwörung, die wie ein Netz sich über Nordschleswig ausbreitet, das über kurz oder lang die Reste des Dänenthums ersticken wird. Weder Verrath noch Waffengewalt kann dieses Netz zerreißen, denn seine Fäden sind geistiger, unversehrbarer Art. Die Geschichte zeigt uns hier ein wunderbar-tröstliches Bild. Die gehöhnte, die gekränkte, die beraubte Germania macht sich auf von den Ufern der Elbe und Eider und schreitet nordwärts, unbewaffnet in ein fremdes, in ein feindliches Land. Nur Luthers deutsche Bibel und den deutschen Schiller trägt sie in den Händen und vor diesen zwei Sonnen schwindet der Nebel dänischen Sprachenthums und dänischer Unbildung, und trotz des Danewerks schwindet er immer weiter bis über die Koldingau, bis tief in Jütland hinein. Und auch in Jütland wird es heller. Hier und da siedelt sich deutsches Wesen, deutsche Bildung und Sprache an, und ehe Jahrhunderte vergehen, werden diese einzelnen, kleinen, lichten Punkte sich erweitert haben und über die ganze cimbrische Halbinsel zusammengeflossen sein, und siehe da! Deutschland hat eine Eroberung gemacht, eine Eroberung, die ihm Niemand entreißen kann, weil sie eine friedliche, naturgemäße, gottbestimmte ist.

Wer sich von dem guten Rechte Schleswig-Holsteins in seiner Erhebung gegen die dänische Herrschaft überzeugen wollte, der mußte nicht in die alten, verstäubten und vergilbten Pergamente blicken, so günstig sie auch lauten, der mußte auf das frische Leben des Volkes der Gegenwart schauen. Dann gewahrte er die Hauptberechtigung in der Thatsache, daß Alles in jenen streitigen Bezirken, was gebildet, wohlhabend und sittlich war, deutsch war und sein wollte, und nur der Unwissende, der Verkommene und der Schlechte zur dänischen Fahne stand. Sollten wir aber da noch im Zweifel sein, welcher von beiden Parteien die Zukunft und der Sieg gehören wird?

Doch kehren wir zu dem Kriegsschauplatze auf den Höhen von Düppel zurück! Ehe ich den Vorhang über diesen Akt des Schauspiels fallen lasse, habe ich dem theilnehmenden Leser noch eine Scene vorzuführen, die erschütterndste von allen.

Wie vorhin angedeutet, dachte seit Wochen Niemand mehr an ernste Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze, ja wir waren darauf gefaßt, täglich die Botschaft von einem Waffenstillstande eintreffen zu sehen. So war es denn leicht, für den Einzelnen Urlaub zu größeren Ausflügen in die Nachbarschaft zu erhalten. Von einem solchen eines Abends spät zurückkehrend, fand ich in unsern Quartieren eine ungewöhnliche Erregung. Noch wachte Alles und besprach sich über die Vorgänge des Tages

und tauschte die Muthmaßungen über das, was der folgende bringen möchte, aus. Die Sache war die. Unsre Vorposten hatten gemeldet, daß auf der feindlichen Seite eine auffallende Leere und Stille eingetreten sei. Die Vorposten seien freilich auf ihren gewöhnlichen Stellen, aber der sonst lebhafte Verkehr zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe und ihnen fehle ganz, größere Truppenabtheilungen seien nirgends bemerkt worden und der Hafen und die Rhede von Sonderburg seien von sämmtlichen Kriegsfahrzeugen geräumt. Am Nachmittage und gegen Abend des Tages zuvor aber hatte drüben ein ungewöhnlich lautes Treiben stattgefunden; ein Jubel und eine Ausgelassenheit hatte geherrscht, als ob man ein Fest feire, und das göttliche Nationallied vom „tappern Landsoldaten" hatte nie so vollstimmig und herausfordernd herübergeklungen als eben damals.

Zuerst hatte man geglaubt, die gedachten Erscheinungen bei dem Feinde seien durch die Kunde von dem wirklichen Abschlusse eines demselben günstigen Waffenstillstandes hervorgerufen worden. Längst mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Unheils vertraut, konnte die vermeintliche Gewißheit von demselben bei den Unsrigen eben keine große Aufregung bewirken; innerlich blutete freilich das Herz eines jeden braven Mannes. Diese Ansicht hatte aber eine bedeutende Umwandlung erlitten, als im Laufe des letzten Vormittags der General

unsrer Division, von einem ungewöhnlich großen Stabe umgeben, auf den Höhen eingetroffen war und lange Zeit hindurch die feindlichen Stellungen gemustert hatte. Seine von einem Nahestehenden erhaschte Aeußerung, ihm sei von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes Nichts bekannt und ein solcher scheine ihm überhaupt noch nicht glaublich, ging wie ein Lauffeuer durch die in den Schanzen und deren Nachbarschaft lagernden Truppen. Bald nach dem Wegritte des Generals und seines Gefolges verbreitete sich aus den höheren Kreisen in immer niedrigere die von dem Befehlshaber angeblich über die auffallenden Verhältnisse bei dem Feinde ausgesprochene Ansicht. Diese lautete dahin, er sei der Meinung, die Dänen beabsichtigten wahrscheinlich einen Handstreich oder, militairisch gesprochen, eine Diversion an irgend einer vernachlässigten Küstenstelle der Ostsee, wozu sie alle irgend verwendbaren Mannschaften zusammengezogen hätten. Als möglicherweise bedrohter Punkt wurde Apenrade angegeben, eine Stadt, die zwischen der Hauptarmee in Jütland und unserer Division mitten inne gelegen war. Falls sie vom Feinde stark besetzt wurde, war zunächst die Verbindung zwischen beiden Heeren unterbrochen und dem einen oder dem andern konnten allerdings erhebliche Verlegenheiten bereitet werden. Noch legte das Gerücht dem General die Aeußerung in den Mund: „Vielleicht ist jetzt ein günstiger Moment, Alsen zu nehmen.“

Dieser Ausspruch, gerade derjenige, der wohl am Meisten bezweifelt zu werden verdiente, dem eine Folge gewiß am Ersten gefehlt haben würde, hatte auf die Truppen gerade am Meisten gewirkt. Er war unter sie gefallen wie ein Funke in ein Pulverfaß.

So fand ich sie an jenem Abende ganz Feuer und Flamme. Alle träumten und sprachen von der Wonne des Retter- und Befreierbewußtseins, in dem sie morgen auf Alsen zu schwelgen gedachten, und so zeigte sich recht, mit welcher Innigkeit die Mehrzahl der hier versammelten Truppen an der Sache hing, für die sie zu fechten gekommen waren, wie sehr der Gedanke, dem gehaßten Feinde einen Streich versetzen zu können, ihre kriegerische Freudigkeit erregte, und wie himmelschreiendes Unrecht es war, so viel Begeisterung, so viel patriotischen Eifer unbenutzt verdampfen zu lassen.

Es ward Mitternacht, ehe die lebhaft Plaudernden verstummten und der Traum Freiheit erhielt, den Kreis der wachen Bilder zu vervollständigen und auszumalen. Der Schlaf dauerte nicht lange. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da sprang Alles schon wieder vom Lager auf, denn horch! draußen Trompetenklänge! Wahrhaftig! Das Allarmsignal der preußischen Artillerie!

Ein Soldat im Felde, dem Feinde so nahe, hat bald Toilette gemacht. Es braucht bei ihm keiner Ueberwindung, aus den weichen, verführerischen Federn zu

kommen, denn er ruht in keinen, sondern auf dem harten, raschelnden, unschmiegsamen Stroh; er bedarf keiner Zeit, in die Kleider zu fahren, denn er legt sie ja Tag und Nacht nicht ab. So stand die gerufene Truppenabtheilung wenige Sekunden, nachdem sie den ersten Ton vernommen hatte, auf dem Sammelplatze, wo bald Officiere und Mannschaften in freudiger Rührigkeit und lebhaftem Gespräche Gruppen bildeten. Eingetroffene Ordonnanzen vom Hauptquartier des Divisions-Generals, vollständige Besetzung der Schanzen, Bombardement der feindlichen Werke, Sturm auf Alsen — das waren die Schlagworte in der Besprechung, die überall das höchste Entzücken hervorriefen.

Durch den noch kühlen, thaufeuchten Morgen rückten die Artilleristen die Höhen hinauf, durch ihr Erscheinen auch dort Spannung und Freude verbreitend. Die Mannschaften für die einzelnen Batterieen wurden abgetheilt und eilten an ihren Bestimmungsort. Hier, in den Batterieen, begann nun ein eifriges, emsiges Treiben. Zunächst wurden die Bedienungen für die einzelnen Geschütze abgetheilt und unter diese wieder die einzelnen Nummern vergeben. Der hatte die Munition herbeizuholen, der zu laden, der zu richten, der abzufeuern. Dann wurden die Geschütze completirt, d. h. alle kleineren Gegenstände, die zum Laden und Abfeuern dienen, und die der Witterung wegen und damit sie nicht abhanden

kommen, in verschlossenen Räumen aufbewahrt zu werden pflegen, herbeigetragen und zurechtgelegt, die Pulver- und Bombenkammern wurden geöffnet, die Munition untersucht und sortirt, Lunten und Schlagröhren in Bereitschaft gehalten.

Nach also vollständig erfüllter Pflicht ging es denn an ein Beobachten der Dinge vor und hinter uns. Vor uns war Alles, wie erwünscht, in der gestrigen Stille und Leere. In rührender Ahnungslosigkeit schlummerte noch, von den ersten Morgenstrahlen berührt, das Städtlein zu unsern Füßen, das nach wenigen Stunden vielleicht schon in tausend Flammen gen Himmel lodern sollte. In den feindlichen Redouten des jenseitigen Ufers regte sich Nichts, nicht einmal die gewöhnlichen Schildwachen waren sichtbar; nur die dunkeln Röhre der wenigen Geschütze, die der Feind in seinen schartenreichen Werken hatte, zeigten sich wie sonst, während wie sonst die Morgensonne hell und ungehindert durch die vielen leeren Luken hindurch schien.

Hinter uns wünschten wir etwas Anderes als Leere und Einsamkeit zu finden. Da sehnten wir uns, die Infanterie-Bataillone sich heranwälzen zu sehen, ohne die ja ein ernster Kampf und vollens der Sturm nicht zu unternehmen war. Aber auch hinter uns Alles still und öde. „Es ist noch zu früh,“ trösteten wir uns, „man will den Feind erst ganz sicher machen, daß er Nichts

zu fürchten habe, um ihn, den Unvorbereiteten, desto schneller zu überwinden!“ Ach, man hat tausend Mittel, die Möglichkeit dessen sich vorzulügen, was man hofft, und tausend andere, die schon entschiedene Täuschung sich selbst noch eine Zeit lang zu verhüllen.

Es vergingen Stunden, ohne daß sich in der Lage der Dinge das Geringste geändert hätte. Unsere Lunten verkohlten vergeblich; wir löschten sie bis auf eine in jeder Batterie wieder aus — mit jeder Lunte erstickte eine unserer Hoffnungen.

Schon konnte man nicht mehr von Morgen, schon mußte man von Vormittag sprechen, da entdeckten unsere Augen, die des Spähens noch immer nicht müde waren, eine Staubwolke, die sich von der Gegend von Rübel, in welchem Dorfe das Hauptquartier war, heranbewegte.

Endlich, endlich!

Wir sahen bald die Voreiligkeit unserer Freude ein.

Jene Wolke ward nicht durch die Spitze einer marschirenden Infanterieabtheilung, wie wir gemeint hatten, sondern durch eine kleine Reiterschaar erregt, die sich rasch näherte. Bald erkannten wir den General, den Herzog von Nassau und andere höhere Befehlshaber mit ihren Adjutanten und Ordonnanzen.

Wollten diese Herren den Brückenkopf allein stürmen oder hatte kriegerisches Feuer sie nur den Truppen soweit vorangetrieben?

Sie langten bei dem Kernwerke an, sie stiegen von den Pferden, sie gingen langsam von einem Ende unserer Vorpostenlinie bis zum andern, statt der Kanonen die Fernröhre auf den Feind richtend.

Gespannt und noch nicht ganz aller Hoffnung bar verfolgten wir jede ihrer Bewegungen, wiewohl es uns thöricht schien, falls noch Etwas unternommen werden sollte, die Aufmerksamkeit des Feindes durch eine solche General-Recognoscirung zu erregen.

Die Herren hatten ihren Umzug vollendet. Sie schoben die Fernröhre zusammen und in die Futterale, kehrten zu ihren im Kernwerke gebliebenen Pferden zurück, ertheilten einige kurze Befehle an die harrenden Unterbefehlshaber, schwangen sich auf und ritten davon. Wir sahen ihnen nach und mit welchen Gefühlen! Dann legten wir die nun unnützen Geräthschaften wieder an ihren Ort und marschirten dann im tiefsten Schweigen in unsere dörflichen Quartiere hinab.

So verbrachten wir auf den Höhen von Düppel den Morgen und den Vormittag des 6. Juli 1849, während zu derselben Stunde die schleswig-holsteinische Armee blutend und zerbrochen von den Wällen Friedericia's zurückwich, dem dreifach überlegenen Feinde das ehrenvoll bestrittene Schlachtfeld, tausend ihrer besten Streiter todt oder schwerverwundet und fast alle ihre Geschütze vernagelt überlassend. Und durch die zerrissenen Reihen des Rückmarsches, die schlotternden Herzen und Häupter

muthig wieder erhebend, ging seltsam das tröstende Wort:

„Kinder, guten Muth's! Alsen ist erobert!"

Sollte man nicht meinen, den Unglücklichen verfolgten die Götter mit ihrem Spotte?

Wenige Tage noch und es ward wirklich Waffenstillstand, ganz wie wir ihn gefürchtet hatten. Die Geschichte der folgenden Tage, der fröhlichen wie der traurigen, erzähle ich Euch ein anderes Mal. Für heute sei es mir genug, Euch Alle, die Ihr einst unsre Bundesgenossen wart, sei's mit dem Schwerte in der Hand, sei's mit dem Scherflein der Liebe, an die vergangene, vergessene Zeit und an den dritten verlorenen Posten unserer Nation, für den Augenblick verloren wie Riga und Straßburg, erinnert zu haben. Von den Blättern aber, die Ihr durchlesen habt, mögt Ihr Nichts behalten als die Bitte, die in ihnen lebt und klingt, die Bitte für jetzt und für eine Zukunft, die — wer weiß wie bald! — zur Gegenwart wird, in der das alte Europa zu einer neuen Gestaltung zusammen gerüttelt wird, in der das Feindselige sich meidet und abstößt und das Verwandte sich zu finden und zu verbinden trachtet, die Bitte:

Seid Schleswig-Holsteins eingedenk!

Die Kirche zu Broacker.

Eine Sage aus Sundewitt.

Drei Dinge besonders waren es, durch die es mir und vielen meiner Kameraden so schnell wohl und heimisch in den deutschen Familien Sundewitts wurde, die aufzusuchen uns unsere thatenlose Anwesenheit auf den düppeler Höhen gestattete: eine Gastfreundschaft, wie sie namentlich im mittleren Deutschland mit seinen beschränkten, ärmlichen Verhältnissen schon längst zur verklungenen Mythe geworden ist; eine auf deutscher Grundlage ruhende Bildung, die wir an diesem, von Dänemark als sein natürliches Eigenthum angesprochenen Orte am wenigsten erwartet hatten, und vor Allem ein lebendiges Vaterlandsgefühl.

Wie oft wirbelte der Staub der Landstraße unter den Hufen des Rosses empor, das mich in seinem raschesten Trabe der Einförmigkeit des Lagerlebens entzog und meinen neuen Freunden entgegenführte! Es war freilich ein schlechter Gaul, und wenn er je der Ehre theilhaftig geworden war, einen jugendlichen Reiter zu tragen, so waren solche Erinnerungen durch den Wust späterer gemeiner Thätigkeit gewiß tief begraben, denn es war

eben das Pferd irgend eines ehrsamen Bauern des Dorfes, in dem wir unser Quartier aufgeschlagen hatten. Aber was schadete das? Von dem elendesten Klepper siehst du noch einmal so frei und stolz auf die Welt hinab, die dich mit ihren Eindrücken bewältigt, als wenn du, ein unbedeutender Fußgänger, in ihrer Mitte wandelst, und von dem winzigsten Trabe fühlst du dein Blut höher wallen, dein Herz rascher pochen, als von dem geflügeltsten Laufe deiner eigenen Schritte.

Und wie fröhlich und leicht pochte stets mein Herz, mein dem Einerlei und dem Geräusch des Lagers entnommenes Herz, wenn ich erst den Kriegsschauplatz hinter mir hatte und wieder die ungestörte, unverdorbene Schöpfung der Natur mich umgab! Ich lenkte mein Pferd zu den Ufern des Meeres hinab und ließ seine Hufe von den leis' auf dem Sande verrinnenden Wellen bespülen. Das Knirschen des feuchten Ufersandes, das ewige Murmeln der ewigen Wogen, die kühlende Brise, die von Osten kam, das waren freilich Dinge, gemacht, auch das ödeste Herz nach langer, kranker Haft zu erfrischen.

Bergan ging der Weg und statt der flachen, winzigen Wellen der See nahmen mich die großgeschwungenen Wogen des Hügellandes auf. Ich befand mich nun schon abseits der Heerstraßen und Kolonnenwege, und Häuser und Gegend zeigten Nichts als die saubern Reize gedeihlicher Ländlichkeit, frei von der malerischen Verwirrung

und dem gruppenreichen Durcheinander, das diejenigen Dörfer darboten, deren ursprüngliche Bewohnerschaft fast unsichtbar war vor der Fluth der augenblicklichen militairischen Besitzer.

Die wenigen Stunden Weges waren bald zurückgelegt. Ich ritt durch das Dorf, dessen kleine Häuser Behaglichkeit und Wohlstand verriethen. Zumeist erfreuten mich die Fenster, diese Augen des Hauses, die in spiegelnder Blänke die Strahlen der Mittagssonne blendend zurückwarfen. Die Gluth dieser hielt alles Leben im Innern der Wohnungen zurück. Die Straßen des Dorfes waren so ausgestorben, daß ich unwillig die kleine Münze wieder einstecken mußte, mit der ich irgend ein freundliches Kind zu beglücken dachte, wenn es mich, was freilich unnöthig war, nach dem Försterhause gewiesen haben würde. Kaum sah ich hie und da ein verschlafenes Mütterlein-Gesicht hinter den blanken Scheiben sich aufrichten, die flüchtige Neugier nach dem fremden Reiter flüchtig befriedigen und sich wieder zum vorigen Träumen niedersenken. Nur die immer wache Polizei der Dörfer, die großen und kleinen Hunde aller Art, die sich blinzelnd auf den Schwellen der Hausthüren sonnten, nahmen leidenschaftlichere Notiz von meinem Pferde und mir und fuhren mit einem solchen Gekläff und Geknurr auf uns los, als wollten sie uns in der That nach unsern Pässen fragen.

Den Weg zum Försterhause mußte ich also ohne

Führer finden. Ein von der Hauptstraße zur Rechten abbiegender Nebenweg zeigte mir das schmucke, weiße Haus, das, abweichend von der üblichen Bauart der ländlichen Wohnungen dieser Gegend und fast den Styl einer Villa tragend, als ich es zum ersten Male sah, einen um so angenehmeren Eindruck auf mich machte, als ich seit langer Zeit meinen Geschmack, abgesehen von den dörflichen Gebäuden, nur an der luftigen, mannichfaltigen Architektur unserer strohernen Bivouac-Hütten hatte bilden können.

Die grünen, lebendigen Umgebungen des Hauses vereinigten sich mit ihm zu einem zierlichen, idyllischen Bilde. Alte, breitblättrige Kastanien und riesige, weichgerundete Buchenwipfel überschatteten es von oben, vollblühende Rosenhecken umkränzten seinen Fuß und sendeten von der Ueberfülle ihres Duftes dem Nahenden köstliche Wogen wie begrüßend entgegen.

Die Familie des Försters gehörte zu den ältesten und liebsten meiner Bekannten in Sundewitt. Das war eine ächte, eine ausdauernde Patriotenfamilie! Der Vater hatte als Mitglied eines Freicorps im Jahre 1848 einen Arm auf dem Schlachtfelde gelassen, die Mutter um ihrer deutschen Gesinnung willen mit ihren nächsten Blutsverwandten, die in das feindliche Lager hinübergegangen waren, gebrochen; der Sohn, ein achtzehnjähriger Jüngling, stand in einem Jägercorps vor Friedericia gegen

den Feind und die Tochter pflegte die Gräber der gefallenen deutschen Krieger auf dem benachbarten Kirchhofe und selbst die Blumen ihrer Gartenbeete mußten die geliebten Farben: blau, weiß, roth zeigen.

Im Umgange mit dieser Familie wurde mir Vieles klar, wovon ich früher nur eine sehr lückenhafte Kenntniß gehabt hatte. Die Geschichte, die Rechte, die Bedürfnisse, der Charakter des Volkes der deutschen Herzogthümer gaben den Hauptstoff für unsere Unterhaltungen ab. Die Tochter namentlich hing mit schwärmerischer Liebe an Allem, was ihrem Volke, ihrer Heimat eigen war. Selbst das rauhere Klima Nordschleswigs, über das ich mich im Scherze oft beklagt hatte, wenn eine Mitternacht auf den umwindeten Höhen von Düppel zu durchwachen gewesen war, erschien in ihren Augen als ein Vorzug und sie wußte in der That diesen Vorzug zu begründen. Oft suchte ich durch einen Widerspruch den Eifer des patriotischen Mädchens zu erhöhen und freute mich an der Wahrnehmung, daß auch in dem Herzen des Weibes das Vaterlandsgefühl seine berechtigte Stelle haben müsse, weil es ihm so schön steht.

Eines Abends glaubte ich, einen ernstlichen Mangel im Wesen der Bewohner der norddeutschen Herzogthümer zur Sprache bringen zu können. Ich sprach dem Volke den poetischen Sinn ab.

„Nie,“ sagte ich, „habe ich den Bauern auf dem

Felde singen hören, nie ist mir des Abends aus den Hütten ein Volkslied entgegengeklungen, von keinem todten Gestein des Landes tönt eine lebendige Sage. Da sollten Sie zu uns kommen in unser Thüringen, in unser Schwaben, nach Tyrol, nach Oesterreich — überall singt und klingt es im Volke! Hinter dem Pfluge schreitet der singende Bauer und singende Mädchen lassen das Spinnrad kreisen. Kein Gemäuer zu winzig, dem nicht eine Sage Ruhm und Bedeutung gäbe! Aber hier — ? Das alte Wort hat leider Recht: Holsatia non cantat — Schleswig-Holstein singt nicht!“

Man konnte mir nicht Unrecht geben; meine Behauptung enthielt Wahrheit. Aber die Tochter des Försters war gleich bereit, den gerügten Mangel zu erklären und die Vertheidigung ihrer Landsleute zu übernehmen.

„Wie können Sie uns nur,“ sagte sie, „mit den Leuten im Herzen von Deutschland vergleichen, die unbeirrt und unangetastet von außen der ruhigen Entfaltung ihres Wesens sich hingeben können. Wenn Ihre Regierungen auch nicht gerade die besten sind, es sind doch wenigstens keine Fremdherrschaften. Ein Volk, das unter einer solchen lebt, das muß sein Eigenstes, Innerstes in sich verschließen, statt im Gesang es laut werden zu lassen, denn der Feind belauscht und bestraft jede volksthümliche Aeußerung; ein solches Volk wird, wenn der fremde Druck Jahrhunderte währt, zuletzt mißtrauisch, schüchtern und schweigsam. Und

noch ein anderer Druck, als der der Fremdherrschaft, lastet noch heut zu Tage auf den Schultern unseres Volkes. Wie der Lastträger, der Tage hindurch seine schwere Bürde geschleppt hat, noch lange, nachdem er sie abgelegt hat, ihren schmerzhaften Druck fühlt, so daß er sich, glaub' ich, leicht einbilden kann, er trüge sie noch auf den Schultern, so geht es unserm heutigen Volke. Vergessen Sie nicht, daß es kaum ein halbes Jahrhundert her ist, daß die Schultern dieses Landvolkes die Last der Leibeigenschaft von sich gelegt haben! Lassen Sie die letzten Erinnerungen an diese und die Dänenherrschaft erst vertilgt sein, so wird, hoffe ich, der nur verschüttete Schatz der Volkspoesie auch wieder an das Tageslicht kommen. Es ist damit wie mit andern Schätzen. Das Gold, das in der Erde schläft, ohne daß ein Mensch sein Dasein ahnt, ist darum doch vorhanden und der Enkel und Urenkel kann sich seiner freuen, auch wenn Großvater und Altvorderer Nichts von ihm gewußt haben. Mögen Jahrhunderte hingehen, ohne daß ein Volkslied, eine Sage laut wird, der späte Enkel wird sie singen und sagen, ohne sie von seinen Vorfahren vernommen zu haben!"

Das Mädchen schwieg, erröthend, daß es eine seiner Herzensmeinungen so offen fremdem Urtheil Preis gegeben habe. Auch ich schwieg, da ich nicht wußte, was ich erwidern sollte. Da mischte sich der alte Förster in's Gespräch.

„Ich muß meiner Tochter zu Hülfe kommen, sehe ich. Sie haben Unrecht, lieber Herr, wenn Sie uns so ganz den poetischen Sinn bestreiten und meinen, wir hätten so gar Nichts, das mit den Sagen Ihres Harzes, Thüringens, des Rheinlandes u. s. w. wetteifern könnte. Ich brauche Sie nicht weit von hier zu führen, um zu einem Gebäude zu kommen, an das sich die lieblichste Sage knüpft. Sie kennen die Kirche von Broacker, nicht wahr? Es ist die einzige hier zu Lande, die mit hohen, stattlichen Thürmen geschmückt ist. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich Ihnen, zugleich um Ihnen einen Irrthum zu benehmen, die Geschichte erzählen, die uns von der Erbauung dieser Kirche durch Volksmund überliefert ist.“

Natürlich willigte ich mit Freuden ein und der alte Förster begann sofort. Was er mir erzählte, will ich hier wiedergeben, nur kann ich nicht verbürgen, daß ich gerade die eigensten Worte des Erzählers überliefere. Durch die lange Aufbewahrung des Gebildes in meinem Innern mag es Manches von mir angenommen haben.

Die Sage von der Kirche zu Broacker.

Es war in der grauen Heidenzeit. Die östliche Gnadensonne begann eben erst einige Strahlen durch das wildbewaldete Land zu werfen, die wie die Strahlen der irdischen Sonne den Lichtungen folgten, die von der Hand

der Kultur in die Wildniß gehauen waren. In einer dieser Lichtungen stand eine freundliche Burg und schaute mild-leuchtend über die Baumeswipfel zu den grünen Eilanden in der nahen blauen Fluth hinüber. Ein junger Ritter hatte sie erbauen lassen, den der Tod seines Vaters in die Heimat und in ein rohes, finsteres Gebäu von Vaterhaus gerufen hatte. Er war in dem gesitteteren Deutschland erzogen worden und dort mit überzeugtem Herzen Christ geworden. Daher gefiel es ihm in dem rauhen Heidenlande nicht sonderlich, und weil er die Andern nicht ändern konnte, so fing er bei dem an, dessen er mächtig war. So erhob sich an Stelle des ungefügen Sitzes von unbehauenen Baumstämmen die freundliche Burg nach der Weise des Rhein- und Donaulandes und die riesigen, finsteren Wälder verschwanden, um lichten, schwanken Halmen Platz zu machen. Daher kam's, daß Herr Björn, so hieß der junge Ritter, wenn er dem Vergnügen der Jagd, wie es Brauch war, nachgehen wollte, sich ziemlich weit von seiner Burg entfernen und den Grenzen eines wilden, heidnischen Nachbarn nähern mußte. Dabei ereignete es sich einstmals, daß er, im Gebüsch spürend, ein fernes Stampfen, Krachen und Schnaufen und Etwas wie einen Hülferuf vernahm. Rasch stürzte er nach der Gegend des Getöses und Rufes hin und kam gerade zur rechten Zeit, um einem gewaltigen Bären den Spieß in den Leib zu rennen, der eine wehrlose, blutende Jungfrau

hart bedrängte. Das Unthier stürzte zusammen und Herr Björn hatte Zeit, seine Gerettete zu betrachten. Wie ward ihm, als er ein wunderschönes Weib in voller Jugendblüthe gewahrte! Lange, goldene Locken umwallten das vom Kampfe erregte, glühende Antlitz und die schlanken, zitternden Glieder, die sich nur mühsam an dem Schafte eines zerbrochenen Jagdspeeres aufrecht erhielten.

„Wer bist du, wunderschönes Bild?“ fragte Herr Björn zaghaft, denn ein so guter Christ er auch war, dieses Treffen weckte in ihm seine heidnische Vorzeit wieder auf und er meinte fürwahr, eine jener holden, sinnbethörenden Zauberjungfrauen des nordischen Glaubens vor sich zu sehen.

„„Ich bin Gunild, Frollo's Tochter,““ hauchte das erschöpfte Weib, „„aber bringe mich nach Hause, ich bin zum Tode matt!““

Herr Björn getraute sich wohl, den Weg zu seines wilden Nachbarn wilder Behausung zu finden und in seltsamer Beklemmung führte er erst seinen köstlichen Fund schweigend davon, und als das wegen der Erschöpfung des zarten Wesens nicht mehr ging, hob er es auf seine Arme. Eine federleichte und doch himmlisch-schwere Bürde! Denn als er an Frollo's Thür anklopfte, wußte Herr Björn bereits, daß er sein Liebstes auf der ganzen, weiten Welt auf seinen Armen getragen habe. War es nicht wirklich eine zaubermächtige Jungfrau?

Frollo's Haus stand mitten im dicksten Walde. Wenn man den Herrn desselben sah, mußte man an die rauhen, kolossalen Eichenstämme denken, die draußen herumstanden, so ein ungefüger Klotz war er; blickte man aber auf die Jungfrau, die nun in dem finstern Hause auf einem Lager von Moos und Fellen ruhte, die Augen rührend geschlossen, ein leichtes Roth auf den Wangen, ein wehmüthiges Lächeln um die Lippen, so wunderte man sich, wie durch den dicken Wald, wo die Vöglein kaum hindurch fliegen konnten, die Sonnenstrahlen den Weg gefunden hatten, solch' eine süße Rose zu zeitigen.

Der Alte zeigte sich rauh und unwirsch bei der beiden Abenteurer Ankunft. Mürrisch hatte er die leichte Armwunde seines Kindes untersucht und besorgt und sah nun in finsterm Schweigen dem jungen Ritter zu, der sich an Gunild's Lager in allen den zärtlichen Aufmerksamkeiten erschöpfte, die ein liebendes Herz zu Boten und Dollmetschern seiner Gefühle macht, ehe es sich den gefährlicheren Worten anzuvertrauen wagt. Er störte ihn nicht darin, das war aber auch Alles. Keine Frage nach dem Hergang, geschweige denn ein Wort des Dankes kam über seine Lippen.

Herr Björn schied erst, als Gunild die süßen, veilchenblauen Augen wieder aufgeschlagen und ihren Retter mit einem innigen Blicke daraus belohnt hatte. Von nun an trat er jeden Tag in das wilde Blockhaus, darin es

ihm nun besser gefiel, als in seiner lichten, zierlichen Burg, erst, um sich nach seines Schützlings Wunde zu erkundigen, und als diese keinen Grund mehr abgab, um eine Stätte der Rast und der Erfrischung nach den Anstrengungen der Jagd zu finden. Der alte Frollo blieb sich immer gleich, schaute nicht gar zu leutselig d'rein, aber ließ den jungen Ritter gewähren.

Einstmals traf der glückliche Herr Björn Gunild allein, und der lang ersehnte, kaum gehoffte Augenblick entriß ihm das Geständniß seines Geheimnisses. Gunild legte freudig erglühend ihr Haupt an seine Brust, hob dann die Augen voll Himmelsglück zu den seinigen empor und schloß sie in überseligem Entzücken, als sie ihm ihre unberührten Lippen zum ersten Kusse darreichte. Hand in Hand blieben die beiden Liebenden bei einander und harrten unter heiterm Reden und Kosen der Rückkehr des Alten, der mit seinen Genossen auf der Jagd die Wälder durchschweifte. Spät am Abend erst kehrte er heim. Herr Björn trat ihm edel und freimüthig mit der großen Kunde des Tages entgegen und warb um Gunild's Hand. Da aber braus'te der alte Frollo furchtbar auf und schwur, daß ihn eher Thor's Hammer zerschlagen solle, ehe er seine Tochter einem Abtrünnigen, einem Bekenner des falschen Götzen, Christus geheißen, zum Weibe gäbe. Gunild barg sich entsetzt in dem hintersten Winkel der vom Kaminfeuer röthlich durchstrahlten Halle und Herr

Björn mußte vor dem Rasen des ergrimmten Heiden Schutz in der draußen dunkelnden Nacht der Wälder suchen.

Das war ein furchtbar tiefer Abgrund, der da zwischen den beiden Liebenden gähnte!

Der alte Frollo bot Alles auf, um einen Bruch seines Schwurs zu verhüten, und dazu schien das Geeignetste, seine Tochter sobald wie möglich anderweitig zu vermählen. Er lud also sein altes Haus Tag für Tag voll Gäste, und das waren die jüngsten, schönsten und tapfersten Recken des heidnischen Adels der Umgegend von Nah und Fern. Sogar von Jütland und den Inseln kamen sie auf ihren raschen Barken herübergeschifft. Das war ein Schmausen und Freien in der Eichenhalle Ritter Frollo's, wie zur Zeit des seligen Odysseus und seiner Frau Penelope. Aber Gunild war eben so treu wie diese, und wie jene selbst die fesselnden Fäden des verhängnißvollen Gewebes auftrennte, so übte Herr Björn hier das gordische Geschäft. Auf jede Liebeserklärung folgte eine Fehde und vor dem scharfen Flammberg des jungen Deutschen und seiner Dienstmannen sprangen die Streitäxte und Schildränder, die Schädel und die Burgen der kecken Freier in eitel Trümmer. Er selbst entging allen Feindseligkeiten, offenen und heimlichen, gleich glücklich, und seine guten Ringmauern, wie oft auch bei Sonnenschein und bei Nebel und Nacht berannt, spotteten

der Anstrengungen der eifersüchtigen, racheschnaubenden Belagerer.

Darüber vergingen aber viele Jahre und die beiden Liebenden hatten schon die goldene Mitte des Lebens überschritten, ohne dem Ziele ihres Kämpfens und Duldens auch nur um Haares Breite näher gekommen zu sein; aber noch immer strahlte die Sonne ihrer Liebe siegreich im Zenith ihres Lebens.

Nun war damals noch eine Zeit, in welcher der Finger der Vorsehung sich sichtbar in die Geschicke der Menschheit hineinreckte, und das erfuhren auch Gunild und Herr Björn zu ihrem Heile.

Eines schönen Morgens war der alte Frollo mit seinen wilden Spießgesellen auf die Jagd hinausgezogen. Der schöne Morgen aber verdüsterte sich plötzlich und ein furchtbares Gewitter brach über die Gesellschaft herein, die sich nach allen vier Winden zerstreute. Und als man am andern Tage, als der Ungestüm der Natur ausgetobt hatte, sich wieder sammelte und zur Auffindung der noch fehlenden Gefährten den Wald durchstreifte, da lag der alte Frollo unter einem zersplitterten, flammengeschwärzten Eichenstumpfe vom Blitz erschlagen. Das war Thor's Hammer!

Als die Trauerzeit vorüber und Gunild inzwischen in den Lehren des Christenthums befestigt war, stand der endlichen Vereinigung der lang-getrennten, schwer-geprüften

Herzen Nichts mehr im Wege. Die Hochzeit ward vollzogen und Gunild zog als Herrinn auf Herrn Björn's lachendes Schloß.

Aber volles Glück, volle Zufriedenheit zog nicht mit ihr ein.

Denn als die Zeit erfüllt war, als dann Jahr um Jahr verstrich, und der müde Stamm der gealterten Ehefrau kein junges, frisches Reis treiben wollte, da zog tiefe Bekümmerniß in die Seelen der beiden alten Gatten. Wohl blieben sie einander gut wie vordem, aber wenn Herr Björn den Blick durch seine leere Halle schweifen ließ, die nach ihm verfallen oder eines Fremden Erbe werden sollte, seufzte er tief, tief auf und starrte schweigend vor sich hin, und Gunild, die den geliebten Eheherrn also sah, senkte ihr Haupt und weinte heiße Thränen in ihren unfruchtbaren Schooß.

Da erscholl durch die christlichen Lande und drang auch bis in die nordischen Marken der erste flammende Ruf des heiligen Vaters zur Rettung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen. „Gott will es!" klang es, und aller Segen wurde dem verheißen, der Gottes Willen thäte. Herrn Björn durchzuckte es wie ein Strahl. Er theilte seiner Gattinn seinen Entschluß mit, das Kreuz zu nehmen, und wie er hoffe, sich dadurch vielleicht die Gnade Gottes in solchem Maaße zu erwerben, daß sein heißer Wunsch nach Kindersegen wohl

noch in Erfüllung ginge. Halb freudig über diese neu aufgethane Aussicht auf höchstes Glück, halb traurig ob des Schmerzes der langen Trennung willigte Gunild ein und Herr Björn bestellte hurtig sein Haus, sorgte für seines Weibes Sicherheit hinreichend und machte sich fertig, sich mit einer auserlesenen Zahl seiner Dienstmannen einzuschiffen.

In der Stunde aber, da er sein Weib zum letzten Male mit aller Glut umfing, sprach er zu ihr:

„Wenn Gott meines Herzens Wunsch erhört und dein Leib gesegnet wird, dann sollst Du mir ein Zeichen aufrichten, daß ich heimkehrend schon von Ferne über Land und Meer Botschaft meines Glückes empfange. Laß also auf dem höchsten Hügel unseres Besitzes Gott zu Ehren und Dank und mir zur Wonne ein weißes, weithinleuchtendes Kirchlein erbauen!“

Das versprach Gunild mit Hand und Mund, und beruhigt und glückgewiß segelte Herr Björn den Gefahren und Kämpfen im gelobten Lande entgegen.

Bald nach seiner Abreise merkte Gunild, daß sie Mutter werden sollte und endlich gebar sie ein Zwillingspaar, zwei wunderschöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Eingedenk ihres Versprechens ließ die überglückliche Mutter sogleich kundige Meister von Nah und Fern herbeirufen und auf dem bezeichneten Platze eine

Kirche erbauen, und zwar nach der Weise des Nordens thurmlos.

Längst war der Bau geendet, Jahre verflossen und weder Herr Björn kam noch eine Kunde von ihm. Gunild verzehrte sich fast in Schmerz, der um so brennender war, da sie nun besaß, womit sie den Verlorengeglaubten ganz glücklich gemacht hätte, wenn er heimgekehrt wäre. Ihren einzigen Trost fand sie in ihren spätgebornen Zwillingskindern, die unter ihrer liebevollen, verständigen Pflege immer herrlicher emporblühten.

Da verkündete einst wieder das Horn des Thurmwarts, daß ein Segel in Sicht sei, und wie oft auch Gunild vergebens nach den schwänengleichen Fahrzeugen hinausgeblickt hatte, die fremd und eilig an dem Strande vorüberflogen, der ihrer so sehnsuchtsvoll harrte, so spähte sie doch auch heut wieder nach dem angemeldeten Schiffe hinaus. Und — war's Wirklichkeit oder Täuschung? — es schien gerade auf die benachbarte Hafenbucht loszusteuern und — o übergroße Wonne! — als es näher und näher kam, erkannte das scharfe Auge der Liebe deutlich die wohlbekannten Wimpel des Gemahls. Wenige Stunden und die Gattinn lag an des Gatten, die Kinder an des Vaters Herzen.

Als aber die vier Glücklichen Hand in Hand der Burg zuwandelten und an der Votiv-Kirche vorüberkamen, da sprach Herr Björn:

„Liebes Weib, deine Kirche hat mir, wie sie da ist, eine selige Freude in's Herz gegossen, als ich sie zuerst von der See erblickte, aber daß sie ganz ein Abbild meines Vaterglückes sei, dazu fehlt ihr noch viel. Sieh, wie aus deinem Schooße die beiden schlanken Zwillingsrosen emporgeblüht sind, so sollen auf dem Schiff dieser Kirche zwei schlanke Thürme sich erheben, und gleich wie unsre Kinder treu und fest, wie Bruder und Schwester sollen, sich durch des Lebens Fährlichkeiten schlagen werden, so sollen auch die Thürme, innig mit einander verbunden, der eine durch des andern Stärke gestützt, den Wolken und den Stürmen trotzen!“

So wie er sprach, ist's geschehen, und noch heut ragt die Kirche von Broacker gegen Himmel, dem trauernden Gläubigen eine tröstliche Mahnung, in keinem Herzeleid zu verzagen, und dem sehnsüchtig spähenden Schiffer auf der offenen See ein freundlich winkendes Wahrzeichen. Scharfe Augen wollen noch bemerken, daß der eine der beiden Thürme um ein Kleines niedriger sei, als der andre, wodurch, wie sie meinen, das verschiedene Geschlecht der beiden Zwillingsgeschwister habe angedeutet werden sollen.

Das ist die Sage von der Kirche zu Broacker.

Ueber der Erzählung war es spät geworden. Die falbe, schmale Mondsichel zeigte sich zwar hoch am Himmel

aber sie versprach meinem nächtlichen Ritte wenig Licht zu spenden. So hielt ich es für nothwendig, von meinen freundlichen Wirthen herzlich dankend aber rasch Abschied zu nehmen.

Kühle, schweigende Nacht um mich! Der Himmel überzog sich mit eilenden, dunkelnden Wolken, durch die nur ab und zu das Mondfragment und einzelne Sterne hindurchblickten. Dennoch fand mein Pferd den Weg leicht, den zu suchen ich ihm ganz allein überließ, da mich selbst tiefe Träume, Wiederholungen und Fortsetzungen des Gehörten umfingen. Nach kurzem Ritte murmelten die Wellen wieder neben mir und der Meersand knirschte.

Da überkam mich plötzlich ein sonderbares Gefühl. Mir ward zu Muth wie einem Verzauberten. Wohl glaubte ich, nur wenige Stunden von meinen Batterien und Lagerhütten entfernt gewesen zu sein, in der That aber, so sagte mein wacher Traum, hätte mich übernatürliche Verlockung viele Jahre hindurch ferngehalten. Nun fürchtete ich, da Alles anders zu finden: den Krieg geendigt, die Lorbeern desselben von Andern gepflückt, alle meine Kameraden längst in die Heimat zurückgekehrt, nur ich war zurückgeblieben inmitten des Friedens, inmitten eines fremden Landes, eines fremden Volkes! In dieser ängstlichen Vorstellung von Verlassenheit wollte ich mich wieder rückwärts dahin wenden, von wo ich gekommen und wo mir so wohl gewesen war.

Als ich mich umdrehte, dämmerte mir ein zwiefacher, weißer Schein mit zwei dunkeln Stellen darüber entgegen; der karge Mondenschein ergoß sich in demselben Augenblicke aus einer Wolkenlücke und ich erkannte die Thürme der Kirche von Broacker. Da schüttelte ich mich recht von Herzen; alle die thörichten Träumereien fielen ab und in rascherem Trabe eilte ich meinem Obdach zu.

Hätte ich mich noch länger mit meinen gaukelnden Einbildungen gequält, das herzhafte: „Halt! — Werda?“ das plötzlich meine Schritte hemmte, würde sie hastig verscheucht haben. Ich erkannte die Stimme Eines unserer Leute, der den Posten der Dorfwache inne hatte. Ich gab mich ihm zu erkennen und erhielt auf meine Frage, ob während meiner Abwesenheit etwas Besonderes vorgefallen sei, die beruhigende Versicherung: „Nein, gar Nichts!“

Nach wenigen Augenblicken bauschte sich raschelnd eine Schütte des köstlichsten Strohes um meine Glieder und ich schlief traum- und störunglos bis an den lichten Morgen.

Herzog Knud Laward.

Ein Geschichtsbild aus der dänisch-deutschen Vorzeit.

I.

Der Reichstag zu Ripen.

Im Norden des Herzogthums Schleswig, dem Westen zu, liegt die alte Stadt Ripen oder Ribe, heutzutage die Hauptstadt des jütischen Stiftes gleichen Namens und mit ihrem Gebiete eine jütische Enclave. Vor Alters — und ich spreche hier von einer Zeit, die um mehr als sieben Jahrhunderte rückwärts liegt, — behauptete die Stadt einen bedeutend höheren Rang unter den Städten des dänischen Reiches, als jetzt. Damals sah sie nicht selten innerhalb ihrer Mauern die Blüthe der scandinavischen Großen, Könige und Herzöge an ihrer Spitze, zu Festen und Berathungen vereinigt. *)

Es war im Jahre 1130. Ein feierliches Thing wurde in Ripen gehalten. Der dänische König Niels selbst, sowie sein Sohn und Erbe, Magnus, waren zugegen.

---

*) „Die Hochzeit des Magnus ward im Hafenplatz Ripen begangen, einer wegen ihres Handelsverkehrs mit den Luxuswaaren des Auslandes wohlversehenen Stadt.“ Dahlmann, Geschichte von Dänemark, I., 223 u. 224.

Nächst diesen Beiden ragte unter den vielen vornehmen und tapfern Herren, die die alte Stadt füllten, an Macht und Ansehen am meisten hervor: Knud, mit dem Beinamen Lawvard, der Herzog von Schleswig oder „Süderjütland", wie man damals sagte und heutzutage wieder gar zu gern sagen möchte. Diese drei Fürsten waren nicht nur durch Lehens- und Freundschafts-Verhältnisse, sondern auch durch die nächste Verwandtschaft verbunden. Herzog Knud war der Sohn des gefeierten Königs Erich Eiegod, des Bruders und Vorgängers von König Niels, und ein Enkel des hochberühmten scandinavischen Königs Svend Estrithson, also ein Neffe des Königs Niels und ein Vetter des jungen Magnus. Aber trotz dieser Blutsverwandtschaft und trotz der bisher gepflogenen langjährigen Freundschaft sollte der Herzog von Schleswig heut als Angeklagter vor dem Reichstage stehen, und die ihn beschuldigten, gehörten gerade zu seinen nächsten Verwandten.

Statt mit dürren Worten die Verbrechen herzuzählen, die auf den tapfern und volksbeliebten Herzog gewälzt wurden, wollen wir aus dem Munde der Ankläger selbst die Beschuldigungen Zug für Zug vernehmen.

Der hohe und geräumige Saal des alten Rathhauses war dicht gefüllt. Die Sache, um die es sich handelte, war Allen bekannt, und so hatten beide Parteien, die Freunde wie die Feinde des Herzogs, sich so zahlreich wie möglich eingefunden. Ein feierliches Schweigen trat

ein, als die einleitenden Verhandlungen des Reichstags beseitigt waren und nun zur Hauptsache geschritten werden sollte. In dem weiten Raume hörte man schon lange kein Geflüster mehr, kein Klirren eines Harnisches oder auch nur eines Spornes wurde laut, und doch sah man noch Niemand, der Willens schien, das Schweigen zu unterbrechen. Es war fast, als hielte böses Gewissen die ab zu sprechen, von denen Alles eine Rede erwartete. Endlich erhob sich ein Mann aus der unmittelbaren Umgebung des Königs Niels. Er sah freilich aus wie das böse Gewissen selbst. Er war rothhaarig und schielte auf einem Auge, und die wenigen Schritte, die er vortrat, um besser gesehen und gehört zu werden, lehrten, daß er seinen Beinamen: „der Hinkefuß", nicht mit Unrecht führe.*) Uebrigens hieß er Heinrich und war ebenfalls ein Enkel von Svend Estrithson, also ein Vetter des Herzogs Knud und des Königssohnes Magnus. Er begann unter tiefem Schweigen aller Anwesenden, das nur auf kurze Zeit von einem Theile derselben bei dem Auftreten von Heinrich Hinkefuß durch ein ironisches Gemurmel unterbrochen worden war, folgendermaaßen:

„Edle Herren und tapfere Männer! Ich habe lange

*) Saxo Grammaticus XIII. p. 235 u. 236. Heinrich's Volksname war „Skatelaar", d. h. Einer, der einen Schaden an der Hüfte (Laaret) hat. S. Dahlmann. a. a. O. S. 224.

gezögert, vor Euch zu treten, denn ich hatte in meinem Innern einen harten Kampf zu bestehen, ehe ich zu dem Entschlusse kam, die Führung der Sache auf mich zu nehmen, die ich Euch vorzulegen beauftragt bin. Wer zögerte nicht gern und überlegte so lange wie möglich, ehe er hintritt, einen Freund, einen Blutsverwandten, einen Fürsten, der in hoher Achtung bei so vielen edlen und treuen Unterthanen unseres Königs steht, einen Fürsten, der in der That nicht geringe Verdienste um unser Vaterland hat, der schwärzesten Verbrechen anzuklagen, auszusprechen, daß er jeder Gnade seines erhabenen Lehnsherrn, jeder Liebe seiner Freunde und Mannen unwürdig ist! Aber mich zwingt die Macht der Wahrheit und die heilige Pflicht gegen unserer Aller Herrn und König, jede andere Rücksicht bei Seite zu setzen und — wenn auch mit blutendem Herzen — zu reden!“

Heinrich Hinkefuß hielt inne, wie um zu dem großen Anlauf, der nun folgen sollte, Athem zu schöpfen oder, wie man aus seinen nach allen Seiten hinschielenden Augen schließen mußte, um den Eindruck, den diese vorbereitenden Worte gemacht hatten, besser erlauschen zu können. Als die Bewegung, die zustimmend bei dem Lobe des Herzogs, mißbilligend bei der Andeutung von Verbrechen desselben sich erhoben hatte, wieder gestillt war, fuhr er fort:

„Edle Herren! Ich klage an den hier gegenwärtigen

Herzog Knud von Süderjütland wegen schon vollführten und noch beabsichtigten Hochverraths gegen unsern erhabenen König und seinen erlauchten Sohn! Ich ersuche Euch im Namen des Königs, die Beweise zu hören, die ich für meine schwere, Euch Alle gewiß überraschende Anklage vorbringen werde. Es soll dem Angeklagten freistehen, sich danach zu vertheidigen, und wenn es ihm gelingt, sich zu rechtfertigen, so will ich der Erste sein, der sich einen Verleumder nennt, und will den genannten Herzog demüthig um Verzeihung bitten."

„Ihr Alle wißt, edle Herren, daß es in unserm Reiche nur einen König giebt und geben kann und geben darf, und das ist König Niels, der glorreiche Sohn Svend Estrithson's. Welchen Namen werdet Ihr nun einem Unterthanen geben, der so pflicht- und ehrfurchtvergessen ist, sich einen König nicht nur zu nennen, sondern auch sich Rechte anzumaßen, die nur dem Könige gebühren? Das aber thut Knud, den doch seines Königs Gnade nur mit dem Herzogthum Süderjütland, aber mit keinem Königreiche belehnt hat."

„Wo aber, fragt Ihr, hat er denn den Königsnamen hergenommen? O, es giebt ausländische Fürsten genug, die einem von seiner Väter Weise, von Gehorsam und Pflichtgefühl gegen seinen heimischen Herrn abtrünnigen Ueberläufer gern Titel und Würden zuwerfen, um sie nur immer verblendeter, immer geneigter zum gänzlichen, offenen

Abfalle zu machen! Aus den Händen des Herzogs der verhaßten Sachsen, der jetzt deutscher Kaiser heißt, hat unsers Königs Dienstmann sich die Krone erbettelt. Er hat sie erkauft durch den Verrath und die Verachtung seiner einheimischen Sitten, durch feile Dienstbarkeit an jenes ausländischen Fürsten weichlichem Hofe! Wer wüßte nicht längst von Euch, edle Herren und Ritter, daß ein dänischer Mann dem Herzoge Nichts mehr gilt, daß er nur Gefallen findet an den Sachsen, an sächsischem Wesen, an sächsischen Tugenden und Lastern! Wer erinnert sich nicht noch des Tages, — wir feierten hier an dieser selben Stelle das Beilager des Sohnes unsers Königs, — wo der edle Herzog im Purpurgewand nach deutschem Schnitt zum Gespött aller guten dänischen Männer ward?"

„Soll ich noch viel von seiner prächtigen, königlichen Hofhaltung, soll ich noch davon sprechen, daß seine Unterthanen ihm den Königstitel geben müssen, und dadurch von der Kenntniß ihres wahren Königs und von der schuldigen Ehrfurchtserweisung abgehalten werden? Ihr habt das Alles selbst gesehen und wißt es eben so gut wie ich. Ihr habt auch selbst gesehen, und an Euch erfahren die gewaltsame, eigenmächtige Handlungsweise des Herzogs, der ohne unseres Königs, seines Herrn, Wissen und Gestatten Kriege führt und Frieden schließt, vor dem schon jetzt nicht mehr das Eigenthum und das Leben von Seinesgleichen sicher ist! Wie lange wird

es noch dauern, bis seine geheimen Pläne greifet sind, bis er alle Scheu abwirft und im Vereine mit seinen ausländischen Helfern auch die Waffen gegen seinen König und Herrn führen wird, nachdem schon längst seine Gedanken und Wünsche sich feindselig gegen ihn gerichte haben! Davor den König und sein Haus zu schützen, uns aber und das Unsrige vor seinen willkürlichen und gewaltsamen Uebergriffen und unser heimisches Wesen, unserer Väter Sitte und Sprache vor der Vernichtung durch fremde, verhaßte Weise zu bewahren, — dazu, wackre, dänische Männer, laßt uns alle unsere Kräfte vereinigen! Prüfet, was ich Euch gesagt habe, hört, was der Angeklagte darauf zu erwidern haben möchte, und wenn Ihr ihn schuldig findet, so laßt ihm ohne Gnade den Lohn für seine Verrätherei werden! Lange lebe der König, und nieder mit seinen Feinden!"

Der Schlußausruf von Heinrich Hinkefuß' Rede fand nur einen schwachen Nachhall in der Versammlung, denn schon war Knud Laward aufgesprungen und hatte sich vor die Sitze des Königs und seines Sohnes gedrängt. Er war eine herrliche Erscheinung, wie er so dastand, die linke Hand auf den Griff seines Schwertes gestützt, die Rechte vorgestreckt, das Haupt zurückgeworfen, das Auge sprühend von edler Entrüstung.

„Mein König," begann er, „und Ihr Alle, meine Freunde, erlaubt mir, daß ich mich rechtfertige gegenüber einer

Anklage, wie sie tückischer und frecher noch gegen keinen Menschen geschleudert worden ist. Daß ich überhaupt nöthig habe, mich zu vertheidigen, rechne ich dieser ehrenhaften Versammlung nicht zu; ich weiß, daß, wenn der Hinkefuß allein stände mit seiner Anklage, Ihr ihn nicht hättet zu Ende sprechen lassen. Ihr hättet ihn wie einen räudigen Hund mit Fußtritten zum Saale hinausgestoßen. Aber Ihr und ich wissen es wohl, wer hinter dem Verleumder steht; wir wissen, daß Leute, die des Königs Ohr und Herzen nahe sind, ihn so lange mit Gift und Verleumdung gespeist haben, bis seine edle Seele auch voll Argwohn geworden ist. Ich scheue mich nicht, dich zu nennen, König Magnus, als denjenigen, der mir übel will aus keiner andern Ursache, denn aus Neid über mein Glück, und der den Hinkefuß angestiftet hat, mich des Hochverrathes zu zeihen. Einen andern Grund, mir zu grollen, kannst du nicht haben, denn ich habe dir niemals Etwas zu Leide gethan, so wenig wie dem Ankläger selbst. Was diesen Letzteren betrifft, so kenne ich freilich die allerdings thörichte Quelle seines Ingrimms gegen mich. Er ist Euch, meine Freunde, mit so vielen „Ihr wißt“ und „Erinnert Euch“ gekommen, — erlaubt auch mir einmal zu sagen: Erinnert Euch, daß er damals, als ihm sein Weib mit einem jungen, geradeblickenden und geradeschreitenden Menschen davon gelaufen war, die

Aeußerung that, zu der er, bei Gott! keine Ursache hatte: ich hätte ihm dies zur Schmach veranstaltet!"

Diese Anspielung auf des mißgestalteten Klägers häusliches Ungemach rief im Saale eine lebhafte Heiterkeit hervor, der Heinrich Hinkefuß nur ein schweigendes Fäusteballen und ein zornglühendes Antlitz entgegen setzen konnte. Knud Laward fuhr fort:

„Laßt mich nun, liebe Freunde, die Beschuldigungen betrachten, die gegen mich vorgebracht sind. Mit Leichtigkeit denke ich, Euch zu zeigen, daß sie eben so nichtig sind, wie ihre Quelle kindisch ist. Es ist gesagt worden, daß ich ein Hochverräther sei, weil ich den Namen eines Königs trage in einem Lande, in dem nur ein König sein dürfe! Hätten meine Feinde doch bedacht, ehe sie diesen Pfeil von der Sehne schnellten, daß er auf sie und vor Allem auf ihr Haupt zurückspringe! Welchen Namen führst du denn, o Magnus, der du als des Königs Sohn doch des Königs erster Unterthan bist? Bist du denn nicht längst mit dem Königsnamen geschmückt, und hast du je gemeint, wie du mir Schuld giebst, dadurch das zwiefache Verbrechen einer Verschwörung gegen den Vater und den König zu begehen?*) Wenn ich mich königlich

*) Magnus hieß seit etwa 1130 „König der Gothen", ein Titel, der nicht wie heut ein inhaltloser Beiname war. Er beherrschte in der That einen Theil des südlichen Schwedens

kleide und königlich lebe und dennoch ein treuer Vasall meines Lehnsherrn bin, wie ich es zu allen Zeiten war und sein werde, so meine ich, fällt der größte Glanz und Ruhm davon nicht auf mich, sondern auf ihn, dieweil es gewiß glorreicher ist, Könige unter seinen Dienern zu zählen, als Grafen und Herzöge!"

„Aber ich habe mich von einem ausländischen Herrscher mit dem Königstitel belehnen lassen! Thörichte Anklage! Als ob im Inlande Einer gewesen wäre, dem ein Recht zugestanden hätte, mich mit diesem Königreiche zu belehnen! Als ich meinen Vetter Heinrich, den König der Wenden, den Vasallen der deutschen Kaiserkrone, besiegt und aus einem Feinde zum liebsten Freunde gewonnen hatte, als er mir in seinem Testamente sein obotritisches Reich vererbte, von wem anders hätte ich diese Erbschaft bestätigen lassen und zu Lehn annehmen können, als von dem einzig rechtmäßigen Herrn derselben, dem deutschen Kaiser Lothar, der noch dazu mein Freund und Gastfreund ist?*) Wenn

---

mit der Hauptstadt Upsala, dessen Einwohner sich Westgothländer nannten und sich von den übrigen Schweden, die noch weniger fest im Christenthume waren, getrennt hatten. S. Dahlm. a. a. Orte S. 222.

*) Knud hat sich sechs Jahre am Hofe Lothar's aufgehalten und sich dort mit den vollkommneren bürgerlichen Einrichtungen der Deutschen bekannt gemacht, die er bei seiner

ich nun draußen ein König der Wenden und ein Vasall des deutschen Reiches heiße, was geht das die daheim an, wo ich nur ein Herzog bin und die Meinigen mich nicht einen „König“, sondern einen „Herrn“ nennen!“ *)

„Ferner ist mir vorgeworfen, ich schalte willkührlich und gewaltthätig mit dem Eigenthum und dem Leben von Meinesgleichen. O, ich weiß recht gut, worauf das abzielt! Ich soll gewähren lassen, wenn einer meiner Unterthanen, der sich zu den Großen und Edlen rechnet, die Schwächeren niederwirft und plündert, wenn er auf Seeraub ausfährt und friedliche Küsten mit Mord und

---

Rückkehr ins Vaterland dahin zu verpflanzen suchte. Allen, Gesch. d. Königr. Dänem. S. 89.

*) Die Angabe, Herzog Knud Laward sei durch des Obotritenfürsten Testament, das die eigenen Söhne desselben überging, in den Besitz des Wendenlandes gekommen, finden wir bei Saxo Gramm. S. 234. Andere Quellen erzählen, und wohl glaubwürdiger, die Söhne Heinrich's hätten sich nach ihres Vaters Tode in steten Fehden gegenseitig aufgerieben und so sei Knud Laward durch das Recht der Verwandtschaft und durch Kaiser Lothar's Unterstützung zur Herrschaft gelangt.

Die oben zuletzt gebrauchte Wendung finden wir wörtlich bei Saxo XIII., p. 257: „Herum me mei, non regem appellant.“

Brand heimsucht. Aber nimmer werde ich das, so lange Gott und der König mir mein Amt lassen! Ich habe das Blut von Meinesgleichen nie vergossen und das Gut von Meinesgleichen nie geschädigt, aber Wegelagerer und Seeräuber sind nicht Meinesgleichen! Es ist unerhört, daß ich nun angegriffen werde wegen Handlungen, die unter des Königs Augen und mit seinem Beifalle geschehen sind. Wenn ich den Schädigern des Landes ruhig hätte zusehen sollen, dann wäre es damals Zeit gewesen, mich zurückzuhalten, als ich jenen adeligen Seeräuber, der in unseres eigenen Königs Gegenwart ein reiches Handelsschiff weggenommen hatte, erjagte und ihn, weil er auf seinen hohen Rang pochte, an einen höheren Mast hängen ließ, als die übrigen. Damals aber zollte Alles meiner Strenge Beifall, weil Jeder jeden Tag fürchten mußte, daß ihm sein Eigenthum, ja sein Leben durch die Freibeuter entrissen werden möchte; jetzt aber, wo der Däne ruhig am Ufer bauen kann, so nahe ihn gelüstet, jetzt, wo der Kaufmann keinen andern Feind mehr auf dem Meere hat, als die Wellen, jetzt, wo das ganze Slavenland, noch jüngst ein Gegenstand der Furcht, zur Verherrlichung des Vaterlandes dient, jetzt, wo der König ruhig am Grenzwall ohne Wachen schlafen kann, jetzt hat man die Mühen und Kämpfe vergessen, mit denen ich dieses Alles errungen habe, ja, man rechnet

sie mir zum Verbrechen an! Wohl ist es billig, daß der Lehnsmann dient und arbeitet, und der König die Früchte erntet, aber das ist nicht billig, daß des Lehnsmanns einzige Frucht von Arbeit und Wunden Neid und Haß ist!"

Der Redner hielt inne; seine eigene Bewegung ließ ihn nicht weiter sprechen, noch weniger das freudig zustimmende Getöse, das im Saale ausbrach. In den Volksversammlungen der damaligen Zeit war ein Stand noch zahlreich vertreten, der kräftige Bauernstand, dessen politische Macht damals noch ungebrochen war. Dieser war es vorzüglich, der den Segen von Knud Lawards kräftigen Maßregeln spürte; jeder Einzelne hatte noch die schrecklichen Zeiten der Unsicherheit mit durchgelitten, denen der Angeklagte einzig und allein ein Ziel zu setzen vermocht hatte; — der dankbare Bauernstand war es, der durch seinen jubelnden Beifall hier zuerst den Redner unterbrach und zuerst die klägerische Partei über den Ausgang des Streites besorgt machte. Der Herzog fuhr fort:

„Ich habe zuletzt noch auf den Vorwurf zu antworten, den meiner Feinde blinder Haß mir gemacht hat, wieder ohne zu bedenken, wie sehr sie sich selber durch ihn blosstellen. Ich werde gescholten, weil ich fremden Sitten den Vorzug vor einheimischen gebe und werde darum ein Verräther und Verderber der väterlichen Weisen und Bräuche genannt. Ja, meine Freunde, ich gestehe es laut und offen ein: ich liebe die deutsche Sitte mehr,

als die dänische Unsitte, ich fördere mit allen Kräften in meinen Landen die deutsche Bildung und verdränge durch sie die scandinavische Rohheit, ich ziehe fremde Kunst und fremde Geschicklichkeit zu uns herüber, um heimische Plumpheit und altherkömmliches Ungeschick zu veredeln, ich rede den fremden, sächsischen Gebräuchen das Wort und tadle die vaterländischen Mißbräuche! Wenn es Verbrechen ist, dem Guten nachzutrachten, ohne Rücksicht darauf, in welchen Gauen es gewachsen ist, und dem Bösen zu steuern, trotzdem daß es ein ererbtes, heimatliches ist, so bin ich freilich ein Verbrecher, aber ich gebe Euch zu bedenken, daß an dieses Verbrechens Früchten nicht nur Ihr seit Jahren Euch erfreuet, — ich versichere Euch bei meinem Leben, daß um ihretwillen die spätesten Enkel noch mein Andenken segnen werden! So lange es Völker giebt, strömt in ihnen die belebende, bildende Wärme von Süden nach Norden, und vor ihr muß wie ein Nebel die Barbarei flüchten, die sich im kalten Norden so gern sichern und einnisten möchte. Seid nicht blind, meine Freunde, gegen die Wohlthaten, die das deutsche Land und Volk Euch spendet — oder habt Ihr wirklich schon vergessen, daß Ihr ihm das Beste verdankt, was Ihr besitzt, — Euer Christenthum? — Und endlich, wenn ich bisher von dem deutschen Wesen wie von einem fremden, ausländischen gesprochen habe, so geschah es meinen Feinden zu Liebe. Für mich und meine Lande sind die

deutschen Völker keine Fremden; ich rühme mich, in meinem Herzogthum Schleswig über einen nicht unbeträchtlichen Theil jenes glorreichen deutschen Stammes zu herrschen, der einst die meerumfluthete Britannia einnahm, und der dem großen Kaiser Karl mehr Sorgen und Noth bereitet hat, als die ganze übrige heidnische und christliche Welt! Wenn ich also die Sprache und Sitte der Deutschen fördere, so ist dies die Sitte und Sprache der Angelsachsen in meinem Reiche, deren fürsorglicher Herr zu sein eben so sehr meine Pflicht ist, wie über die Dänen weise und gütig zu herrschen!"

„Ich wüßte nicht, daß mir zu meiner Rechtfertigung noch etwas Anderes zu sagen bliebe, als daß ich noch einmal bei Manneswort und Fürstenehre erkläre, daß die ganze Anklage eine elende Verleumdung boshafter Feinde ist, und laut betheure, daß in meinem ganzen Thun und Verhalten gegen das Haus unseres Königs Nichts ist, noch je sein wird, was gegen die Krone des Vaters oder gegen die Hoffnungen des Sohnes gerichtet wäre!"

So schloß Knud Laward. Aber in dem Saale brach ein lang zurückgehaltener, stürmischer Beifall aus, und fast einmüthig drängte sich die Versammlung gegen den Herzog, ihm ihre Beistimmung und Zuneigung auszudrücken. Die kleine Partei des Königssohnes Magnus aber, der in der That die Seele der feindlichen Anklage war, versank bei solcher Wendung der Dinge in rathlose Bestürzung. Stumm

und furchtsam schaarte sie sich um ihre Führer. Heinrich Hinkefuß sah sich verstohlen, das Schlimmste fürchtend, nach den Ausgängen des Saales um, Magnus blickte mit schlechtverhehltem Ingrimm auf dem Gesicht zu Boden, und auch das Antlitz des Königs Niels war verstört, und zeigte zum mindesten große, peinliche Verlegenheit. Was ursprünglich nur Beifall gewesen war, der dem Herzoge gegolten hatte, das verwandelte sich bald in Erbitterung, die seinen Feinden galt. Schon erhoben sich hie und da drohende Rufe und Gebärden gegen den Hinkefuß, gegen Magnus, ja sogar gegen den König selbst. Da hielt dieser es für klüger, sich lieber zu demüthigen, um den Sturm in seinem Entstehen zu beschwören, anstatt ihm zu erliegen, wenn er erst vollständig ausgebrochen wäre. König Niels stand auf und erhob die rechte Hand, wie um die Wogen des Aufruhrs, die den Saal durchrollten, zu beschwichtigen; aber er stand lange mit dieser Gebärde, ehe der Tumult so weit nachließ, daß er vernommen werden konnte. Er sprach:

„Getreue Mannen! Euer König hat Euch hierher entboten, um Richter in einer Sache zu sein, deren Verhandlung er zulassen mußte um der Gerechtigkeit willen, die er allen seinen Unterthanen zu gewähren schuldig ist. Es bedarf nicht der Versicherung von meiner Seite, daß meine Ueberzeugung von meines herzoglichen Neffen Treue auch ohne seine erneute Huldigung festgegründet

stand, aber dem Andringen meines andern Verwandten, Heinrichs, der die augenscheinlichsten Beweise für seine Behauptungen beizubringen fort und fort versprach, mußte ich, wenn auch mit Schmerzen, nachgeben. Diese Beweise hat er nicht beigebracht, und ich erachte gleich Euch, daß er in einem bedauerlichen Irrthum hinsichtlich der Absichten meines lieben Neffen, des Herzogs Knud von Süderjütland, befangen gewesen ist, den wieder gut zu machen wir ihm überlassen müssen. In einer Sache aber hat unser theurer Blutsverwandter Unrecht; darin nämlich, daß er mein Haus, daß er meinen Sohn Magnus des Mangels an Liebe zu ihm, ja der Theilnahme an der falschen Anklage wider ihn beschuldigt. Möge mein Sohn Magnus diesen feierlichen Augenblick ergreifen, möge er vor allen Anwesenden seine wahre Gesinnung gegen den Herzog an den Tag legen, und möge so diese Versammlung, der ich mit Kummer entgegensah, zu meiner und aller getreuen Vasallen und Unterthanen Freude und in Eintracht und Liebe beschlossen sein!“

Ein beifälliges Gemurmel folgte der Rede des schlauen Königs, die mit langsamen, weichen Tönen, eindringlich und salbungsvoll vorgetragen worden war. Magnus, obwohl von des Vaters Aufforderung überrascht, aber bemerkend, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet seien, beherrschte sich im Augenblick. Freundlich lächelnd erhob er sich, ging auf Knud Laward zu und

reichte ihm unter übertriebenen Freundschaftsversicherungen beide Hände hin. Auch der Hinkefuß, der wohl meinen mochte, wenn Knud die dargebotene Rechte seines Todfeindes versöhnlich annähme, könnte er doch ihm, dem bloßen Werkzeuge desselben, nicht feindlicher gesinnt sein, näherte sich dem Herzoge, ein demüthiges Bekenntniß seiner Verblendung und die Bitte um Verzeihung stammelnd. Der biedre Knud, der auch diese deutsche Tugend angenommen hatte, den gleißnerischen Schurken zu viel zu trauen, verzieh edelmüthig Alles. Das Thing ward für geschlossen erklärt, die Versammlung trennte sich unter Beifallrufen für den Herzog und König Niels, und es wäre Alles gut gewesen, wenn Haß und Hinterlist so leicht die einmal gescheiterten Plane hätten aufgeben können.

II.

Der Haraldstedter Wald.

Wenn ein des Mordes Angeklagter im scandinavischen Norden vor Alters sich von der Beschuldigung reinigen wollte, so hatte er die Formel zu beschwören, daß er weder sitzend noch stehend Nachstellung geübt habe.

Kurzsichtige Weisheit!

Ich führe Euch in ein Gemach, darin sind viele Männer versammelt. Sie stehen nicht, sie sitzen nicht, sondern sie lagern lang ausgestreckt auf dem Boden, und ihre Berathung dreht sich um einen Mord, den sie vollführen wollen. Da sind bekannte und unbekannte Gestalten. Wir finden Ubbo Jarl und seinen Sohn Hagen, wir finden einen Hagen von Jütland, den Schwager des Herzogs Knud Laward, wir finden Heinrich Hinkefuß, wir finden endlich Magnus, den König der Gothen und Sohn des Königs Niels! — Alle Anwesende waren über das zu verübende Verbrechen einig; nur Einer verließ, als es zum verpflichtenden Eide kommen sollte, das Gemach mit den Worten, daß er Nichts verrathen, aber

auch Nichts mit der Sache zu thun haben wolle, das war der Schwestermann Knud's, Hagen von Jütland.

Es war gegen die Weihnachtszeit des Jahres 1130. Da erschien bei Knud ein Bote des Königs Niels, der dem Herzoge viele freundliche Grüße von der königlichen Familie, die auf Seeland weilte, und folgende Botschaft überbrachte: „König Magnus habe sich entschlossen, nach dem heiligen Grabe zu pilgern, um dort aller seiner Sünden los und ledig zu werden. Vorher aber solle im Kreise aller Glieder der königlichen Familie das Weihnachtsfest feierlich begangen werden, denn der fromme Pilger sehne sich, vor einem so langen Abschiede noch einmal alle seine Freunde und Verwandten um sich versammelt zu sehen. Vor allen Andern aber wünsche er seinen lieben Vetter Knud bei sich zu haben; möge also der Herzog ja der Einladung folgen!" Knud stellte sich zum Feste auf dem Roeskilder Schlosse ein. Vier Tage brachte man in gemeinschaftlicher Festfreude, in vollster Eintracht und verwandtschaftlicher Liebe zu, dann trennten sich die Fürsten. Knud Laward wohnte mit seinem Freunde, dem Jarl Erich von Falster, in dessen Hause zu Haraldstedt.*) Dorthin schickt nach wenigen Tagen Magnus einen seiner Vertrauten, der dem Herzoge

*) Haraldstedt, eigentlich Haraldstathe, ist das heutige Harrested, und liegt auf Seeland unweit Ringsted.

geheimnißvoll und eindringlich folgende Wünsche des Vetters vorträgt: „Wichtige Geheimnisse, die er Knud mitzutheilen habe, der Wunsch, ihm, den er am meisten von seinen Verwandten liebe, während seiner Pilgerfahrt sein Reich Upsala, die Sorge für Weib und Kind und seine gesammte Habe anzuvertrauen, veranlaßten ihn zu der Bitte, der Herzog wolle ihm eine Unterredung ohne Zeugen an einem abgelegenen Orte gewähren. Er schlage ihm dazu den Haraldstedter Wald ganz in seiner Nähe vor; den Tag möge er selbst bestimmen und ihn dem Boten, der einen Eid geschworen habe, Nichts zu verrathen, getrost angeben."

Knud Laward, dem wohl die Geheimnißthuerei seines alten Feindes auffiel, der aber in die ehrlichen Absichten desselben, noch dazu nach einer so einträchtig verbrachten Festeszeit, kein Mißtrauen setzte, und überdies froh sein mochte, nun endlich seines Neiders auf eine lange Zeit los und ledig zu werden, ging auf die Bitte seines Vetters ein, und bestimmte dem Boten, den er auf die freundlichste Weise aufgenommen hatte, Mittwoch, den 7. Januar, als Tag der Zusammenkunft. Der Bote, ein sächsischer Sänger, Sivard mit Namen, offenbar absichtlich von Magnus mit Rücksicht auf die Sympathieen Knud's vor Andern ausgewählt, gewann den leutseligen Herzog so lieb, daß er ihm gern die schwarzen Anschläge seiner Feinde, um die er wußte, entdeckt hätte. Aber

er glaubte sich durch den Eid, den er Magnus hatte schwören müssen, zum Schweigen verbunden. Lange quälte er sich ab, einen Mittelweg zwischen seiner vermeintlichen Pflicht gegen Magnus und seinen besseren, menschlichen Gefühlen zu finden; endlich am Abende vor dem Tage, auf den seine Rückkehr festgesetzt war, wagte er es, wenigstens einen Ruf der Warnung ergehen zu lassen, es dem Schicksal anheimgebend, ob er verstanden und befolgt werden würde.

Knud und Erich saßen in der Halle beim Becher und Sivard mit seiner Harfe bei ihnen. Die Mitternacht nahte schon heran und Sivard erhob sich, um Abschied zu nehmen, da er morgen mit dem Frühesten aufbrechen wolle; aber ein Lied müsse er seinen gütigen Wirthen zu guter Letzt noch gleichsam als Gastgeschenk anstimmen. Gern ward ihm die Erlaubniß dazu ertheilt, und nun sang er ein Lied von dem Verrathe, den die Königinn Chriemhilde gegen ihre Brüder geübt. Ach, er hätte die ganze blutige Tragödie von den Niebelungen von Anfang an singen können, so viel Aehnlichkeit hat sie mit der, die nun bald sich bereiten sollte. Wer kennt nicht die traurigen Verse:

„Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in dem Tann“ —?

Sivard endete sein Lied tief bewegt und verließ auch die beiden Hörer voll eben so tiefer Theilnahme. Ach, sie

galt leider nur den Helden des Liedes, nicht dem eigenen Schicksal!

Der Morgen des 7. Januar brach an. Der Herzog begab sich ohne Begleitung zur verabredeten Stelle. Am Eingange des Waldes empfing ihn ein schweigender Ritter, — es war Ubbo Jarl — um ihn zu dem Orte zu führen, wo Magnus seiner harrte.

In einem Kreise hoher, uralter Bäume, die ihre entlaubten Riesenäste schauerlich über die ganze Runde verbreiteten, saß Magnus auf einem umgestürzten Baumstamme. Bei seinem Anblick verließ Ubbo den Herzog und kehrte auf demselben Wege zurück. Als seine Schritte, die in dem abgefallenen, regennassen Laube widerlich klatschten, verhallt waren, schien es ganz einsam zu sein. Magnus erhob sich und ging seinem Vetter in großer, innerer Bewegung entgegen. Schweigend umarmte er ihn, und als er gefühlt hatte, daß Knud unter seinen Oberkleidern keinen Panzer trug, sondern nur mit seinem Schwerte bewaffnet war, wurde er ruhiger und gesprächig. Sie saßen nun nebeneinander auf dem Baumstamme und Magnus sprach Vielerlei von seiner bevorstehenden Pilgerfahrt, und ob er an den heiligen Stätten wohl Vergebung für alle seine Sünden finden würde, aber darunter war Nichts, was des Geheimnisses werth schien, mit dem er diese Unterredung umgeben hatte. Dabei blickte er sich bisweilen verstohlen um, so daß Knud, dem die Zeit

lang zu werden anfing, und der vielleicht auch einiges Mißtrauen zu hegen begann, endlich aufstand und ihn fragte:

„Was thust du so ängstlich, lieber Vetter, und siehst dich so scheu um? Sind wir nicht ganz allein? Oder meinst du, ich hätte mein gegebenes Wort, allein zu kommen, nicht gehalten und uns Lauscher bestellt? Sprich nun dreist von den Geheimnissen, die du mir anvertrauen wolltest!“

Da erhob sich auch Magnus und brach in lautes Lachen aus, das unheimlich unter den Bäumen verhallte. In demselben Augenblicke raschelte es von Schritten hinter den Stämmen und Gebüschen, Waffen klirrten und geharnischte Männer traten in die Runde. Verwundert blickte Knud Laward um sich.

„Was ist das? Was sollen diese da?“ fragte er, einen Schritt zurücktretend und die Hand an's Schwert legend.

„„Jetzt wollen wir sehen, wer von uns König sein wird!““ hohnlachte Magnus und drang mit gezogenem Schwerte auf den armen Verrathenen ein, den schon die Verschworenen, Heinrich Hinkefuß unter ihnen, mit blanken, mordbereiten Waffen umringten.

„Lange lebe der König! — aber was soll das hier?“ antwortete Knud, ebenfalls sein Schwert ziehend. Doch ehe er es noch halb der Scheide entrissen hatte, versetzte

ihm der königliche Meuchelmörder, wüthend auf ihn einspringend, den tödtlichen Hieb über das Haupt, und die Klingen der Verschworenen rötheten sich von dem Blute des edlen, wehrlosen Opfers. Da trat ein Augenblick furchtbarer Stille im ganzen Walde ein.

Als der in seinem Blute schwimmende Herzog seine letzten Athemzüge ausgehaucht hatte, flohen die scheußlichen Mörder, sich nach allen vier Winden zerstreuend.

III.

Die Rache.

Arme Holzfäller hatten nach wenigen Tagen die Leiche des Herzogs gefunden und auf ärmlicher Bahre nach Ringsted gebracht. Herzzerreißender Anblick! Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerbotschaft durch das ganze Land, und nun zeigte es sich erst recht, wie lieb es den Ermordeten hatte. Alle Feierlichkeiten, die das Weihnachtsfest noch nach sich zog, wurden eingestellt; es war nicht anders, als ob ein Freund, ein Vater Aller gestorben wäre. Aber die tiefe Betrübniß, die dumpfe Bestürzung, die zunächst der Kunde gefolgt war, wich bald einer eben so großen, gerechten Erbitterung. Allgemein war das Geschrei nach Rache, ein Gefühl, das noch gesteigert wurde, als fromme Verehrung des Dahingeschiedenen das Gerücht verbreitete, aus seinem Blute sei eine Quelle entsprungen, so daß sein Andenken im Glanze eines Heiligen, eines Märthyrers zu strahlen begann. Den nächsten Verwandten des Herzogs, seinen beiden Brüdern lag es vor Allen ob, dem Rachedrange Ausdruck und Genüge

zu schaffen. Diese, Harald Kesia und Erich Emund, hatten sich früher freilich ihres Bruders nicht sonderlich würdig gezeigt, indem sie das Land durch einen unnatürlichen Streit um ihr väterliches Erbe beunruhigt und sich auch sogar von dem Seeräuberhandwerk nicht frei gehalten hatten. Mit Mühe war es Knud Laward gelungen, sie zu versöhnen und zu bessern. Bei dieser ernsten Veranlassung jedoch zeigten sie sich einig und von einem ihrer Sache würdigen Geiste durchdrungen. König Niels hatte Befehl gegeben, den Leichnam des Ermordeten in aller Stille in der Ringsteder Kirche beizusetzen, statt ihm eine Ruhestätte im Roeskilder Dome zu gewähren, wie angesehene seeländische Edle verlangt hatten; er hatte auch sonst Alles gethan, um das Aufsehen der That zu mildern. Aber sie schrie zu laut gen Himmel. Der König ward gezwungen, eine Volksversammlung in Ringsted zur Untersuchung des Mordes anzuberaumen und vor dieser klagten Harald Kesia und Erich Emund frank und unerschrocken den Magnus und seinen Anhang des Meuchelmordes, den König Niels aber der Mitwissenschaft um denselben an. Da brach ein gewaltiger Sturm gegen den König aus und wenig fehlte, daß er in diesem Krone und Leben verloren hätte. Dem Erzbischofe Abser gelang es mit Aufbietung seines kirchlichen Ansehens und seiner ganzen geistlichen Macht, einen verbrecherischen Großen in den Augen des fromm-gläubigen Volkes zu entschuldigen und den

Frieden wieder herzustellen. Magnus, der durch sein Wegbleiben von der Tagsatzung hinlänglich seine Schuld eingestand, ward auf ewige Zeiten aus Dänemark verbannt und König Niels mußte einen feierlichen Eid schwören, daß er ihm niemals die Rückkehr gestatten wolle.

Mußten auch mit dieser Strafe die Kläger sich vorläufig zufriedengestellt erklären, so waren durch sie doch weder die Gefühle der trauernden Anhänger Knud Laward's beschwichtigt, noch war der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen. Gerade die Gelindigkeit der verhängten Strafe aber trieb die Mörder ins Verderben, indem sie sie veranlaßte, bald alle Scheu bei Seite zu setzen.

Grollend über den Beschluß des Ringsteder Reichstages, der ihm seinen Sohn verbannte, hatte Niels die Inseln verlassen und sich nach Jütland begeben. Magnus aber war nach Gothland in sein Königreich abgegangen, wo er zuerst sicher und guter Dinge lebte. Als er sein Reich jedoch an den Schweden Swerker verloren hatte, kehrte er, als ob kein Reichstagsbeschluß ihn je verbannt hätte, und zwar auf die ausdrückliche Einladung seines Vaters, der treulos genug war, seinen Eid zu brechen, nach Dänemark zurück. Noch aber durfte der Wille des Volkes nicht so frech mißachtet, noch das Andenken an einen geliebten Todten nicht so schamlos verspottet werden. In Seeland und Schonen flammt zuerst die Empörung auf, die Erich

Emund zu ihrer Leitung beruft. Kaiser Lothar rückt auf Erich's Aufforderung, den schmählichen Tod seines Lehnsmannes und Freundes zu rächen, mit einem Heere an das Danawirk, und es sieht schlimm genug für die beiden Könige aus. Aber die rechte Stunde hatte noch nicht geschlagen. Harald Kesia war niederträchtig genug, um in den Besitz Seelands zu gelangen, mit den Mördern seines Bruders Frieden zu schließen. Der deutsche Kaiser aber glaubte genug erreicht zu haben, als Magnus in seinem Lager erschien, viertausend Mark Silber zahlte und die Oberherrschaft Deutschlands über Dänemark anerkannte; er zog mit seinem Heere ab. Der seiner Sache treugebliebene Erich wird wiederholentlich geschlagen und muß fliehen. Er eilt nach Norwegen.

Daß in diesem Rachekriege die nationalen Antipathien eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben, daß die Partei, die in Knud Laward's Namen focht, als eine vorzugsweise sächsische gegenüber der dänischen der beiden Könige stand, geht unzweifelhaft aus der blutigen Verfolgung hervor, mit der die Sieger gerade die Sachsen unter den Besiegten überall heimsuchten. So ließ z. B. Harald Kesia, der ganz und gar zu der königlichen Partei übergegangen war und in der letzten Schlacht sogar gegen seinen Bruder Erich gekämpft hatte, nach der Eroberung von Roeskilde den dort wohnenden Deutschen die Nasen abschneiden und andere Grausamkeiten zufügen. Diese Mißhandlungen

beschworen noch einmal eine Kriegsgefahr von Seiten Lothars herauf, an den sich die verstümmelten Sachsen als an ihren natürlichen Beschützer klagend gewendet hatten, aber wieder gab er sich mit einer erneuten Huldigung, die König Magnus auf dem Reichstage zu Halberstadt, um Ostern 1134, leistete, zufrieden.

So schien es, wie es oft im Leben der Völker und der Einzelnen scheint, als sollten der Frevel und die schamloseste Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze Recht behalten, und als dürften sie fürder ungestraft ihr freches Haupt emporheben. Die Mörder wähnten sich denn auch sicher, und trieben ihren Uebermuth weiter und weiter. Da aber folgten die Schläge des Schicksals blitzschnell auf einander und ein schuldiges Haupt nach dem andern verfiel der gerechten Rache.

Erich Emund war in Norwegen nicht unthätig gewesen. Dank der freisinnigen Gastfreundschaft, die vor Alters wie heut in jenen unwirthbaren Bergen geübt wurde, gleichsam als sollte die Wärme und Milde des Menschengemüthes für die Rauhheit und den Frost des Bodens Ersatz leisten, fand er zahlreiche Freunde und Anhänger, die sich bereit erklärten, ihm in der Ausführung seines Racheplanes bis zum Aeußersten beizustehen. Mit diesen fiel er noch im Frühjahr des Jahres 1134 in Schonen ein. Alle Unzufriedenen aus König Niels' Reichen, alle diejenigen, deren Herz der noch ungesühnte

Mord des edlen, geliebten Herzogs mit Trauer und Erbitterung erfüllte, strömten ihm zu. — Die eben erst so blutig unterdrückte Partei lebte allenthalben und mächtiger denn sonst wieder auf. Eiligst kehrte Magnus aus Deutschland zurück; eiligst sagte Niels Heerfahrt gegen Schonen an. Mit einem ansehnlichen Heere landeten Beide in der Meeresbucht bei dem kleinen Städtlein Fodwyk in Schonen. Dort kam es zur Schlacht. Es war am zweiten Pfingsttage, dem 4. Juni 1134. Mit der äußersten Erbitterung stürzten sich die Schaaren Erich Emund's auf die Königlichen. Die alten Geschichtschreiber schildern das Blutbad als eines der fürchterlichsten, die jemals in den Kämpfen des wilden Nordens stattgefunden haben. Viele Tausende Gefallener bedeckten die Wahlstatt, die Erich Edmund als Sieger behauptete.*) Auf

*) „Die Entscheidung der Schlacht ward durch den einfachen Umstand bewirkt, daß ein Heer, welches zur See ankam, damals noch allein aus Fußvolk bestand. Dieses war ausgeschifft, bildete, unweit vom Ufer rottenweise aufgestellt, eine Masse von großer Ueberlegenheit, als aber sich die Staubwolke von Erich's Reiterei nur in der Ferne blicken ließ, fing gleich ein verstörtes Zurückweichen zu den Schiffen an, welches sich, als sie nun rasselnd heransprengte, in Flucht auflöste. Es war ein Sieg ohne Blutvergießen entschieden, dem ein Gemetzel ohne Gegenwehr folgte.“ Dahlmann. a. a. O. S. 235 u. 236.

einem Haufen Erschlagener fand man die blutige, entstellte Leiche des Königs Magnus, der verzweifelt kämpfend gefallen war. Auch Heinrich Hinkefuß, der Schürer des unheilvollen Brandes, war dem rächenden Stahle nicht entgangen. Drei jütländische Bischöfe und ein schwedischer, der Magnus treu geblieben war, als er sein schwedisches Reich verloren hatte, lagen mit sechzig Priestern unter den Todten. Der Bischof von Schleswig entrann vom Schlachtfelde mit einer Wunde, von der er nicht wieder genas. Und König Niels? Verwundet, von wenigen Getreuen umgeben, entkam er zu Schiffe, kinderlos, scepterlos, muthlos.

Lassen wir ihn seinen hastigen, angstvollen Pfad verfolgen, bis die Rache, um ihr Werk vollständig zu thun, auch ihm wieder begegnet und wenden wir uns inzwischen nach einem Theile des dänischen Reiches, von dem wir noch nicht gesprochen haben, obwohl in ihm die Ermordung des Herzogs Knud den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck gemacht hatte und machen mußte. Ich meine das eigene Herzogthum Knud Laward's, Süderjütland oder Schleswig.

Unter den vielen eigenthümlichen Einrichtungen der alten nordischen Lande ist keine interessanter, als die der Gilden, von denen zu sprechen der Verlauf unsrer Geschichte nothwendig macht. Was wir heut unter dem Namen „Gilde“ kennen und verstehen, giebt uns auch

nicht das geringste Bild von dem, was sie damals waren. Gehen wir also etwas näher auf ihre innere Beschaffenheit ein.

Die Gilden, auch Königs- und Knudsgilden genannt, finden sich in der Geschichte nach der Heiligsprechung König Knud's IV., der diese himmlische Würde seiner erkenntlichen Geistlichkeit verdankte, die er auf Kosten des übrigen Volkes so bevorzugt hatte, daß dies zu einer Empörung gedrängt ward, in der er sein Leben verlor. Die Gilden, zu seinem Andenken vermuthlich von Geistlichen gestiftet und unter seinem Schutzpatronat stehend, hatten anfänglich höchst wahrscheinlich nur geistliche Zwecke: gemeinsame Andachten, Unterhaltung und Stiftung von Kirchen und Klöstern, Unterstützung der Armen und der Pilger, Pflege der Kranken und ähnliche. Allmählig aber zog das Bedürfniß der Zeit, die Lage der äußern Verhältnisse mehr und mehr weltliche oder bürgerliche Zwecke in den Kreis der Gildegenossenschaften, ja am Ende waren die ursprünglichen geistlichen Ziele von den weltlichen ganz in den Hintergrund gedrängt. Da wechselten die Gilden später auch ihren Schutzpatron, sie wählten einen würdigeren Mann dazu, als König Knud gewesen war, nämlich Herzog Knud Laward, der zwar kein Märtyrer der Kirche, wohl aber ein Vorkämpfer der Gesittung und Aufklärung gewesen war. So erscheinen die Gilden denn als eine Brüderschaft, deren Hauptzweck

sich kurz folgendermaßen zusammenfassen läßt. Sie erstrebten einen gegenseitigen Schutz des Einzelnen, der zur Gilde gehörte, gegen die Beeinträchtigungen aller außerhalb derselben Stehenden.

In jenem Zeitalter der unvollkommenen Gesetzgebung, der machtlosen Gerichtsbarkeit und der leidenschaftlichen Rohheit, die jedes Gesetzes spottete und nur das Recht der Stärke anerkannte, konnte dieser Zweck nur durch strenge Durchführung des Gesetzes der Blutrache erreicht werden. War diese aber Fundamentalsatz der Gilden' so ergiebt sich daraus ihr Charakter im Uebrigen von selbst. Wurde ein Gildebruder getödtet, so war es heilige Pflicht der ganzen Gilde, zunächst die festgesetzte Geldbuße zum Besten der Hinterbliebenen des Ermordeten von seinem Mörder einzutreiben. War dies nicht möglich, oder weigerte sich der Mörder, die Mannbuße zu entrichten, so war er der Rache der gesammten Gilde verfallen, und bei der Ausdehnung und der Macht dieser Verbindung war es schwer, ihr zu entgehen. Wesentlich trug zu dem Ansehen und der Macht der Gilden die ihnen gewordene Vergünstigung der ausgedehntesten Gerichtsbarbeit über alle Gildemitglieder bei, so daß alle Angelegenheiten zwischen zwei Gildebrüdern dem Arme der gewöhnlichen Gerichte vollständig entzogen waren. Der Gefahr, die in dieser Bevorzugung lag, begegnete die Thatsache, daß die Gilden nur unbescholtene Mitglieder aufnahmen und

unter sich duldeten. Hören wir, um ein lebendiges Bild dieser anziehenden Brüderschaften zu erhalten, einige ihrer Statuten, die uns noch aufbewahrt sind:*)

„Wenn ein Gildebruder den andern tödtet, so soll er 40 Mark Buße an die Erben des Verstorbenen und 3 Mark an die Gilde erlegen, und zugleich als ein Nichtswürdiger aus der Gilde ausgestoßen werden. Wenn hingegen ein Gildebruder Jemand tödtet, der nicht zu der Gilde gehört und die Brüder sind gegenwärtig, so sollen sie ihn aus der Lebensgefahr erretten. Befindet er sich am Meere und will seine Flucht über dieses bewerkstelligen, so sollen sie ihm ein Boot mit Rudern und Schöpfkelle, Feuerzeug und eine Axt verschaffen, und später helfe er sich, wie er kann. Bedarf er aber eines Pferdes, so sollen sie ihm zum Walde folgen und ihm auf einen Tag und eine Nacht unentgeltlich ein Pferd verschaffen. Ist ein Gildebruder anwesend, wenn einer seiner Brüder getödtet wird, und kommt er ihm nicht zu Hülfe, so wird er als ein Nichtswürdiger aus der Gesellschaft gestoßen. Verliert Einer sein Geld, so soll jeder Gildebruder bei dem nächsten Trinkgelage ihm nach eigenem Belieben geben; brennt das Haus irgend eines Bruders ab, oder leidet er Schiffbruch, oder will er eine Wallfahrt antreten, so soll jeder Bruder ihm drei

*) Nach Allen, Gesch. d. Dänem. S. 85 u. vorherg.

Pfennige geben. Kein Bruder darf dem andern in Handel und Wandel durch Vorkauf oder auf andere Weise Schaden zufügen. Wird ein Gildebruder gefährlich krank und bedarf der Hülfe der Brüder, so sollen sie je zwei und zwei bei ihm wachen, bis es sich mit ihm bessert. Stirbt er, so sollen vier Brüder Wache halten bei der Leiche und alle Gildebrüder einen Beitrag zu seinem Begräbniß hergeben, die Leiche begleiten und sie zu Grabe tragen."

Eine Vereinigung, wie die der Gilden, mußte in den damaligen Zeiten, abgesehen von ihren praktischen Vortheilen, bald von der größten geistigen Bedeutung werden. Wie mußte sie ihre Angehörigen zu männlicher Selbstständigkeit und zum Selbstbewußtsein leiten, dadurch, daß sie diese gewöhnte, sich als Glieder einer so großen, geachteten und gefürchteten Gesellschaft zu fühlen; wie mußte sie allgemeinmenschliche Vorstellungen befördern helfen, wenn der Bauer und der Ritter, der Handwerker und der Landesfürst, als Glieder eines Ganzen, sich als Brüder zu lieben und einander beizustehen genöthigt wurden!

Nun war die Verbreitung der Gilden aber nirgends mächtiger als im Herzogthum Schleswig; in seiner Hauptstadt Hedaby, dem heutigen Schleswig, gehörte ihr der Kern der Bürgerschaft an. Nun war Herzog Knud Laward Gildebruder, sogar Aeltermann und ihr eifriger

Förderer gewesen — wo hätte also der Drang nach Rache für seine Ermordung glühender sein können, als hier, wo die heilig gehaltene Pflicht des Bundesbruders zugleich mit der Liebe des Unterthans zur Vergeltung anspornte!

Welch' düstres Verhängniß also, o König Niels, trieb dich, die flüchtigen Schritte, welche dich von den blutigen Feldern von Fodwyk hinwegtrugen, nach der Stadt an der Schlei zu lenken? Da lag sie im Sonnenglanze des 25. Junitages 1134 vor deinen Füßen, so friedlich, so verlockend. Die silberne Schlei schlang lächelnd ihren glänzenden Arm um die weißen Häuser und die grünen Gärten dazwischen. Einer aus dem Gefolge des Königs aber ritt zu ihm heran und sagte:

„Da unten in Hedaby gilt ein strenges Gildegesetz. Kein Gildebruder darf den Mord oder die Beschädigung eines Gildebruders ungerächt lassen, und Knud Laward hat, dieweil er lebte, dieser Gilde als Beschützer und Aeltermann angehört.“

Der flüchtige und entmuthigte König raffte noch einmal all' seinen Stolz zusammen und antwortete auf diese Warnung mit echt königlichem Uebermuth:

„Wie? Sollen wir uns vor Gerbern und Schustern fürchten?“ Da ritt der Warner allein eine andere Straße. Es war Harald Kesia.

Der König aber und die Uebrigen seines Gefolges

ritten in Schleswig ein. Alles war still, die Straßen lagen wie ausgestorben. Endlich schritt die Straße herauf ein Zug Geistlicher dem König entgegen mit Fahnen und Rauchgefäßen, um ihn in der Stadt willkommen zu heißen. Aber plötzlich tönte eine Glocke, die Gildeglocke, die Thore schlossen sich hinter dem Zuge des Königs, und von allen Seiten brauste die Bürgerschaft in Waffen heran.

Da rieth man dem Könige, als schon links und rechts seine Getreuen durchbohrt von den Rossen sanken, sich in die Peterskirche zu flüchten. Er aber hielt es eines Königs würdiger, in dem Schlosse seiner Väter zu enden. Dorthin dann folgten ihm die Gerber und Schuster und schlugen ihn todt sammt seinem ganzen ritterlichen Anhange.

Nachdem so der Letzte der Mörder des Herzogs Knud von der gerechten Strafe ereilt worden war, brach über das dänische Reich eine Zeit der größten Verwirrung und der heillosesten Gewalt herein. Nicht weniger als fünf Bewerber um die Krone traten auf, die sich meist durch Schandthaten aller Art, durch Grausamkeit, Hinterlist, Eidbruch und Meuchelmord ein trauriges Andenken in der Geschichte gestiftet haben. Nur Einer war unter ihnen von edlerem Schlage, und ihm gelang es zuletzt im Jahre 1157, also nach einem Vierteljahrhundert des Blutvergießens und des Bürgerzwistes, die Krone des

ganzen Reiches unbestritten auf sein Haupt zu setzen. Er hieß Waldemar; sein Volk, für das mit ihm eine glücklichere, ruhmvolle Zeit anbrach, hat ihm den Beinamen „der Große“ gegeben, den die Geschichte nun vollkommen zu bestätigen hat. Er war einer der größten Könige des Nordens.

Wer gewahrte aber nun nicht einen wundervoll geordneten Kreislauf der Schicksale, und wer sähe nicht die Rache für einen edlen, unschuldig gemordeten Mann auf's Herrlichste beschlossen, wenn er vernimmt, daß Waldemar I., welcher nun auf König Niels' und Magnus' Thronen saß, der Sohn des durch sie gemordeten Herzogs Knud Laward war?

Intermezzo.

Das waren entsetzliche, peinvolle Tage, die auf den 6. Juli 1849 folgenden! Jede Stunde fast brachte neue Einzelnheiten über das Unglück vor Fridericia, und wie aus einer jeden eine immer schönere, immer leuchtendere Glorie für das Heldenhäuflein Schleswig-Holsteins brach, so ward das Dunkel der Scham, der tiefsten Schmach, die sich auf den preußischen Namen wälzte, immer dichter, immer unheimlicher.

Noch hatten wir keine Zeitung gelesen, aber wir kannten schon Alle das Urtheil der öffentlichen Meinung. Schleswig-Holstein hatte geblutet, aber von Preußen wird sie Rechenschaft für jeden Tropfen des verströmten deutschen Blutes fordern; welche Fehler und Versehen auch das Unheil ermöglichten, alle diese Nebenumstände, wird sie sagen, wären unerheblich, ungefährlich gewesen ohne Preußens Verrath.

Drei Tage lang vermochte ich es nicht, meinen Freunden in Sundewitt unter die Augen zu treten. Endlich, am Nachmittage des vierten, überwand ich mich und machte mich auf den wohlbekannten Weg.

Es waren dieselben Hügel und Bäume, es war noch immer derselbe Meeresspiegel; die Vögel zwitscherten in den Büschen zu meiner Seite wie sonst und zu meinen Füßen blühten die alten Blumen, die treuaugigen Blumen, die nie etwas Anderes scheinen wollen, als sie sind; auch die Hunde umkläfften die Hufe meines Pferdes gleichwie das erste und wie noch das letzte Mal. Mir aber schien jeder Laut der Natur widerlich gedämpft und die Gegend wie mit einem schwarzen Flor verhangen.

Ich erreichte das Försterhaus, band mein Pferd draußen an, da mir Niemand wie sonst freundlich und hülfreich entgegenstürzte, ging durch die Rosenhecke die steinernden Stufen zur Hausthür hinauf, trat in den Corridor — Alles war leer und still.

Befremdet blieb ich steh'n und lauschte. Im Wohnzimmer glaubte ich Geräusch zu vernehmen, schritt über den Flur und klinkte leise die Thür auf. Da aber stand ich erstarrt, von einem herzzerreißenden Anblick erschüttert.

Auf dem Sopha lehnte die Mutter im heftigsten Weinen wie aufgelöst, vor ihr kniete die Tochter, das Haupt in den mütterlichen Schooß gedrückt, und nur an dem krampfhaften Zucken ihres Körpers gewahrte ich,

daß auch sie schluchze und weine. In der Nähe des Fensters aber stand der Förster, das helle Auge, in dem die letzte Spur einer zerdrückten Thräne blinkte, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke gen Himmel gerichtet. An dem herabhängenden Arme ballte sich krampfhaft seine einzige Faust, der ein auf der Erde liegender zerknitterter Brief eben entfallen zu sein schien. Welche neue Kunde von dem allgemeinen Unglück enthielt er, die schwer genug war, einen so leidenschaftlichen Schmerz hervorzurufen? Ich blieb nicht lange im Zweifel. Der Sohn des Hauses war vor Fridericia gefallen.

Da litt es mich nicht länger bei diesen Leuten; ich stürmte davon.

Verzehrender kann das Gewand der Dejanira auf Hercules' Gliedern nicht gebrannt haben, als auf den meinigen die preußische Uniform brannte. —

Wohin ich in den nächsten Tagen kommen mochte, überall wiederholten sich ähnliche, innerst zum Herzen dringende Auftritte. Preußen war das Unglück des Landes, und ich — ich fühlte mich als einen Theil dieses Ganzen. O, wie weh that die begütigende Aeußerung der Freunde damals: „Sie können ja Nichts dafür! Was vermag der Einzelne denn gegen ein ganzes Volk!“ Auch ich hatte wohl unter andern Umständen diesen Grundsatz mit bekannt, hier aber mahnten die Thatsachen zu grell; ich erschrak vor seiner Gewissen und Ehrgefühl

einschläfernden Sophistik und strebte mit allen Kräften aus seinen Banden hinaus. Wohl kann der Einzelne die Thorheit oder Schlechtigkeit einer Gesammtheit nicht hemmen, aber nimmermehr soll er sich soweit seiner Persönlichkeit entäußern, daß er sich schweigend und durch sein Verstummen beistimmend dem Zuge in die Gemeinheit hinein anschließt, weil er ihn nicht aufhalten kann. Vor Mit- und Nachwelt gegen ein begangenes Unrecht wenigstens zu protestiren, die Freiheit muß Jedem und unter allen Umständen bleiben. Und hier blieb mir mehr. Hier konnte ich, soviel an meinem Theile war, wieder gut zu machen suchen.

Es fehlte nicht an Mahnenden, die mich offen und ehrlich aufforderten: „Marschiren Sie nicht zurück mit ihren Landsleuten; bleiben Sie bei uns und treten Sie in unsre Armee. Wir brauchen Herzen, die aufrichtig für unsre Sache schlagen und Arme, die geübt sind, sie zu verfechten. Sie begehen damit freilich ein Verbrechen gegen den Buchstaben eines von Menschenwitz und Herrendienerei erklügelten Gesetzes, aber Sie handeln in Uebereinstimmung mit dem ewigen Gesetze Gottes, das Treulosigkeit und Verrath zu meiden und zu hassen gebietet, auch wenn sie von seinen vermeintlichen Stellvertretern auf Erden geboten werden!"

In der That, in vollständiger Uebereinstimmung mit diesen Mahnungen von außen her sprach von Anfang an

die Stimme in meinem Innern. Das Daimonion des Sokrates also und Immanuel Kant's kategorischer Imperativ — was vermochten dagegen die sämmtlichen königlich preußischen Kriegsartikel, die von der Desertion handeln?

Auch der Segen der Kirche fehlte meinem Vorhaben nicht. Ich erzähle davon nicht, weil ich Gewicht auf ihn gelegt hätte oder legte, sondern als einen Beweis, wie in dem allgemeinen Aufschwung patriotischer Gefühle die conventionellen Ansichten und Aufstellungen von der Heiligkeit dieser oder jener Ceremonie untergegangen waren.

Ich befand mich eines Abends in einer Gesellschaft von Bewohnern der Umgegend unsres Standquartiers, unter denen auch ein Geistlicher war. Alle Anwesenden waren wohlbekannte, zuverlässige Patrioten; es konnte also offen von meinem Vorhaben, aus der preußischen Armee zu desertiren, und von den geeignetsten Mitteln, die Flucht zu bewerkstelligen, gesprochen werden. Mit Rücksicht auf den anwesenden Prediger, einen Mann in mittleren Jahren, von würdigstem Aeußeren, gedachte ich des von mir geschworenen militairischen Eides, zwar nicht zur Fahne aber auf die Kanone, wie es bei der Artillerie üblich ist, und der Nothwendigkeit, ihn zu brechen. Alle nahmen natürlich jenen Eid als eine Aeußerlichkeit, die noch dazu erzwungen werde, sehr leicht; der Prediger

allein schwieg. Am späten Abend jedoch, als die Gesellschaft auseinander ging, nahm der Pastor mich bei Seite, wünschte mir Gutenacht und Lebewohl mit einem kräftigen Händedruck und fügte hinzu:

„Wenn Sie eine Bibel bekommen können, so lesen Sie doch einmal den Jesus Sirach, Capitel 4, Vers 32 und 33 nach. Das wird Etwas für Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage sein. Und damit Glück auf den Weg, mein lieber, junger Freund!“

Das Erste, was ich am andern Morgen that, war, daß ich in meinem Quartiere eine Bibel aufzutreiben suchte, was denn auch bald gelang. Ich schlug die bezeichnete Stelle auf und traf auf Worte, die über alle Erwartung herrlich sind, und auf die ich nie vorher gestoßen war. Sie lauten:

„Diene einem Narren in seiner Sache nicht und siehe seine Gewalt nicht an.“

„Sondern vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott, der Herr, für dich streiten.“

Begreiflich ist es, daß diese Stelle sich nicht unter den Bibelsprüchen befindet, die wir in unserer Kindheit — Gott sei's geklagt! — auswendig lernen müssen, aber unbegreiflich ist es, daß noch kein deutscher Staatsanwalt sie, die Hochverrath und Revolution athmet, denuncirt und auf ihre Vernichtung angetragen hat.

Mir haben die Worte des weisen Sirach in der Folge

bei meinen Handlungen noch oft wie ein Wahlspruch vorgeschwebt und noch oft habe ich des freundlichen, würdigen Pfarrers gedacht, der mir ihre Kenntniß erschlossen hatte.

Nicht Jesus Sirach indessen, wohl aber ein anderer Schriftsteller war es, der wirklich auf die Ausführung meines Entschlusses den mächtigsten Einfluß geübt hat. Mit Stolz nenne ich ihn einen Deutschen, mit Freude sehe ich ihn noch heute unter den Lebenden wandeln, und innigen Dank zolle ich ihm bis auf diesen Augenblick dafür, daß seine geharnischten Worte damals mit dazu beitrugen, mich auf dem Wege der Ehre und der Treue zu erhalten. Ich meine Gervinus.

In unsere Lagerabgeschiedenheit drang an deutschen Zeitungen vorzüglich nur ein Blatt, eins, das mit dem Kriege entstanden war und mit ihm auch verschwand, der „Ostsee-Telegraph", ein flensburger Correspondenz-, Gewerbe- und Anzeigeblatt für Stadt und Land. Dies enthielt in seinen Nummern vom 1sten und 2ten August den Aufsatz, den Gervinus einige Tage vorher in der „Deutschen Zeitung" hatte erscheinen lassen. Durch jede Stelle dieses Aufsatzes, eines herrlichen Denkmals deutschen Charakters und eines Musters deutscher Beredsamkeit, fühlte ich das Richtige und Wahre in bewundernswürdiger Weise getroffen und einige Abschnitte in ihm berührten mich, als seien sie direct zu mir gesprochen. Da heißt

es, nachdem die Lage der Dinge und die Pflichten der einzelnen Staaten und Gewalten dem von Preußen abgeschlossenen Waffenstillstande gegenüber in einer meisterhaften, energischen Weise geschildert sind, gegen den Schluß unter Anderm:

„Für eine Sache einzustehen, die einmal als eine gerechte und ächte erkannt worden ist, sollte uns kein Bedenken verhindern, keine Gefahr abhalten, kein unsicherer Ausgang beirren. Oeffnet sich in Schleswig-Holstein noch einmal der Kampfraum, auf dem sich diese Scharte auswetzen läßt, so treffe Schande den, der die Unterstützung, die ihm möglich ist, zu bringen unterläßt. Ist es aber so, daß wir diese schleswig-holsteinische Sache, in der wir unsere Ehre verpfändet haben, aufgeben lassen und selber aufgeben, haben wir wirklich alle Empfindlichkeit verloren, die uns Unterdrückung bitter und Schande unerträglich macht, dann allerdings ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo das Volk den Ruhm nicht, nein jeden Anspruch an Tapferkeit und Politik verloren hat, wo sich der Einzelne wehmüthig auf sein Ich zurückziehen und seine Hoffnung auf die verzweifelte Stunde setzen muß, wo dies mattherzige, lebende Geschlecht abgerufen wird, um einem andern Platz zu machen, das mehr Leidenschaft für vaterländische Ehre und mehr Galle gegen Anmaßung und Willkür besitzt."

So glühende Worte fielen in mein Inneres wie

Funken in ein offenes Pulverfaß. Mein Entschluß stand unwiderruflich fest. Mit Gervinus' Worten auf meinem Schilde war ich freudig bereit, allen Kriegsgerichten der Welt gegenüber zu treten.

Wir verließen die düppler Höhen am 6. August und trafen am folgenden Mittage in Flensburg ein. Unterwegs sahen wir eine große Anzahl gleichfalls zurückkehrender Preußen, namentlich solcher, die in Jütland gewesen waren. Immer klang mir bei ihrem Anblicke der Refrain in den Ohren:

»Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid.«

Die Compagnie, bei welcher ich noch stand, war in einer eigenthümlichen Stimmung, die keinenfalls weit von Opposition war. Lieder, wie „Noch ist Polen nicht verloren", wurden während des ganzen Marsches gesungen, und als wir in der Gegend von Krusau, nördlich von Flensburg, einem schleswig-holsteinischen Stabsofficier und sodann einer Abtheilung schleswig-holsteinischer Dragoner begegneten, brachen die Sympathieen für die nunmehr von uns im Stiche gelassene Sache in nicht enden wollenden Hurrah's aus. Diese unterbrach ein Major von der Artillerie, indem er heransprengte und uns in barschem Tone eine Rede hielt, deren Sinn etwa war, wir sollten hinfort in Reih' und Glied marschiren, die

Vorüberziehenden nicht „anbrüllen“ und Lebehochs nur auf Commando unserer Herren Vorgesetzten ausbringen. Als er den Rücken gewandt hatte, stimmte Einer von uns den schönen Gesang an: „Geduldig trag' ich alle meine Leiden,“ in den wir Andern leise einfielen.

Gleich nach unserm Einrücken in Flensburg ward von meinen dortigen mitverschwornen Freunden und mir Kriegsrath gehalten, wie meine Desertion am Besten zu bewerkstelligen sei. Weiter mitzumarschiren und dann auf eine günstige Gelegenheit zu warten, schien nicht räthlich, da ich im südlichen Schleswig der theilnehmenden Bekannten entbehrte, die mir in der Nähe unseres Kriegsschauplatzes mit Rath und That zur Seite zu stehen bereit waren. So ward denn ausgemacht, ich sollte gleich am selben Tage, dem 7. August, spät Abends den Weg auf die Besitzung eines nahe bei Flensburg wohnenden Patrioten antreten. Hier befand sich eine Oelmühle, deren Betrieb aber während der Kriegszeit eingestellt worden war. Somit stand auch das kleine neben der Mühle befindliche Häuschen leer, das sonst den Müllergesellen und Müllerburschen zur Wohnung gedient hatte. Hier war hinreichender Raum und hinreichende Sicherheit. Meine Verborgenheit brauchte ja auch nur bis zum Abzuge der letzten preußischen Truppen zu dauern, dann — so wähnte ich — stände meinem Wiederhervor-

treten und meiner Einreihung in die schleswig-holsteinische Armee Nichts mehr im Wege.

Die verhängnißvolle Stunde schlug. Mir war leicht und fröhlich zu Muth wie Einem, der sich eines reinen, mannlichen Entschlusses bewußt ist. Es ist ein köstliches Gefühl, die Brücke, die mit der Vergangenheit verbindet, abgeworfen zu haben und ein neues Leben vor sich zu sehen. Blieb auch Manches dahinten zurück, das ich nicht gern verließ, war ich auch der Gefahr ausgesetzt, Manches zu verlieren, was mir lieb und theuer war, mußte ich auch gefaßt sein, Befremdung, Tadel, Entrüstung über meine Handlung von den Nächsten daheim zu erfahren, was vermochten alle diese nur schüchtern sich regenden Bedenken gegen die laut mahnende Stimme eines auf's Aeußerste gereizten Ehrgefühls!

Ich legte in meinem Quartier Stück für Stück meiner preußischen Armatur, den Helm, den Säbel, den Tornister u. s. w. zurecht, damit am andern Morgen Alles leicht zu finden sei, wenn meine Person als verschwunden gemeldet werden mußte. Wie eine symbolische Handlung sah ich diese Verrichtung an, wie eine Scheidung von dem Preußenthum, dem anzugehören mir nun unmöglich geworden war. Mit Freuden und Hingebung hätte ich mein Leben lang dem Preußen gedient, das, die Fahne des klaren, consequenten Protestantismus tragend, den aufgeklärten, vorgeschrittenen Theil Deutschlands darstellte,

dem Preußen, das, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß „Preußisch“ und „Deutsch“ Eins und Dasselbe seien, kein Opfer darin erblickte, in Deutschland aufzugehen, dem Preußen, das, wenn es hätte sein müssen, gegen Rußland, Frankreich und das slavische Oesterreich zugleich die Ehre des deutschen Namens kühn und unerschrocken vertheidigt hätte, aber für das Preußen, das nun undeutsch und widerdeutsch geworden war, hatte ich so wenig Sympathieen, wie für China oder Hottentottenland.

So wanderte ich denn, die wenigen Habseligkeiten, die ich im Felde bei mir geführt hatte, in ein Bündel geschnürt, die gen Osten führende Straße Flensburgs hinab. Es war dunkel, nur wenige noch brennende Laternen warfen ein ungewisses Licht auf meinen Pfad; einzelne Kameraden, die aus Wirthshäusern zurückkehrten, gingen an mir vorbei, ohne mich jedoch zu erkennen oder mich aufzuhalten. Ich erreichte den Ausgang der Straße, durchschnitt die Hohlwege, eine Art Vorstadt Flensburgs, in der nicht gerade die bestberufenen Bewohner der Stadt hausen, und gelangte auf die Landstraße, die durch die Landschaft Angeln nach dem Flecken Kappeln führt.

Kaum war ich auf dieser eine halbe Stunde fortgewandelt, als ich an eine Brücke kam, auf die mich meine Freunde in Flensburg aufmerksam gemacht hatten, als sie mir meinen Weg beschrieben. Hier sollte ich meinen Gastfreund, den ich vorher noch nie gesehen hatte,

meiner harrend, treffen. Richtig! eine dunkle Gestalt lehnte am Geländer der Brücke. Ich redete sie an, wenige Worte reichten hin, uns zu verständigen; es war der Erwartete.

Wir bogen nun links von der Landstraße in einen Nebenweg ein und kamen nach wenigen Minuten an meinem Asyle an. Die Mühle ragte mit ihren vier ausgestreckten Armen wie ein Riesengespenst in den Nachthimmel hinein, etwas seitwärts von ihr stand das niedere, kleine, weißgetünchte Häuschen, das mich für einige Zeit unter seinem Dache aufnehmen sollte.

Wir traten ein; in dem Zimmer rechts vom Eingange ließen sich Stimmen vernehmen und Lichtschein fiel durch die Ritzen der Thür. Als diese sich öffnete, welche Ueberraschung erfuhr ich! Zwei meiner Kameraden bewillkommneten mich jubelnd als ihren Schicksalsgefährten. Beide hatten denselben Entschluß wie ich gefaßt, beide sich an die gleichen gemeinschaftlichen Bekannten zur Ausführung desselben gewandt und beiden war dieselbe Zufluchtstätte wie mir eingeräumt worden. Die kluge Rücksicht, bei einem etwaigen Scheitern des Planes nicht als Complottisten härter bestraft zu werden, hatte sie veranlaßt, ihre Absicht vor mir geheim zu halten, wie auch ich denn keine Mitwisser meines Geheimnisses unter meinen Kameraden gehabt hatte.

Daß wir unsrer drei waren, gereichte uns in der

Zeit, die nun für uns begann, zur größten Annehmlichkeit. Denn eigentlich lebten wir das Leben von Gefangenen. Bei Tage verließen wir unser Zimmer nicht, dessen Fenster überdies an der untern Hälfte dicht verhüllt waren, damit kein neugieriges Auge hereinspähen könnte; nur in der Abenddämmerung war uns von unsern vorsorglichen Wirthen gestattet, in nächster Nähe unseres Häuschens spaziren zu gehen und frische Luft zu schöpfen. Nur wenige Male während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in unserm Versteck erhielten wir Erlaubniß, den Garten zu betreten, der das einige hundert Schritt von der Mühle liegende Wohnhaus unsrer Gastfreunde umgab, um uns hier an den köstlichen Himbeeren und Johannistrauben zu laben, die in Fülle gewachsen waren. Das waren festliche Stunden! Die Knechte und Mägde waren zu der Zeit im Felde bei den Erntearbeiten beschäftigt, so konnten wir nach Herzenslust die Luft der holden Freiheit schlürfen und dazu die herrlichen, selbstgepflückten Früchte genießen.

Das Geheimniß unsers Daseins hatten anfänglich nur drei Personen, unser Wirth, seine Frau und eine erwachsene Tochter, getheilt; allmählig aber hatte Einer nach dem Andern vom Gesinde mit hineingezogen werden müssen, natürlich ohne jedoch über unser wahres Wesen aufgeklärt zu werden. Unsere Wirthinn, eine lebhafte, liebenswürdige Frau, besaß ein vorzügliches Talent, ihre Leute irre zu machen und unsere Persönlichkeiten mit einem mährchenhaften Nebel

zu umgeben, durch den neugierige Augen nicht hindurchzublicken vermochten.

Einst sollten wir Besuch von einem Lehrer des flensburger Gymnasiums erhalten. Da sagte sie am Tage vorher zu ihrem Gesinde in der Küche:

„Morgen wird der Lehrer kommen, um seine Zöglinge zu besuchen; ich hoffe, sie werden ihre Arbeiten zu seiner Zufriedenheit gemacht haben; sie sitzen ja den ganzen Tag eingesperrt und arbeiten so fleißig!“

Tags nach dem Besuche äußerte sie:

„Ich weiß nicht, der Lehrer ist doch sonst ein so liebenswürdiger, sanfter Mann; aber seinen Zöglingen gegenüber ist er ganz anders, so strenge — o! er läßt den armen Jungen auch nicht die geringste Freiheit!“

Ein anderes Mal, während sie die Bestandtheile unseres Mittagsmahls, das stets sehr reichlich ausgestattet war, zusammenpackte, um es uns, wie meistens, selbst zu bringen, sagte sie mit Bezug auf die großen Portionen:

„Die jungen Leute müssen sich doch stärken! Es sind so rechte, schwächliche Stadtkinder, denen die Landluft und die ländliche Kost erst noch Kräfte geben sollen, da sie nun bald Soldaten werden müssen.“

Die kleinen Komödien, die sie auf diese Weise spielte, erzählte unsre heitre Wirthinn uns selbst wieder und dies in einer so drolligen Weise, daß es zum Todtlachen war.

Endlich, gegen Ende des Monats August, als der

manches Jugendverhältnisses verbittert wurden. Wie Viele hatten sich meine Freunde genannt, denen die erste Grundlage der Freundschaft, das unerschütterliche Vertrauen zu dem ehrenhaften Charakter ihres Freundes, fehlte! Dagegen machte es einen traurig-komischen Eindruck auf mich, als mir die Anzeige zuging, die Studentenverbindung, der ich in meiner berliner Universitätszeit angehört hatte, das Corps der „Märker", habe mich aus seiner Mitte ausgeschlossen, „weil", wie es in dem Schreiben hieß, „wir den Eidbruch dem Ehrenwortbruch gleichstellen müssen." Naive Anschauung! Einen Eid, der in einem Staate, wie der preußische, wo ein Jeder zum Eintritt in die Armee verpflichtet ist, unumgängliche Nothwendigkeit ist, einen Eid, dessen Verweigerung in Preußen mit Festungsstrafe belegt wird, vergleichen zu wollen mit einem freiwillig gegebenen Ehrenwort, gleichsam mit der Blüthe des freien, seiner selbst bewußten und mächtigen Mannesthums! Ich ward aufgefordert, mein Corpsband zurückzusenden und mich hinfort aller Zeichen der Märkerschaft zu enthalten. Beiden Anforderungen bin ich in der That ehrlich nachgekommen. Hatte ich doch auf ganz Preußen verzichtet, was konnte mir da an der Mark liegen! Oft aber habe ich noch der guten Leute in den orange-weiß-goldenen Cereviskappen und mit den dreifarbigen Bändern denken müssen. Ob sie wohl jemals wieder das Stiftungslied gesungen haben,

das ich ihnen einst gedichtet hatte, und ob sie wohl bei der Stelle:

„Der Tod allein soll unser Bündniß lösen!“

sich meiner erinnerten, den sie aus politischer Augendienerei verläugnet haben? Und ob sie wohl, sie, die ihren Unterthaneneid so treu bewahrt haben, vielleicht nur um des lieben Brotes willen, das sie in einem Staatsamt suchen mußten, wenn sie sich jetzt im servilen Dienste abmühen, der freien, begeisterungsvollen Jugendtage gedenken, in denen wir schwuren, die Ehre solle uns über Alles gehen? Nun mögen sie Alle fort und fort Freude daran haben, ihr unverscherztes Band mit seinen gekreuzten Hiebern und den unbedeutenden Namen darauf, mit seinen Tinte- und Bierflecken betrachten und auf den Rand ihrer trocknen Acten das „Vivat, crescat, floreat Marchia!“ „simpeln“ zu können — ich beneide ihnen das Glück nicht. Meine Ideale liegen höher und meine Farben sind andere. —

Warten und Verzweifeln, wie nahe sie an einander grenzen, ich erfuhr es zur Genüge in jenen Tagen der aufflackernden Hoffnungen und der dämpfenden Täuschungen, der helllodernden Entrüstung und des erzwungenen Schweigens.

Für die Herzogthümer war die Zeit der kleinen Kränkungen und der großen Schmach angebrochen. Die düppler Schanzen waren zerstört worden, Nordschleswig, der

Herrschaft fremder, zum Theil feindlicher Regenten preisgegeben, blutete unter dem Drucke verworfener Subjecte, elender Geschöpfe des Despotismus und der Pöbelgunst, die ehrenhaftesten Männer deutscher Gesinnung, darunter solche von deutschem Rufe, mußten von Amt und Familie flüchten und irrten im Elende umher. Und noch immer ruhten die Waffen!

Der Winter kam und belegte Bäche, Ströme und Meerbusen mit seiner festen Decke, die Hauptmacht des Feindes für eine lange Zeit entfernt haltend, aber die Waffen ruhten!

Das Eis zerging, der Frühling mit seiner milden Luft gestattete wieder, im Freien zu operiren, die wieder erweichte Erde erlaubte schon, sich zu Verschanzungen aufthürmen zu lassen, aber die Waffen ruhten!

Endlich, schon im hohen Sommer, schien die Stunde der Befreiung zu schlagen, der langersehnte Augenblick gekommen!

Ich hatte den Frühling und den Anfang des Sommers nicht mehr in meiner schleswigschen Dorfeinsamkeit zugebracht. Ein Bekannter aus meiner Heimat, der schon im ersten Jahre der Erhebung in den Staatsdienst der Herzogthümer getreten war und eine hohe Stelle im Kriegsministerium derselben einnahm, hatte von meiner unbefriedigenden Lage gehört und mich zu sich nach Kiel entboten, wo er mir unter seinen Augen eine zusagendere

Thätigkeit anwies und mir angenehmere Lebensverhältnisse schuf. Es war das eine edelmüthige Handlung, der ich stets Dank wissen werde. Mein Beschützer kannte mich eigentlich nur durch dritte Personen, mich selbst hatte er nur einmal flüchtig gesehen, und noch dazu war auch er noch immer Angehöriger des preußischen Staates; um so rühmlicher ist die Humanität, die er mir gegenüber an den Tag legte, da er doch meine That kannte, die vor preußischen Augen ein Verbrechen war.

Meine neue Stellung hatte den Vortheil, daß ich wieder, da ich in ihr mit einer Anzahl von Officieren und Beamten der schleswig-holsteinischen Armee in Berührung kam, zu einer wohllegitimirten Persönlichkeit wurde. Mancher mochte wohl muthmaaßen, daß in meiner Vergangenheit ein gewisses Etwas dunkel bleiben müsse, Mancher auch unter der Hand erfahren haben, was es sei, doch legte mir Niemand Etwas in den Weg, sondern ein Jeder ehrte mein Geheimniß oder die Beweggründe zu meiner Handlung. Nur ein elender, zweideutiger Charakter, ein Emporkömmling, wie es in ungewöhnlichen Zeitverhältnissen so Manchem gelingt, sich für einen Augenblick wichtig und unentbehrlich zu machen, kehrte mir gegenüber den Moralisten heraus und machte, als mein Beschützer das Land verlassen hatte, meine Stellung unhaltbar. Das geschah jedoch glücklicherweise

erst in einer Zeit, in der der Wiederausbruch des Krieges vor der Thür stand.

Mit einem Schreiben des Kriegsministers versehen, daß meinem Eintritte in irgend einen beliebigen Truppentheil der Herzogthümer Nichts im Wege stände, verließ ich am 10. Juli das freundliche Kiel und trat am Tage darauf in das zweite schleswig-holsteinische Jäger-Corps, das damals in dem benachbarten Preetz stand, ein.

Erinnerungen aus dem Feldzuge
von 1850—1851.

I.

Der Ausmarsch.

Es mag größere Armeen gegeben haben, die, Schöpfungen eines aufgestandenen, nach Befreiung ringenden Volkes, auch größeren kriegerischen Ruhm und ein bedeutenderes Andenken in der Geschichte sich erfochten haben, aber unter allen, die des Augenblickes Drang und Noth geboren hat, war keine stattlicher, keine schmucker, keine mit Allem, was zum Kriege nöthig ist, besser und reichlicher ausgestattet, keine, die mit ganzerem, fröhlicherem Herzen in den Kampf zog, als die schleswig-holsteinische. Zu den tüchtigsten Bestandtheilen dieser Armee aber gehörte nach allgemeinem Zeugniß das zweite Jägercorps, eine Truppe, gesetzt und solide im Frieden, kernhaft und tapfer in der Schlacht. Hinsichtlich der unter seinen Angehörigen herrschenden Bildung war es unbedingt das erste Bataillon Schleswig-Holsteins. Aus keinem andern sind im Laufe der Feldzüge so viele Offiziere hervorgegangen, wie aus ihm. Der Hauptgrund hierfür war, daß in das zweite Jägercorps der Ueberrest der studirenden Jugend der

Herzogthümer, den der unheilvolle 9. April 1848, der Tag von Bau, verschont hatte, übergegangen war. Dieser Stamm hatte verwandte Elemente ganz natürlich angezogen und so fanden sich wissenschaftlich gebildete junge Männer aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes im zweiten Jägercorps zusammen. Auch Schriftsteller enthielt es in seinen Reihen, Uffo Horn z. B., der nach der Schlacht von Idstedt eintrat, und den Verfasser dieser Erinnerungen, der freilich damals noch keinen Anspruch auf diesen Namen machte.

Die schleswig-holsteinischen Jägercorps, am Schlusse des Krieges sechs an der Zahl, bildeten schon durch ihr Aeußeres einen anziehenden Theil des Heeres. Die übrige Infanterie, die Artillerie, die Cavallerie glichen den entsprechenden Waffengattungen der preußischen Armee zum Verwechseln, die Jäger erschienen namentlich durch ihre Kopfbedeckung als etwas Besonderes, Eigenthümliches. Nichts konnte passender, praktischer und zugleich kriegerisch-imposanter sein, als diese schwarzen „Käppi's“ mit dem doppelten Adler vorn und vor Allem dem wehenden schwarzen Roßhaarbusche darüber. Dieser letztere Schmuck stach auch den Feinden, die allerdings gegründete Ursache hatten, der schleswig-holsteinischen Jäger besondere, respectvolle Erwähnung zu thun, so vorzüglich in die Augen, daß sie uns nur die „Hestersteerter“ (Pferdeschwänze) nannten.

Ein hohes Gefühl des Stolzes und der Freude beseelte alle Angehörigen des zweiten Jägercorps, als wir am 13. Juli des Jahres 1850, nachdem der Waffenstillstand über ein volles Jahr gedauert hatte, zum neuen Kampfe aufbrachen. Die Herzogthümer standen allein in diesem Kampfe — Gottlob! so waren sie aller Hemmnisse los und ledig, so konnten sie mit der Kraft, deren sie sich wohl bewußt waren, rücksichtslos dem Feinde in das Herz dringen, glaubten sie doch damals noch, diese Kraft den Händen tüchtiger, tapferer Führer anvertraut zu haben!

Unsere Bataillone waren zu jener Zeit sehr stark, weit über tausend Mann ein jedes, und so war es ein herrlicher, Vertrauen und Selbstgefühl weckender Anblick, wenn man die Augen vorwärts und rückwärts über die lange Kolonne, die fast unabsehbar auf der von grünen Büschen eingeschlossenen Landstraße sich hinzog, schweifen ließ!

Unsre letzte Garnison war das kleine Städtchen Preetz gewesen; wir verließen es in aller Frühe und legten die zwei Meilen bis Kiel in wenigen Stunden zurück.

Es war eine eigenthümliche, ungewisse, ahnungsvolle Zeit. Die Rüstungen zur Wiederbesetzung Schleswigs, das während des Waffenstillstandes Norwegern, Schweden und Preußen anvertraut gewesen war, durch die schleswig-

holsteinische Armee waren so im Geheimen betrieben worden, die Hoffnung auf den Wiederbeginn des Krieges war nach dem langen vergeblichen Harren fast eingeschlafen, nun war der Befehl zum Aufbruch so plötzlich gekommen, daß das Volk kaum wußte, was es von den nordwärts marschirenden Heeresabtheilungen denken sollte. Bald aber brach sich die Zuversicht von der Bedeutung und dem Ernste dieses Schauspiels Bahn, und so drängten sich, als wir durch die Straßen Kiels marschirten, und noch mehr nachher, als wir jenseits der Stadt einen kurzen Halt machten, Männer, Frauen und Mädchen in unsere Reihen, hier einen Bekannten noch einmal zu begrüßen und ihm Lebewohl zu sagen, dort zur Tapferkeit und Ausdauer zu mahnen und Sieg und glückliche Rückkehr zu wünschen.

Einen tiefen Eindruck hatte es auf mich gemacht, als auf dem Marktplatze zu Preetz das Commandowort zum Abmarsche erscholl, als so der erste Schritt gethan ward in den Krieg, in Schlachten, vielleicht in Wunden und Tod hinein; rührend und ergreifend war der Anblick dieser Abschiedsscenen, der Widerschein dieser Wünsche, Hoffnungen und Segnungen auf den Gesichtern, in den Thränen der Bewohner Kiels, aber der erschütterndste und erhebendste Augenblick folgte erst auf dem weitern Marsche.

Die Eider, einst die Grenze des weiland römischen Reiches, ist mit der Ostsee durch den schleswig-holsteinischen

Kanal verbunden. Diese schmale Wasserstraße scheidet nördlich von Kiel Holstein von Schleswig. Eine Brücke führt bei Levensau über den Kanal. Als diese vor unsern Blicken lag, ergriff einen Jeden von uns die tiefe Bedeutung der nächsten Schritte, die wir zu thun hatten. Es war, als hörten wir die Athemzüge der Weltgeschichte gehen, so ernst, so hochfeierlich ward uns zu Muth. Die von dem langen Marsche an dem heißsonnigen Tage auf der stäubenden Landstraße gelockerten Glieder unsrer Reihen schlossen sich von selbst wieder fest aneinander, die Häupter erhoben sich stolz und trotzig, der Fuß trat fest und kräftig und im Gleichmaaß auf. Da, als die Schritte der ersten Sektionen auf der Brücke dröhnten, als die Musik das Schleswig-Holstein-Lied zu spielen begann, brach eine jubelnde Begeisterung in allen Reihen aus. Sektion für Sektion schulterte das Gewehr und mit donnerndem Hurrah, das, von den folgenden wieder und wieder aufgenommen, bis an's Ende des Zuges sich fortpflanzte, überschritt sie die Brücke. Jeder fühlte, was vor uns lag: Freiheit, Sieg und Ruhm, und Jeder bewies durch seine Begeisterung, daß er würdig war, dies Alles zu erringen.

So betraten wir den Boden Schleswigs, des Schleswigs, das unsre besten Kaiser, der Städteerbauer Heinrich und der große Otto, glorreich für das deutsche Reich erworben und behauptet haben, das von andern wieder, die

sich auch „allzeit Mehrer des Reiches" nennen ließen, preisgegeben worden, das aber dennoch immer in seiner natürlichen Zusammengehörigkeit mit Deutschland verblieben ist. Funfzehn dänische Könige aus dem Hause Oldenburg haben später der Reihe nach feierlich mit andern Bestimmungen auch den Grundsatz des schleswig-holsteinischen Staatsrechts beschworen, daß „Schleswig-Holstein ewig ungetheilt zusammen bleiben" sollte. Der achte Christian war es, der den im Jahre 1460 von dem ersten Christian zuerst abgelegten, bei seiner Thronbesteigung auch von ihm erneuerten Eid brach und Schleswig von dem ihm innig verbrüderten Holstein abzureißen versuchte. Die deutsche Nation hatte einmüthig gegen diese Eroberungsgelüste Einsprache erhoben, ein deutscher König hatte in der Stunde der Entscheidung sein Wort verpfändet, die klaren Rechte Schleswig-Holsteins gegen etwaige Uebergriffe mit den geeigneten Mitteln zu schützen, zwei Jahre lang war Krieg um die Erhaltung dieser Rechte geführt worden, und jetzt waren wir dazu berufen, das von den Andern verrathene und verkaufte Schleswig für unser deutsches Vaterland zu retten.

Wer verargt es uns, daß freudiger Stolz und ein gehobenes Bewußtsein uns vom Wirbel bis zur Zeh' durchglühten, und daß unser Hurrah begeisterungsvoll weithin in die schleswigschen Lüfte drang?

II.

Das erste Zusammentreffen.

Schon mit dem zweiten Marsche hatten wir die für unser Heer auserkorne Stellung erreicht. Wohl war unsre Hoffnung gewesen, wenigstens Flensburg noch den Händen des Feindes zu entreißen, aber „politische Rücksichten“ hießen uns südlich davon auf halbem Wege zwischen Schleswig und Flensburg stehen bleiben und wir besetzten den „starken Abschnitt Idstedt-Wedelspang.“

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Geschichte oder gar eine Kritik des Krieges zu geben, es kommt mir nur darauf an, die Ereignisse zu schildern, die mir als die anziehendsten meiner eigenen Erfahrungen am treusten im Gedächtnisse geblieben sind. Da denke ich denn zunächst an mein erstes Zusammentreffen mit dem Feinde. Ich meine nicht mein erstes überhaupt, sondern nur ein erstes unter neuen Umständen und in neuen Verhältnissen. Hatte ich doch schon ein Jahr vorher den Dänen im Felde gegenübergestanden. Damals aber war ich preußischer Artillerist und hockte in den Schanzen auf den düppler Höhen. Die Erfahrungen dieses Feldzuges hatten mir eine gründliche Abneigung gegen die sonst so schätzenswerthe Waffe, die Artillerie, eingeflößt. Es war in der

That ein peinliches Gefühl, während man vor Begierde nach Kampf brannte, stundenlang auf den Befehl zur Theilnahme an ihm warten zu müssen, indeß die Infanterie sich längst lustig im auf- und abwogenden Gefechte herumtummelte. Und dann dieser Kampf aus weiter Ferne und dieser unpersönliche Kampf, in dem nur das Geschütz, die ganze Bedienungsmannschaft zusammengenommen Etwas ist und Etwas leistet, während der Einzelne für sich ohnmächtig und nichtsbedeutend ist. Nein, ich sehnte mich nach einer selbstständigeren Theilnahme am Gefechte, mich verlangte nach einem Kampfe wo möglich Mann gegen Mann, nach Tirailleurgefechten, kühnen Streifzügen, Ueberfällen und Bayonnettangriffen. So war ich in der schleswig-holsteinischen Armee Jäger geworden.

Jeden Morgen in der Frühe zogen von unsern Feldwachen aus Patrouillen dem Feinde entgegen, der bereits in und um Flensburg stand und auch seinerseits dergleichen kleine Streifpartieen ausschickte. Nach dem Zusammentreffen mit einer solchen, nach einem siegreichen Gefechte im Kleinen mit ihr, nach dem Triumphe gar, sie abzuschneiden und gefangen einzubringen, waren wir Alle lüstern. Namentlich hatten wir es auf eine Patrouille von dänischen Dragonern gemünzt, die täglich in der Stärke von sechs Mann zur frühen Morgenstunde sich ziemlich weit an unsre Vorposten heranwagen sollte.

Manche unsrer kleinen Abtheilungen hatte schon stundenlang in den Nebeln des Frühmorgens im thaugenäßten Grase im Hinterhalte gelegen, ohne der Gegner ansichtig geworden zu sein. Da glückte es einer Patrouille, die aus einem Gefreiten und sechs Jägern bestand, zu denen auch ich gehörte, auf sie zu treffen. Wir waren eines Tages kurz vor der Schlacht bei Idstedt wohl um 3 Uhr früh von unserer Feldwache bei Klappholt — so hieß eine Vereinigung von wenigen Gehöften — aufgebrochen und drangen über eine Stunde weit von unseren Vorposten vor. Endlich stellten wir uns oder eigentlich stellten sich fünf von uns zu beiden Seiten der breiten Landstraße hinter den hohen Erdwänden mit ihren noch höheren Büschen im Hinterhalte auf. Unser Anführer, der Gefreite, postirte sich mit einem Jäger eine ziemliche Strecke rückwärts an eine Stelle der Straße, wo diese eine Biegung machte und ein niedriges hölzernes Gatter auf eine Wiese führte. Beide konnten aus ihrem Verstecke sowohl die Straße weithin übersehen als auch aus der angelehnten Heckpforte rasch hervorten. Der Schlachtplan, den wir gemeinsam entworfen hatten, war nämlich folgender: Wir fünf, die wir die vorgeschobene Mannschaft ausmachten, sollten die feindlichen Reiter ruhig, ohne irgend ein Lebenszeichen von uns zu geben, an uns vorüberziehen lassen. Wenn sie bei dem Standpunkte unsres Gefreiten angekommen wären, sollte dieser mit seinem Gefährten schnell

hervorspringen und sie mit lauter Stimme, mit entgegengestreckter Büchse, auffordern, sich zu ergeben. Wir, dies hörend, sollten dann in unsern Gebüschen uns mit Geräusch erheben und so den Feinden zeigen, daß ihnen der Rückweg abgeschnitten sei. Wohl ausgesonnen! — nur war der Umstand sehr fatal, daß für den Fall, daß die dänischen Dragoner dennoch zu entwischen versuchen sollten, wir fünf nicht recht im Stande waren, ihnen das mit Erfolg zu wehren. Wir konnten nur queer über die Straße, nicht dieselbe entlang schießen und die Büsche zu beiden Seiten des Weges waren so dicht, daß wir nur mit Mühe Oeffnungen in dieselben schneiden und biegen konnten, die uns erlaubten, einige Quadratfuß mit unsern Röhren zu beherrschen.

Wir hatten in aller Stille wohl eine halbe Stunde geharrt, — es mochte fünf Uhr geworden sein, — als wir richtig von Ferne Pferdegetrappel vernahmen. Dazu gab der Gefreite das verabredete Zeichen, daß der Feind herannahe und wir uns ruhig verhalten sollten. Vorsichtig lugten wir aus und erblickten denn sechs feindliche Dragoner, drei vorne, drei nach einem größeren Zwischenraum hinterdrein reitend. Ahnungslos plaudernd kamen sie näher und näher. Ich hörte deutlich mein Herz pochen, als die ersten drei vor meiner kleinen Schießscharte vorüberritten. Nun kamen auch die andern. So nahe hatte ich die fremdartigen Helme, die weiten hellblauen Mäntel, die breiten, plumpen jütischen oder seeländischen Gesichter noch nicht gesehen.

„Det er en deilig Morgen" (das ist ein schöner Morgen), sagte einer der Reiter zu seinem Kameraden, als sie bei mir waren. Ein Druck meines Zeigefingers hätte leicht diesen schönen Morgen zu den verhängnißvollsten für den Sprechenden machen können.

Mir hatte es übrigens geschienen, als ob die Pferde der Dragoner unruhig die Köpfe hin und her drehten und schnupperten, wie wenn sie Arges witterten.

Plötzlich hörten wir einige laute Worte; ein Pistolenschuß fiel, ein Büchsenschuß krachte hinterdrein und vorüber saus'te es an uns wie die wilde Jagd. Ich sah einen Augenblick lang ein Pferd, darüber den faltigen, flatternden Mantel des Reiters, diesen selbst, den Kopf so tief wie möglich auf den Nacken des Pferdes gebückt, den rechten Arm senkrecht hoch in die Luft gestreckt, ein Pistol darin, — dies blitzte und krachte, — rechts und links von mir fielen Schüsse, — da, ohne zielen zu können, drückte auch ich ab, — und nun war Alles vorbei. Nur den davon sausenden Galopp der Pferde hörten wir noch. Niemals aber werde ich das Bild von Todesangst und Streben nach Rettung vergessen, das jener Dragoner darstellte, den ich hatte an mir vorüberjagen sehen, und auf den ich geschossen hatte.

Wir arbeiteten uns durch die Büsche, wir sprangen in den Weg hinab und sahen uns um. Da waren wir alle sieben lebendig und unversehrt, aber auch keine Feindesleiche,

kein gestürztes Pferd lag im Staube der Geleise, kein bügelloser Reiter stand demüthig da und flehte um Pardon, — unsere Feinde waren alle glücklich entkommen.

Als so die Affaire anders, als wir gehofft hatten, beendigt war, begannen nach guter deutscher Weise die Besprechungen darüber, wie es wohl besser zu machen gewesen wäre. Darüber waren wir bald Alle einig, daß wir eine Stellung hätten einnehmen müssen, in der wir mit unsern Gewehren die Straße der Länge nach hätten bestreichen können. Unser Unmuth stieg aber aufs Höchste, als uns auf dem Rückwege eine 15—20 Mann starke Patrouille eines Infanterie-Bataillons, das in der Nachbarschaft unsres Corps die Vorposten gab, entgegenkam. Von den Schüssen herbeigelockt, eilten die braven Kameraden im Trabe heran. Hätten wir von diesem starken Rückhalte eine Ahnung gehabt, so würden wir die dänischen Dragoner ohne Weiteres, ohne sie aufzuhalten, vorüber gelassen haben. Wären sie dann auf die Infanterieabtheilung gestoßen und zurückgesprengt, so hätten wir uns alle sieben mit aufgepflanztem Bayonnett in Mitten der Landstraße ihnen entgegengestellt und sie auf diese Weise sicher zum Stehen gebracht.

Das Unangenehmste von dieser ganzen Angelegenheit erfolgte aber erst, als wir wieder bei den Unsrigen angelangt waren. Da gab's noch lange manchen Scherz, manche Neckerei über unsern verunglückten Dänenfang hinzunehmen!

III.

Ein Gottesdienst vor der Schlacht.

Daß die geistliche Seelsorge sich auch des Soldaten im Felde annimmt, wer wüßte es nicht wenigstens von Schillers Kapuzinerpredigt her! Aber auch die modernen Armeen haben ihre Feldprediger; nur freilich haben diese selten Etwas von einem Pater Abraham a Santa Clara oder Seinesgleichen. Und doch wäre vielleicht gerade diese Art und Weise eine den eigenthümlichen, etwas leichtfertigen, sammlungslosen Verhältnissen des Kriegslebens recht angemessene. Ein Feldgottesdienst in dem gewöhnlichen, herkömmlichen Ton und Verlauf scheint dem Soldaten aus vielen Gründen ein ziemlich Fremdartiges, Fernliegendes zu sein. Die idealen Haupt- und Grundlehren der christlichen Religion, das „Liebet eure Feinde!" und gar das „Du sollst nicht tödten!" stehen in einem zu schreienden Widerspruche gegen den nächsten Beruf des Soldaten, der um so befremdender auftritt, je mehr er ihm von Herzen angehört, als daß eine gewöhnliche Salbung die Vermittlung zu bewerkstelligen im Stande wäre. Die äußeren

Umstände kommen dazu, den Eindruck einer Feldpredigt zu einem meistens oberflächlichen, nachhaltlosen zu machen. Der geschlossene Raum der Kirche, der nur sonntäglich zu dem einen Zwecke der religiösen Erbauung zugänglich ist, kann durch das freie Feld nicht ersetzt werden, das tausend andere weltliche Zwecke zu erfüllen hat; die Orgel mit ihren geheimnißvoll Mark und Bein durchzitternden, zerknirschenden Tönen fehlt, und die sie vertretende Militairmusik giebt auch dem getragensten Choral einen Ausdruck, der von der einem guten Christen geziemenden Demuth um ein Merkbares abweicht. Wer aber, der auf den von Rasenstücken flüchtig errichteten Feldaltar blickt, kann sich des Gedankens erwehren, daß hier, kaum eine halbe Stunde nach dem Schlusse der heiligen Handlung, der Marketender mit seinen Flaschen und Krügen sein Wesen zu treiben beginnt, denen eifriger zugesprochen wird, als dem Borne geistigen Heiles, der kurz vorher von dieser selben Stätte sprudelte. Nun denke man sich vollens, mitten in der Predigt würde plötzlich ein Lärmsignal geblasen oder ein Paar Schüsse knatterten in der Gegend der Vorposten, — was würde aus der andächtigen Zuhörerschaft in diesem Falle werden? Ich glaube, ohne daß man dem Predigenden gestattete, seinen Satz zu enden und Amen zu sagen, würde das Commando: „Rechts um! Marsch!“ ihm seine ganze Gemeinde blitzschnell davon führen.

Soviel ich mich erinnern kann, bin ich nur einmal während des ganzen Feldzuges genöthigt gewesen, einer Feldpredigt beizuwohnen. Diese machte mir und vielen Andern einen halb komischen, halb peinlichen Eindruck; die Wahl des Textes unter den zur Zeit gerade obwaltenden Umständen war es, die ihn bewirkte. Es waren nämlich damals so eben diejenigen Freiwilligen zu unserm Bataillon gestoßen, die auf eine der nach der Schlacht bei Idstedt erlassenen Aufforderungen der Statthalterschaft, gegen ein Handgeld von fünfundzwanzig Thalern für Unterofficiere und von zehn Thalern für gewöhnliche Soldaten Dienste zu nehmen, ihren Arm der schleswig-holsteinischen Sache zu leihen sich bewogen gefühlt hatten. Beiläufig gesagt verdankten unsre Bataillone dieser verfehlten und bei den großen Sympathieen des deutschen Volkes für unsre Sache vielleicht ganz überflüssigen Maaßregel eine Menge unzuverlässiger, verkommener Leute, die durch ihre Lockerheit mehr schadeten, als sie durch ihre Zahl jemals hätten nützen können. Nun hatte der Prediger, übrigens eine sehr achtbare Persönlichkeit und ein tüchtiger Redner, unbekannt mit diesem Verhältnisse gewisser Freiwilligen zum Thema seiner Besprechung die Worte des Apostels: „Ihr seid allzumal theuer erkauft!“ gewählt. War es da ein Wunder, daß wir bei jeder Wendung des Predigenden, die jenen Gedanken umschrieb,

an die 25 oder 10 Thaler des Kaufgeldes für jene Lückenbüßer in unsern Reihen denken mußten?

Doch ich wollte ja eigentlich gar nicht von Feldpredigten und Gottesdiensten im gewöhnlichen Sinne des Wortes sprechen, sondern eine Scene schildern, die sich in den Räumen einer schleswigschen Dorfkirche zutrug und unabsichtlich zu einer solchen ward, über der der Hauch des reinsten und erhebendsten Gottesdienstes schwebte!

Unser Corps hatte nach der Besetzung der unserer Brigade angewiesenen Stellung unter Andern auch das Gut F. mit dem gleichnamigen Kirchdorfe inne. Ich selbst hatte mein Quartier mit einer großen Anzahl von Kameraden in der unmittelbar neben der Kirche gelegenen Wohnung des Organisten und Schullehrers. Ein hoch bejahrter, aber noch rüstiger, würdiger Mann, den ich von Anfang an mit einer ehrfurchtsvollen Scheu betrachten mußte, der auch als ein geachteter Gelehrter, ich weiß nicht mehr, in welchem speciellen Zweige der Wissenschaft, bekannt war, und eine junge, hübsche, freundliche Anverwandte, das waren unsre Wirthe. Die Wohnung des Organisten war eine sehr geräumige, die innere Einrichtung, die Bibliothek des Alten, der Blumengarten rund um das Haus herum verriethen eine Wohlhabenheit, die in andern Ländern leider nicht mit dem Stande unsers Wirthes verbunden zu sein pflegt. Alles aber, was das Haus an Bequemlichkeit und Gastfreundlichkeit bieten konnte, erhielten wir

mit der größten Bereitwilligkeit, so daß sich rasch ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns und den Eignern des Hauses bildete, das zu meinen angehmsten Erinnerungen aus jener Zeit gehört.

Am Nachmittage des 24. Juli erbaten wir uns von der liebenswürdigen jungen Haushälterinn die Schlüssel zur Kirche, in der sich einige interessante, alte Grabstätten ehemaliger Besitzer des adligen Gutes F. befinden sollten. Wir hatten zu unsrer Bitte die Zeit abgepaßt, in der der alte Herr sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, denn, da wir uns unserer lediglich profanen Zwecke zu gut bewußt waren, hatte eine gewisse Scheu uns davon zurückgehalten, unsern Wirth selbst zu ersuchen, uns den Eintritt in sein Heiligthum zu gestatten.

Die kühle, geräumige Kirchenhalle bot einen höchst angenehmen Aufenthalt dar, denn draußen war's ein heißsonniger Julitag, und wir schlenderten recht behaglich zwischen den Kirchenstühlen herum. Die offenstehende Thür lockte immer mehr Besucher zu uns herein, so daß bald aus unsrer ursprünglich kaum zwölf Mann starken Gesellschaft die drei- und vierfache Anzahl wurde. Endlich fielen unsre Blicke auf die ziemlich große und schöne Orgel. Sollte Keiner unter uns sein, der sie zu spielen verstände? O gewiß, waren doch in unserem Corps Zöglinge genug der beiden Seminarien der Herzogthümer! Richtig, unter den in der Kirche anwesenden Kameraden

selbst befand sich ein junger Seminarist, von dessen musikalischen Talenten sich selbst im Garnison- und Lagerleben eine achtungsvolle Meinung Bahn gebrochen hatte. An kundigen Bälgetretern fehlte es auch nicht und so bestieg ein Theil von uns den Orgelchor, während andere sich in die Stühle setzten, dem Concerte zuzuhören, das so aus dem Stegreif gegeben werden sollte.

Unser Kamerad fing an zu praeludiren. Wie bei den Nebenbildern, die ich einst als staunender Knabe sah, erst ein formloses, dämmerndes Etwas aus der Tiefe des Hintergrundes heranwogte, auf dem Wege anschwoll und sich hellte, — bestimmtere, schärfere Striche fuhren dazwischen, die Grenzen hoben sich klar ab, die Bewegung hielt inne, das Licht verbreitete sich gleichmäßig durch das ganze Gebilde und plötzlich stand die schönste Camee in riesigen Ausdehnungen vor mir, so schien mir das Spiel. Einzelne volle Töne eröffneten den Reigen, gleichsam die festen Pfeiler in dem chaotischen Tongewoge, das nun aus den Pfeifen zu strömen begann, es zweifelhaft lassend, welche Richtung die Oberhand gewinnen werde, — da traten einzelne Tacte einer wohlbekannten Melodie ein, fest und bestimmt wie eine anrückende Truppe, die Tacte wiederholten sich häufiger, wie wenn sie einander die Hände zu einem Ganzen reichen wollten, das alle feindlichen, widerstreitenden Elemente unterdrücken sollte, — ein kurzes Innehalten — und klar und kraftvoll braus'te

von den metall'nen Lippen der Orgel unser norddeutsches Schutz- und Trutzlied, das „Schleswig-Holstein meerumschlungen!"

Das packte uns zaubergewaltsam. Wir standen von unsern Sitzen auf und mischten wie ein Mann unsern Gesang mit den Orgeltönen. Schwerlich ist in dieser alten Kirche jemals ein Choral mit tieferer Rührung, mit aufrichtigerer Hingabe an ein Heiliges gesungen worden, als dieses weltliche Lied.

Wir hatten das letzte „Wanke nicht, mein Vaterland!" gesungen, der letzte Ton des Instruments verhallte noch, da rief es hinter uns: „Amen, Kinder, Amen!" Ueberrascht wendeten wir uns um und erblickten in der Kirchthür unsern ehrwürdigen Wirth. Der Greis breitete uns die Arme entgegen und Thränen liefen über seine gefurchten Wangen, — das war eine schöne Fortsetzung und Vollendung des eben verflossenen, ergreifenden Moments. Wir umringten den, der uns segnete wegen unsers Thun's, während wir vielleicht, hätten wir daran gedacht, er könne uns überraschen, Mißbilligung und Zurechtweisung von ihm erwartet hätten.

Aber horch! Was ist das? Von links her aus der Ferne schallt dumpfer Donner herüber — das sind Kanonenschüsse! — Und dicht bei uns, hinten im Dorfe, blasen gellende Jägerhörner das Signal zum Sammeln. Das ist die Schlacht bei Idstedt, die auf unserm linken

Flügel begonnen hat, und die Scene kurz zuvor in der Kirche war also unser letzter Gottesdienst vor der Schlacht gewesen. Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Es lebe Deutschland! Es lebe die Freiheit!

IV.

Idstedt.

Viel sind der Stätten in den letzten Jahren geworden, auf denen der Genius des deutschen Volkes mit Trauern verweilt. Keine aber ist so reich an schmerzlichen Erinnerungen, keine weckt so herbe Gefühle wie das Schlachtfeld von Idstedt. Und warum das? Weil hier ein unberechenbar großer Erfolg der deutschen Sache durch die Ungeschicklichkeit weniger Personen und durch die kleinichsten Umstände verloren ging, weil hier den Händen deutscher Krieger ein Sieg entschlüpfte, der schon mehr als halb gewonnen war. Hätten wir bei Idstedt gesiegt, hätten wir die dänische Armee so geschlagen, wie sie theils schon geschlagen war, theils nothwendig geschlagen werden mußte, wenn wir nur noch Minuten lang auf dem Felde der Schlacht ausharrten, d. h. bis zur Vernichtung, wahrlich nicht allein das Schicksal der Herzogthümer, das Schicksal Deutschlands wäre unter dem Einflusse dieser Thatsache ein anderes geworden! Von dem befreiten Schleswig-Holstein hätte sich die Freiheit wie ein Segens-

strom südwärts über alle Gauen des deutschen Vaterlandes ergossen; die siegreiche schleswig-holsteinische Armee wäre Hort und Kern des nach Einigung und Befreiung ringenden deutschen Volkes geworden, denn die Sieger von Idstedt hätte kein Executionsheer anzutasten gewagt.

Solcher Art waren die Träume, die uns in der schlaflosen Nacht vor dem entscheidenden Kampfe wiegten, das waren die Gedanken, in denen wir triumphirend schwelgten, als wir einige Stunden lang wähnten, gesiegt zu haben, bis der Befehl zum Rückzuge unsern Träumen und Hoffnungen jählings ein Ende machte.

Das Gewirr zu lösen von begangenen Fehlern, von Versäumnissen und Mißverständnissen, von sich kreuzenden, einander widersprechenden Befehlen, deren Ergebniß der Verlust der Schlacht von Idstedt war, wer vermöchte es vollständig?*) Das aber steht fest, daß dieser Ausgang

*) Der gewissenhafte Fleiß und die sorgsame Prüfung der über die Einzelnheiten des schleswig-holsteinischen Krieges vorhandenen Aussagen, Vorzüge, durch welche der Verfasser der „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte" ausgezeichnet ist, haben in diesem Werke ein so objectives Bild der Schlacht bei Idstedt (4. Buch, Kap. 5 und 6) geschaffen, wie es bei dem frischen Schmerz der Wunde, die das Unglück des Vaterlandes dem patriotischen Herzen des Verfassers geschlagen hat, nur immer möglich war.

ein Alle überraschender, ein von Keinem auch nur im Entferntesten geahnter war. Glaubte man doch in den ersten Augenblicken, zur Annahme von Verrath greifen zu müssen, um ihn sich nur erklären zu können! An einen Verrath hat die ruhigere Ueberlegung, die mit einiger Kenntniß von Personen und Sachen gepaart war, nie geglaubt. Auch zur Verübung eines Verraths so im hellen Tageslichte, unter den Augen des ganzen Deutschlands, hätte eine gewisse Größe des Charakters, wenn auch nach der schlechten Seite hin, und eine wagende Kühnheit gehört; und Größe, Kühnheit und jegliche Genialität waren es gerade, die unsern Führern gänzlich fehlten.

Der Verlauf der Sache im Ganzen und Großen, wie Einer ihn ansah und noch ansieht, der aus dem Getümmel des Kampfes heraus beobachtete, ist etwa folgender: Der dänische Angriffsplan bestand darin, unsern Oberbefehlshaber über den Punkt des eigentlichen Angriffs, des Hauptangriffs, der die Entscheidung über Gewinn oder Verlust der Schlacht bringen sollte, zu täuschen. Darum griff der Feind am 24. Juli Nachmittags unsern linken Flügel an, und that, als beabsichtige er, ihn zu umgehen, während in Wirklichkeit der Hauptstoß von Anfang an unserm Centrum zugedacht war. Der Plan ist von fast kindischer Einfachheit und Gewöhnlichkeit und wird in den Jahrbüchern der Strategik niemals mit Be-

wunderung verzeichnet werden, aber er genügte, um unsern Feldherrn vollständig zu täuschen. Da General v. Willisen seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf den vermeintlich schwächeren linken Flügel gerichtet hatte, that er nicht das Geringste zur Verstärkung seines Centrums und so konnte dies den Stoß der gesammten Macht des Feindes auf die Dauer nicht aushalten. Es brach. Zu dieser Täuschung über die Absicht der Gegner kam noch die unerhörte Unschlüssigkeit des commandirenden Generals über den Schlachtplan, den er eigentlich ausgeführt haben wollte. Am Abende des 24. Juli befahl er einen Früh-Angriff auf der ganzen Linie, in der Nacht widerrief und am Morgen erneuerte er den Befehl, aber ohne dafür Sorge zu tragen, daß jede Brigade ihn rechtzeitig und vollkommen deutlich erhielt.

Aber nicht General v. Willisen allein hat die Schlacht verloren. Wenn er denn ein gelehrter Feldherr war und nur auf dem Felde der Theorie Schlachten schlagen konnte, wenn er denn nicht verstand, mit 'unserer kleinen Armee von einigen 20,000 Mann geschickt zu operiren, weil er gewohnt war, auf dem Papiere mit 200,000 Mann zu wirthschaften, wo waren Diejenigen, die das Auge und den Arm des Feldherrn da ersetzen sollen, wohin sein eigener Arm und sein eigenes Auge nicht reicht, die ihm rathend, helfend, berichtigend und benachrichtigend zur Seite stehen sollen, wo waren die Officiere seines Gene-

ralstabs mit ihrer Einsicht, Umsicht und Thätigkeit? Sie fehlten meistens an der rechten Stelle und im rechten Augenblick oder ihnen fehlten alle jene Eigenschaften. Die Mittelmäßigkeit überwog in jenem Kreise bei Weitem die wenigen Talente, die er einschloß.

Aber nicht dem Oberfeldherrn allein, auch nicht seinem Generalstabe mit ihm, ist die ganze Schuld des Verlustes der Schlacht aufzubürden. Noch andere Schuldige kommen hinzu.

In einem Augenblicke, wie der damalige war, wo das Schicksal eines Volkes an einem Haare hing, wo wenig mehr als das schon Verlorene zu verlieren, aber Alles zu gewinnen war, da fehlte uns an einer Stelle vor allen anderen der rechte, geniale Mann. In solchen Augenblicken muß ein höherer Standpunkt eingenommen werden, als gewöhnlich; da ist es nicht genug, mit militairischer Unterordnung Befehle von oben herab zu erwarten, da wäre es nicht nur erlaubt gewesen, sondern da war es geboten, den Augenblick, der sich nur einmal so inhaltschwer und glorreich enthüllte, zu ergreifen und selbst ohne Befehle so zu handeln, wie er es erheischte.

Diese Forderung trat in der Schlacht bei Idstedt klar und greiflich an den Befehlshaber der Brigade auf unserm äußersten rechten Flügel heran. Wäre sie in den Händen eines kühnen, entschlossenen und einsichtigen Officiers gewesen, eines Helden, wie die Generale der unga-

rischen Revolution es waren, die Schlacht bei Idstedt hätte mit dem glänzendsten Siege der schleswig-holsteinischen Waffen geendigt. Die Wahrheit dieser Behauptung wird Jedem einleuchten, der die Thatsache weiß, daß diese Brigade, nachdem sie vor ihrer Position den ungestümen Angriff einer starken feindlichen Macht in kurzer Zeit glänzend abgeschlagen hatte, hinter die Position zurückgehen und hier stundenlang in gesammelten, fast unverletzten Bataillonen unthätig stehen bleiben mußte, statt unerschrocken ihren Sieg benutzen zu dürfen, vorwärts zu rücken, die linke Flanke des Feindes zu umgehen, dadurch die Verwirrung, in der er sich bereits befand, zu vervollständigen und so seine gänzliche Niederlage herbeizuführen. Daß diese Resultate insgesammt mit einer geringen Anstrengung zu erreichen waren, sahen Gemeine, Unterofficiere und Officiere in jener Brigade ein, nur der nicht, dessen Händen sie anvertraut war.

Hierzu nehme man noch, daß wahrscheinlich jener Officier den Befehl, die Offensive zu ergreifen, den der General am Morgen des Schlachttages erneuerte, wirklich erhalten, ihn aber nicht befolgt hat.

So ging Schleswig-Holstein die Ehre des Tages verloren; das zweite Jägercorps aber, das sich leider bei jener Brigade des äußersten rechten Flügels befand, büßte die Gelegenheit ein, sich die unverwelklichen Lorbeeren zu

erkämpfen, nach denen jeder Einzelne in seinen Reihen glühend sich sehnte.

Wir standen auf den Feldern nordwärts vom Dorfe Wedelspang. Die Angriffe des Feindes hatten aufgehört; mit den Gefühlen des Triumphes sahen wir seinen letzten abziehenden Kolonnen nach, die unsere Artillerie, wohl vergeblich, mit ihren Kugeln noch zu erreichen suchte. Unser Verlust betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten kaum achtzig Mann für jedes Bataillon, eine geringe Zahl bei einer Stärke von mehr als 1200 Mann. Zahlreiche Wagen, herbeigeführt von den patriotischen Bewohnern der gesegneten Landschaft Angeln, beladen mit Lebensmitteln und Erquickungen aller Art, spendeten freigebig ihren Inhalt, der nach den Anstrengungen des Morgens ein hochwillkommener war; unsere Musik schmetterte jubelnde Siegesweisen weithin in's Land. Hatten wir doch gesiegt, so weit wir sehen konnten, wähnten wir doch jeden Augenblick vorwärts nach Flensburg geführt zu werden.

Und während wir so in unverantwortlicher Weise müßig standen, mußte unser Centrum, das durch die fortgesetzten Angriffe des Feindes allerdings schwer gelitten hatte, den Rückzug antreten, einen Rückzug, der trotzdem nur in Folge von allerhand Mißverständnissen und Fehlern nöthig war. Daß der Feind in allen seinen Theilen auf's Aeußerste erschüttert war, daß ihm nur noch ein

einziges unberührtes Bataillon, die 700 Mann Garde zu Fuß, zu Gebote stand, daß die Schlacht für uns auf beiden Flügeln sich so günstig wie möglich gewendet hatte, das Alles wußte unser General nicht oder wollte es nicht wissen. Beim Anblick der nachtheiligen Ereignisse im Centrum verlor er den Kopf so vollständig, daß er den allgemeinen Rückzug befahl, und so auch die siegreichen Flügel unseres Heeres zu Theilen eines geschlagenen machte.

V.

Ein Buchweizenfeld.

Wer überall in der Schlacht hätte sein können, der würde Tausende von denkwürdigen Zügen erlebt haben. Eine Schlacht ist das Gebiet der Wunder. Das höchste Einzelne, das Leben, schwebt in tausend Gefahren, aus denen es tausendmal gerettet wird, und große Erfolge sind oft Kinder der leichtfertigsten Umstände. Die Einen sagen darum, nirgends zeige sich der Finger Gottes sichtbarer als Leiter und Bedeuter der Menschenschicksale, die Andern, keinen besseren Tummelplatz habe der Zufall, als das Feld der Schlacht.

Von allen den kleinen Episoden, ernsten und heiteren, deren ich mich aus dem Gewirr des Kampfes erinnere, sei hier eine erzählt, die mir mit allen Einzelnheiten, vor Allem mit ihrem lächerlichen Kerne noch heut lebhaft vor der Seele steht. Das Volk Schleswig-Holsteins ist schon oft seiner Kaltblütigkeit, seines unerschütterlichen Phlegma's wegen gerühmt worden. Ich sollte einen Beweis dieser Eigenschaften von einem Weibe mitten in einem der bedenklichsten Augenblicke des Gefechts erleben.

Wir hatten in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli den Befehl erhalten, früh um drei Uhr aufzubrechen und auf ein Dorf zu marschiren, das, wie wir wußten, den Abend vorher schon von den Dänen besetzt worden war. Eine Zeit lang war es ja, wie vorhin gesagt, die Absicht unseres commandirenden Generals gewesen, durch einen Angriff von unserer Seite dem dänischen Angriffe zuvorzukommen. Als diese Absicht wieder aufgegeben worden war, hatten einige Abtheilungen unserer Armee den Gegenbefehl erhalten, andere nicht. Kaum waren wir, das zweite Jägercorps an der Spitze der Brigade, eine kleine halbe Stunde weit vorgerückt, als unsere Vortruppen die Annäherung des Feindes in starken Kolonnen meldeten. Zugleich lief der Rapport ein, die Dänen seien an der nordöstlich von uns liegenden Halbinsel Holnis gelandet. Sie bedrohten somit unsere rechte Flanke. Zur Deckung der von Holnis herführenden Landstraße wurde ein Halbzug, etwa sechszig Mann stark, entsendet. Ein junger, braver Officier commandirte denselben, ich befand mich bei ihm.

Die Aufgabe war nicht angenehm. Mit dieser Handvoll von Leuten seitwärts einem voraussichtlich sehr überlegenen Feinde entgegenrücken, ohne in Verbindung mit dem geradeaus marschirenden Hauptcorps bleiben zu können, das hieß, einem fast sichern Tode oder mindestens der Gefangenschaft entgegenziehen. Der Morgen war höchst

traurig; ein feiner Regen rieselte unaufhörlich herab und nahm uns jede freudige Stimmung. Dazu kam, daß wir die Landstraße, deren Deckung uns übertragen war, erst suchen mußten. Als wir sie nach einigem Umherirren durch Erkundigungen bei Bauern, die wir noch aus den Betten stöbern mußten, gefunden hatten, zeigte sich das Kritische unsrer Lage bald in vollstem Lichte. Unsre vorrückende Brigade konnte dem Andrange des in bedeutender Stärke angreifenden Feindes in freiem Felde nicht Stand halten, sondern mußte nach kurzem Gefechte rasch auf die Position bei Wedelspang zurückgehen. So hatte unsre kleine Schaar den nachdrängenden Feind bald zur linken Seite und im Rücken. Bald genug zeigte er sich auch vor uns. Da galt es Gewandtheit und Hurtigkeit. Bald wechselten wir Kugeln mit feindlichen Plänklern, die uns zu umgehen Miene machten, bald setzten wir die Bayonnette auf, um einem etwaigen Angriffe nahe an uns vorüberziehender Dragoner die Spitze bieten zu können, bald rannten wir in vollem Trabe einer lichten, unbesetzten Stelle zu, die uns einen rettenden Ausweg zu versprechen schien.

Dabei ging es natürlich durch Dick und Dünn, durch Kornfelder, in deren Aehrenwald die uns nachgeschickten Kugeln lange Streifen rissen, durch Gärten, Büsche, kurz Alles, was auf unserm geraden Wege lag. Bei dieser jähen Flucht kamen wir auch an eine kleine Hütte, gerade

als die Feinde uns dicht auf den Fersen waren. Die Kugeln klatschten zwischen uns in den durchnäßten Boden und warfen große Stücke feuchter Erde auf unsere Kleider. Ein Buchweizenfeld umgab das einsame Käthnerhaus. Regenschwer hingen die röthlichen Blüthentrauben wie schlummernd nieder, aber rücksichtslos stürmten wir sechszig Mann, oder wie viel unsrer noch übrig waren, hindurch.

Da öffnete sich die niedere Seitenthür der Hütte, ein Mütterchen trat heraus, im Morgenanzuge und mit verschlafenem Gesicht, sah die Verwüstung, die wir anrichteten, und während die dänischen Kugeln dicht an ihm vorübersummten, während sie links und rechts von der Thür den Kalk von den Wänden rissen, legte es bedächtig die Hände über einander und sagte langsamen Tones in dem durch die Schrift schwer wiederzugebenden Plattdeutsch jener Gegend:

„Kinder, Kinder, so tretet mir doch nicht all' meinen schönen Buchweizen entzwei!"

Davon stürmten wir, kaum daß Einer im Vorübereilen der besorgten Alten ein leichtfertiges: „Danach geht's nicht, Mutter!" das in seiner plattdeutschen Fassung: „Då geit nich nå, Mudder!" sich noch frivoler anhörte, zurief. Aber noch klingen mir die Worte der alten Frau vor den Ohren und noch oft kam mir nachher der Gedanke, sie sei ein getreues Abbild ihres ganzen Volkes in

seiner Erhebung gewesen. Wie sie in Mitten der höchsten Gefahr eine Fürbitte für ihre Buchweizenerndte einlegen mußte, so sorgte dieses, als es Freiheit, Ehre und Leben galt, mitten im Kampfe um diese höchsten Güter, statt Alles an ihre Erhaltung zu setzen, alle Brücken hinter sich abzuwerfen und Sieg oder Untergang zu wählen, fein klug und bedächtig doch auch für Bewahrung seiner äußeren Güter. So war der schleswig-holsteinische Krieg kein Kampf der Verzweiflung, der bis zur Erschöpfung führte, sondern ein besonnener, vorsichtiger, der schlimmsten Falls auch der Zukunft noch Etwas überläßt und vertraut, und so steht das Volk der Herzogthümer ungeschwächt und unverarmt bis auf den heutigen Tag da, im Stande, wenn es die Verhältnisse mit sich brächten, einen zweiten ernsten Gang mit seinem unversöhnlichen Feinde und Unterdrücker zu thun.

VI.

Einige Tropfen Blut.

Wäre ich Maler, Zug für Zug getreu wollte ich aus der Erinnerung jene Stätte des Schlachtfeldes malen, die für mich selbst die wichtigste werden sollte.

Zu unsern Füßen lag ein bewaldeter Grund, jenseit desselben stieg ein Hügel sanft empor, der ein einsames Käthnerhaus trug, hinter diesem neue Höhen, grün von Wiesen, golden von Korne. In dem Holze vor uns waren die dänischen Tirailleure, bei dem Hause stand eine größere Abtheilung und darüber hinaus sahen wir aus dichtgeschlossener Masse den Danebrog wehen und aufgefahrene Geschütze stehen. Plötzlich entstand in uns der Gedanke, jene Feindesmassen anzugreifen. Woher er kam, vermag ich nicht zu sagen; ein Befehl war wenigstens nicht gegeben. Die Hoffnung, die feindliche verhaßte Fahne, die Kanonen zu erobern, entzündete eine solche Begeisterung in uns, daß wir unsre kleine Anzahl vergaßen. Wir waren auf jenem Flecke nicht hundert Mann stark, Infanteristen und Jäger durcheinander, wie das

Getümmel des Kampfes uns zusammengeführt hatte. Mit Hurrah, unter dem Blasen der Signalhörner, brachen wir auf und stürzten uns in das vorliegende Holz. Die dänischen Tirailleure waren bald hinausgetrieben. Wir langten am jenseitigen Rande an. Da aber krachte es und saus'te es in den Wipfeln der Bäume, große Aeste und ganze Kronen stürzten prasselnd und zersplitternd hernieder. Die feindliche Artillerie schoß in das Holz. Wir achteten es nicht, sondern stürmten die Höhe hinauf dem Häuschen zu, dessen Umgebung von Feinden wimmelte. Die Kugeln zischten durch unsre Reihen; manch' Einer konnte nicht mehr weiter. Bald erwiderten wir, auf die Kniee geworfen, das feindliche Feuer mit unsern Salven, bald rannten wir, dem Boden so nahe wie möglich zugeduckt, vorwärts. In einem großen Halbkreise umzingelten wir das Käthnerhaus und nun schlugen unsre Geschosse von allen Seiten in die Feinde. Die Spitzkugeln der schleswig-holsteinischen Jäger waren nachdrückliche Wegweiser; die Dänen räumten die Umgebung des Hauses, wir, ihnen auf den Fersen folgend, nahmen sie unter freudigem Siegesrufe ein.

Aber kaum 80 Schritte über das nun eroberte Gehöft hinaus zog sich ein Erdwall hin, hinter welchem die Feinde, überdies rasch verstärkt, wieder Stellung nahmen. Nun hatten wir einen schlimmen Stand. In ungenügender Deckung mußten wir ein dem unsrigen weit über-

legenes Feuer aushalten. Da büßte mancher liebe Kamerad das kühne, verwegene Unternehmen mit Blut und Leben. Endlich ermannte sich der Feind sogar zum Wiedervorrücken.

Ich stand gerade frei und ungedeckt auf dem Hofe hinter dem Häuschen in der Nähe des Brunnens, als ich aus einer Durchfahrt, die den vom Feinde besetzten Wall durchschnitt, drei Dänen hervorspringen sah, während die Uebrigen rechts und links den Wall überkletterten. Rasch legte ich auf den Vordersten der drei an und drückte ab. In demselben Augenblicke fast, als ich noch vornübergebeugt, um die Wirkung meines Schusses zu beobachten, dastand, fühlte ich einen leichten Schlag oben am Kopfe, etwas Heißes rieselte durch mein Haar der Schläfe zu, eine flimmernde Wolke zog meinen Augen vorüber — ich war verwundet.

Hinter mir standen einige Infanteristen. „Sieh',“ sagte der Eine zu einem Nebenstehenden, „der hat Eine durch den Kopf gekriegt!“

So schlimm war es jedoch nicht. In einem Nu war ich wieder vollständig meiner mächtig. Ein Taschentuch ward in ein neben dem Brunnen stehendes Gefäß mit Wasser getaucht und fest über die blutende Stelle gebunden, darüber der Käppi gestülpt.

Aber nun war es auch die höchste Zeit, sich zurückzuziehen, denn unwiderstehlich drängte der Feind an. Das

eroberte Gehöft ward verlassen; in Hast rannten wir den Hügelabhang hinunter bis zu dem deckenden Walde, an dessen Rande wir Halt machten. Da gab es auch Muße für mich, die Art und Weise meiner Verwundung zu untersuchen. Die Kugel hatte den linken Flügel des messingenen Adlers, der die Vorderseite unsrer Käppi's zierte, getroffen und in Stücke zerschmettert. Die Stücke, von der Gewalt der Kugel zu Klumpen gerollt und mit fortgerissen, waren auf der Hinterseite des Käppi's wieder hinausgeflogen, nur eins, ein ziemlich großes und eckiges' hatte meinen Kopf getroffen und war in der Wunde sitzen geblieben. So hatte die feindliche Kugel selbst mich nicht berührt. Der Schmerz der Wunde war gering und ich verblieb in der Schlacht bis zum letzten Augenblicke.

Stolze Gefühle erfüllten meine Brust. Ich hatte mein Blut vergossen für eine heilige deutsche Sache! Daß es nur so wenige Tropfen gewesen waren, was konnte ich dafür? Hätte ich doch gern mein ganzes Herzblut für sie verströmt! Mit diesen wenigen Tropfen meines Blutes, die der Boden Schleswig-Holsteins getrunken hatte, meinte ich, mir erst ein Anrecht auf diesen Boden, auf dem ich vorher als ein Fremder gestanden hatte, erkauft zu haben. Diese Scholle, wähnte ich, müsse deutsches Land bleiben, denn deutsches Blut war ja für sie geflossen! Und für mich selbst — welch' ein Zeugniß! Nun kann kein

Zweifel in der Zukunft an mir haften, keine Verdächtigung meiner Gesinnung Stand behalten; diese wenigen Tropfen meines Blutes reden für mich. Auf das Schlachtfeld von Idstedt kann ich zeigen — dort habe ich für die Idee des freieinigen Deutschlands gekämpft und geblutet!

Ihr, die ihr vielleicht meine Gefühle von damals belächelt, ihr, die ihr vielleicht meiner spottet, weil ich noch heut nicht kalt und klug genug geworden bin, mich ihrer zu schämen, gehet erst hin und thut desgleichen!

Ich verblieb bis zum letzten Augenblicke, sagte ich, in der Schlacht unter den Kämpfenden. Ich blieb auch noch unter denen, die wegen des vermeintlichen Sieges jubelten und sich gegenseitig durch den Hinweis auf die nahe bevorstehenden Freuden der Befreiung des ganzen Schleswigs erheiterten; erst als der traurige Befehl zum Rückzuge anlangte, schwand mit der Hoffnung auch die Kraft und ich bestieg einen der Krankenwagen des Heeres, um mich in's Lazareth zu begeben. Da fiel mir die symbolische Bedeutung des Schusses ein, der mich getroffen hatte. Wie der Adler an meinem Käppi, so war der sonnenfrohe Aar der deutschen Hoffnungen flügellahm geworden!

Die Fahrt ging langsam. Fuhrwerke aller Art drängten sich in den schmalen Landstraßen, die rückwärts führten. Unsre Truppen nahmen noch ein oder zwei

Male eine Aufstellung — es war überflüssig; kein Feind verfolgte uns.

Gegen Abend schlief ich ein. Ich war allein in dem bequemen, mit Allem reich versehenen Wagen. Weiche Kissen, von den treuen, sorgsamen Händen der patriotischen Frauen und Jungfrauen Schleswig-Holsteins gearbeitet, wiegten mich gar sanft und hold. Dennoch wachte ich einmal plötzlich auf. Unter dem Wagen dröhnte es dumpf. Er rasselte über eine Brücke. Es war die Brücke, die bei Levensau über den schleswig-holsteinischen Canal führt, dieselbe Brücke, die wir vor 12 Tagen so hoffnungsfroh, so begeisterungsvoll überschritten hatten.

VII.

Ein Sieg in der Niederlage.

Wo immer schleswig-holsteinische Krieger gefochten haben, überall haben sie, wenn nicht den vollen, fröhlichen Kranz des Sieges, so doch ein frisches, immergrünes Blatt des Ruhmes sich erstritten.

Die Geschichtsschreibung der Zukunft wird dessen eingedenk sein. Aber warum wollen wir Heutigen denn nicht auch von den Thaten voll Glanz und Freude sprechen, die wir in den letzten Jahren vollbracht haben? Hinterließ diese Zeit uns doch Nacht und Kummer genug, daß wir der erhebenden, tröstlichen Rückblicke recht sehr bedürftig sind! Oder wollen wir stets dem Jüngling gleichen, der erröthend niederblickt, wenn von seiner Jugend die Rede ist? Wollen wir nicht lieber endlich zum Manne werden, der edelstolz und selbstbewußt sagt: „Seht, das bin ich werth, denn das hab' ich gethan!"

Wenn ich euch die Namen Eckernförde und Kolding nenne, dann habe ich euch an zwei Siegestage der deutschen Nation erinnert, die zu den herrlichsten unsrer

Geschichte gehören, und auf die ein jedes deutsche Herz stolz zu sein alle Ursache hat. Ungetrübte und rein-deutsche Festtage waren das! Glorreich flatterte am 5. April 1849 das einzig-theure, schwarz-roth-goldne Banner von den Gaffeln zweier eroberter Dänenschiffe durch die jubelvollen Abendlüfte und feierte dann — das kaum aus „Kümmerniß und Dunkelheit" auferstandene — unter erd- und meererschütterndem Gekrach seine feurige Himmelfahrt; und glorreich wallte am 23. April desselben Jahres dasselbe Banner durch Leichen, Blut und Dampf und durch die stürzenden Trümmer der brennenden Stadt dem schönsten Siege zu!

Aber auch unsrer Niederlagen brauchen wir uns nicht zu schämen; nicht des Tages von Fridericia, denn er zeigte uns mehr als ein deutsches Bataillon, das mit standhaftem Heldenmuth der großen Uebermacht des Feindes bis zum Aeußersten die Stirn bot, nicht der Schlacht bei Idstedt, denn wir haben in ihr mitten in der trüben Niederlage einen leuchtenden Sieg; ich meine den Sieg der dritten schleswig-holsteinischen Brigade bei Oberstolk.

Ich weiß, es gehört eine in Deutschland seltene Liebe zu den vaterländischen Dingen dazu, um den Verlauf einer von Deutschen geschlagenen, selbst wichtigen und verhängnißvollen Schlacht, zu verfolgen und zu merken, darum kann ich es nicht für überflüssig halten, wenn ich an dieser Stelle die Hauptwendungen jenes Gefechtes,

das einen einzelnen Abschnitt der ganzen Schlacht bei Idstedt bildet, darzustellen versuche. Leider habe ich diesmal nicht selbst gesehen und erlebt, was ich zu erzählen habe, aber es sind die Angaben wahrheitliebender Augenzeugen, denen ich folge.

Die dritte Brigade enthielt, wie jede andre der fünf Brigaden der schleswig-holsteinischen Armee, drei Infanterie-Bataillone, und zwar das 9te, 10te und 11te, und ein Jägercorps, das fünfte. Zu dieser Infanteriemacht kam noch eine sechspfündige Batterie und eine Schwadron Dragoner. Generalmajor v. d. Horst befehligte die Brigade. Es bedarf hier keiner vorgängigen Charakteristik dieses braven Officiers; sein Benehmen während des Kampfes wird ihn hinlänglich bezeichnen.

Als die Armee die Stellung von Idstedt einnahm, erhielt die dritte Brigade ihren Platz links von der zweiten, die, wie wir oben gesehen haben, den äußersten rechten Flügel bildete. Sie stand hier, so lange es auf den Zweck der Vertheidigung ankam, noch günstiger als selbst diese, da sie in ihrer ganzen Front den von Westen nach Osten sich hinziehenden Langsee hatte, der nur an einer einzigen Stelle, bei der Güldenholmer Furth, für Infanterie und Cavallerie passirbar war. Diese Beschaffenheit des Terrains machte natürlich die Stellung weniger geeignet für die Ausführung eines Angriffs, da ein solcher nur von einem Punkte, eben der Güldenholmer Furth,

aus unternommen werden konnte, und für den Fall eines Mißglückens nur die eine schwierige Rückzugslinie auf diese vorhanden war; die Brigade hätte sich denn links hin auf das Centrum bei Idstedt zurückziehen müssen.

Gerade nordwärts von der gedachten Furth liegt das Dorf Stolk, aus dem östlicher gelegenen Unter- und dem westlich davon liegenden Ober-Stolk bestehend.

Der Leser wolle sich aus den früheren, die Schlacht bei Idstedt betreffenden Schilderungen erinnern, daß General v. Willisen in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli den Befehl zu einem allgemeinen Angriffe auf der ganzen Linie gegeben hatte. Diesem Befehle getreu brach General v. d. Horst am Morgen des Hauptschlachttages früh um 4 Uhr mit seiner Brigade über Güldenholm gegen das Dorf Oberstolk auf. Schon befanden sich die Truppen eine Strecke nördlich vom Langsee, als Oberst v. d. Tann, der Chef des Generalstabes, in eigener Person den Befehl brachte, stehen zu bleiben und erst eine Erneuerung des Befehls, zum Angriffe vorzugehen, abzuwarten Durch das Emporlodern zweier Fanale, das festgesetzte Zeichen, erfolgte wirklich eine Stunde später der neue Angriffsbefehl.

Diese Verzögerung des Vormarsches der Brigade mochte wohl dem General wie seinen kampfbegierigen Bataillonen unerwünscht kommen, in Wahrheit war sie aber ein großes Glück für die Brigade, ja für das ganze

Heer, vielleicht die einzige Gunst von Seiten des Schicksals, deren sich die schleswig-holsteinische Armee an dem Tage von Idstedt rühmen kann.

Wäre nämlich die dritte Brigade ohne Verzug auf Stolk marschirt, so würde sie auf die gesammte zweite dänische Division, d. h. auf eine Truppenstärke von sechs und einem halben Bataillon mit vierzehn Geschützen und einer Schwadron Dragoner, gestoßen sein. Daß die vier Bataillone v. d. Horst's, die keine Artillerie mit sich führten, trotz aller Tapferkeit dieser Uebermacht hätten mit großem Verluste weichen müssen, wird man nicht für unmöglich, sondern vielmehr für wahrscheinlich halten.

Zu der Zeit nun, in welcher die Schleswig-Holsteiner bei Stolk anlangten, hatte die dänische Division bereits vier ihrer Bataillone zur Unterstützung des Angriffs auf unser Centrum gegen Idstedt entsendet, somit hatten die Truppen unter v. d. Horst es nur mit noch zwei und einem halben Bataillon, der Artillerie und den Dragonern zu thun.

Die Luft des Morgens war von einem dichten Nebel und feinem Regen angefüllt; so war es den schleswig-holsteinischen Bataillonen gelungen, unbemerkt bis dicht an Oberstolk heranzurücken. General v. d. Horst vermuthete in dem Dorfe und nördlich von demselben einen Feind von nicht unbeträchtlicher Stärke und beschloß,

denselben durch einen kühnen Angriff zu überraschen und zu vernichten.

In dicht geschlossenen Kolonnen, das fünfte Jäger-Corps an der Spitze, dringt die Brigade in das Dorf ein. Ohne einen Feind gesehen zu haben, erreicht die Avantgarde der Jäger die Mitte des Dorfes, wo sie plötzlich auf ein dänisches Bataillon stößt, das, keinen Angriff erwartend, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln einher marschirt. Kaum einen Augenblick stutzen unsre braven Jäger bei diesem auch für sie überraschenden Anblick. Die Kommando's tönen, im Sturmschritt, die Büchse mit dem aufgepflanzten Hirschfänger in der Rechten, unter begeistertem Hurrah stürzen sie auf das dänische Bataillon und sprengen es nach allen Richtungen auseinander. Vergebens sucht sein Befehlshaber, der Oberst v. Trepka, einer der besten Officiere der dänischen Armee, dem Verderben Einhalt zu thun; er selbst wird von einer Kugel durchbohrt und mit seinem Falle ist jeder Widerstand seiner Mannschaft dahin.

Gleichzeitig mit diesem siegreichen Vordringen des fünften Jägercorps in das Dorf hinein hatte General v. d. Horst andre Theile seiner Brigade, theils auf demselben Wege, theils seitwärts von dem Dorfe, zur Unterstützung des Angriffs entsendet.

Der Befehlshaber der dänischen Division, General v. Schleppegrell, hielt, als der Zusammenstoß in Mitten

des Dorfes stattfand, auf einer Anhöhe westlich von demselben mit seinem Stabe. Er vermuthete so wenig, auf schleswig-holsteinische Truppen zu stoßen, daß er, die fallenden Schüsse vernehmend, die Meinung äußerte, die Bauern schößen auf die durchmarschirenden Soldaten. Um Erkundigungen einzuziehen, entsendete er einen Hauptmann seines Stabes, aber dieser kehrte nicht zurück; er theilte das Schicksal Trepka's.

Mittlerweile wird das Schießen heftiger und läßt sich auch seitwärts vom Dorfe vernehmen. Da beginnt der General an einen Ueberfall zu glauben und befehligt eine halbe Schwadron Dragoner, in das Dorf hineinzujagen und durch eine heftige Attaque die eingedrungenen Feinde in Unordnung zu bringen. Unerschrocken führen die Dragoner den in Anbetracht der Oertlichkeit und der gänzlichen Ungewißheit über die eigentliche Beschaffenheit der Vorgänge im Dorfe wahnsinnigen Befehl aus, aber, wie sich erwarten ließ, zu ihrem vollständigen Verderben.

Die Dragoner brechen im Galopp seitwärts in das Dorf hinein und schwenken auf dem schmalen Wege, auf dem das fünfte Jägercorps und zwei Compagnieen des neunten Bataillons vorrücken, diesen Truppen entgegen. Die Jäger geben Feuer und werfen sich zur Seite, die Dragoner stürmen hindurch. Aber schon hat die Infanterie die Knicke, d. h. die mit Gebüschen besetzten Erdwälle zu beiden Seiten der Straße, eingenommen und empfängt

hier die Reiter mit einem mörderischen Kreuzfeuer. Kugel und Bayonnett räumen furchtbar unter den Tollkühnen auf — nicht ein Einziger von der ganzen Schaar findet den Rückweg! *)

Der Kampf mit den dänischen Dragonern war übrigens theilweise buchstäblich ein Kampf Mann gegen Mann gewesen, ein Handgemenge, wie es in neueren Kriegen nur noch selten vorzukommen pflegt. Ich selbst sah im Lazareth zu Kiel Angehörige des fünften Jägercorps, die durch Säbelhiebe oder durch die Hufe der Pferde der dänischen Reiter verwundet worden waren.

Noch hielten sich die Dänen in den nördlichen Gehöften des Dorfes, jedes einzelne derselben, das sie zu verlassen gezwungen wurden, nach ihrer abscheulichen, oft geübten Weise des Kriegführens in Brand steckend, um

*) Eine solche Aufopferung der dänischen Reiterei, wie sie bei dieser Gelegenheit Statt fand, steht nicht allein in der Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges da. Ein ganz ähnlicher Vorgang ereignete sich am 21. April 1849 vor Kolding, wo eine halbe dänische Husaren-Schwadron in Carriere eine von schleswig-holsteinischen Jägern des ersten Jägercorps besetzte Schanze attaquirte. Die Jäger hielten ihr Feuer zurück, bis die Reiter nur noch 20 Schritte von der Brustwehr entfernt waren. Da kommandirte der zur Stelle befindliche Hauptmann v. Schöning: „Feuer!“ Die Salve krachte und Roß und Reiter stürzten übereinander und wälzten sich im Todeskampfe.

den Unsern das weitere Vordringen zu erschweren. Doch auch die lodernden Flammen waren kein Hinderniß für unsere tapfern Soldaten. Die Jäger, eine Compagnie des neunten und zwei des zehnten Bataillons vereinigten sich zum gleichzeitigen, energischen Angriff auf den Nordertheil des Dorfes und schlugen nach kurzem, hitzigem Kampfe den Feind gänzlich aus demselben heraus.

War der Gang des Gefechts bisher schon ein nach allen Seiten erfolgreicher und rühmlicher für die deutschen Waffen gewesen, so sollte ihrer Tapferkeit doch noch ein weit glänzenderer Preis zu Theil werden.

An dem nördlichen Ausgange des Dorfes standen fünf Geschütze der sechspfündigen dänischen Batterie Baggesen aufgefahren. Diese empfingen unsre in der Verfolgung des geschlagenen Feindes aus dem Dorfe hervorbrechenden Jäger und Infanteristen mit einem heftigen Kartätschenfeuer. Vergebens; unaufhaltsam dringen unsre Braven vor. Da erscheint General v. Schleppegrell und führt die Bedeckungsmannschaft der Geschütze in eigner Person gegen die Angreifer. Mehrmals zurückgeschlagen, erneuert der General stets unerschrocken seine vergeblichen Versuche. Da durchbohrt auch ihn die tödtliche Kugel. Die dänische Infanterie stäubt in wilder Flucht auseinander. Nun ist der Augenblick höchster Noth für die Geschütze gekommen. Schon haben sie aufgeprotzt und beginnen abzufahren, da stürzen die Pferde vor dreien

erschossen zu Boden, mit donnerndem Hurrah werfen sich die Unsrigen auf die Kanonen, — sie sind erobert! Nur zwei Geschützen gelang es zu entkommen.

Noch einen Versuch macht der Feind, die verlorene Ehre und die verlor'nen Trophäen wieder zu gewinnen. Die Dragoner sind es abermals, die zu diesem verzweifelten Wagniß vorgeschickt werden. Dreimal attaquiren sie mit großer Bravour, aber sie vermögen nicht, die von den Schleswig-Holsteinern schnell gebildeten Quarrees zu sprengen. Der letzte Rest der Schwadron findet hier bis auf Wenige seinen Untergang.

Der Kampf bei Oberstolk hatte kaum eine Stunde gedauert, und dennoch, welche Resultate erblickte Einer, der nun den Schauplatz des Gefechtes überschaute!

Der feindliche General war gefallen, eine große Reihe der tüchtigsten Officiere mit ihm, viele andre, darunter der Artillerie-Capitain v. Baggesen, waren unverwundet in Gefangenschaft gerathen; der bei Stolk in's Gefecht gekommene Theil der zweiten dänischen Division war außer der Garde zu Fuß die letzte Reserve des Feindes, und diese war nun durch einen verlustvollen Kampf vollständig zerrissen und zersplittert. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man nach diesen Ereignissen im dänischen Hauptquartier an den Rückzug dachte und Maßregeln traf, ihn zu ermöglichen. Das ist eine vollständig verbürgte, selbst von den Feinden eingeräumte Thatsache.

Nun denke man sich, welchen Ausgang die Schlacht bei Idstedt nothwendig hätte nehmen müssen, wenn die Brigade unsres rechten Flügels den Angriff v. d. Horst's unterstützt hätte! Die Vernichtung des ganzen linken Flügels der dänischen Armee wäre unausbleiblich gewesen, dadurch wäre die feindliche Hauptmacht in ihrer linken Flanke auf's Aeußerste bedroht worden und alle Vortheile, die ihr Willisen's Ungeschicklichkeit und Zaghaftigkeit so voreilig in die Hand gegeben hatte, wären zu Nichts geworden; Willisen hätte die Schlacht wider seinen Willen gewinnen müssen.

Aber in der Zeit, als die dritte Brigade ihren glänzenden Sieg bei Oberstolk erfocht, war General v. Willisen bereits nur noch auf die Ausführung eines Rückzuges bedacht und sein Vertrauter, der Major v. Wyneken, Unterchef des Generalstabes, erschien selbst bei Oberstolk, um der dritten Brigade den Rückzugsbefehl zu überbringen. Major v. Wyneken war recht eigentlich der böse Dämon Schleswig-Holsteins bei vielen Gelegenheiten während des letzten Feldzuges und war es ganz besonders hier. Ohne mit dem General v. d. Horst Rücksprache zu nehmen, ohne sich um eine richtige Ansicht von der Lage der Dinge zu bekümmern, ertheilte v. Wyneken den einzelnen Truppentheilen der dritten Brigade, die er auf seinem eiligen Ritte antraf, eigenmächtig den Befehl zum Rückzuge. Diese glaubten dem Unterchef

des Stabes ohne Weiteres gehorchen zu müssen und brachen gegen den Langsee auf. So that das in Reserve befindliche 11te Bataillon, so der größte Theil des 5ten Jägercorps.

Als nun General v. d. Horst seinen Sieg verfolgen wollte, sah er sich der dazu nöthigen Truppen durch eine unbefugte Hand beraubt und dadurch wirklich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Wie aber der Vormarsch der dritten Brigade ruhm- und erfolgreich gewesen war, so sollte auch noch der Rückzug der wenigen Hundert Mann, die General v. d. Horst in Folge der verhängnißvollen Einmischung v. Wynekens nur um sich versammelt behalten hatte, von Ehren und Gewinn begleitet sein.

Dank der Unthätigkeit des Befehlshabers der Brigade auf dem rechten Flügel unsres Heeres war es den Dänen, die gegen die Stellung bei Wedelspang vorgerückt waren, möglich gemacht worden, sich rechts zu wenden und so den Rückzug auf die Furth von Güldenholm zu bedrohen, wenn nicht schon abzuschneiden. So befahl v. d. Horst denn, den Rückzug auf das Grüderholz zu nehmen, ein Gehölz an dem westlichen Ende des Langsees auf seinem nördlichen Ufer und zwar zwischen diesem und dem Idstedter See.

Das Grüderholz war aber bereits in die Hände des Feindes gefallen und die Schleswig-Holsteiner sahen, als

sie wenige hundert Schritte vom Rande des Holzes Halt machten, denselben von feindlicher Infanterie besetzt. Doch unsre wackern Krieger waren selbst durch den angetretenen Rückzug noch nicht entmuthigt.

„Vorwärts! Vorwärts!" schallt der allgemeine Ruf, die Trommeln wirbeln den Sturmmarsch, die Jägerhörner blasen zum Avanciren und mit gefälltem Bayonnett und lautem Hurrah geht es gegen das Holz und in das Holz hinein. Und siehe da! Was geschieht? Noch ehe die Schleswig-Holsteiner den Rand des Waldes erreichen, ergiebt sich ihnen ein feindlicher Officier mit 40 Mann, andere kleinere und größere Abtheilungen thun dasselbe. Das war die Erscheinung im Kleinen, die sich im Großen und Ungeheuren zugetragen haben würde, wenn v. d. Horst's Brigade nach erfolgter Vereinigung mit der Brigade des rechten Flügels und nach dem in Oberstolk erfochtenen Siege sich links gewendet hätte und so in Flanke und Rücken des feindlichen Centrums gedrungen wäre. Uebrigens betrug die Zahl der beim Grüderholz gemachten Gefangenen fast eben so viel, wie die Mannschaft, die v. d. Horst noch bei sich hatte, selbst stark war.

Der Langsee ist mit dem Idstedtsee durch einen Bach, über welchen eine Brücke führt, verbunden. Diese erreichte v. d. Horst mit seiner Schaar und war gerettet. Der

Hauptttheil seiner Brigade hatte sich während dessen bei Güldenholm, vom Feinde ungestört, gesammelt, wieder geordnet und war zu neuem Vorgehen bereit, als der allgemeine Rückzug angetreten werden mußte.

VIII.

Eine Scene bei Duvenstedt.

Wie wenig der Verlust der Schlacht bei Idstedt die Kraft des schleswig-holsteinischen Heeres vermindert hatte, wußte Jeder, der in seiner Mitte verweilte, schon wenige Tage nachher. Nur unsre Anführer schienen es nicht zu wissen, sie schienen nach dem Anblicke, den ihnen die wenigen, allerdings in Folge der schlechten Führung in Verwirrung gerathenen Bataillone im Centrum dargeboten hatten, die ganze Armee als im Zustande der Auflösung und Entmuthigung begriffen sich vorzustellen, sonst hätten sie die bei Idstedt begangenen Fehler schon Tags darauf wieder gut zu machen gesucht.

Der Feind schien vorläufig noch gar nicht daran zu denken, sich nach unserm Zustande zu erkundigen, so sehr war er mit sich selbst beschäftigt. Erst am Morgen des 8. August, also vierzehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, rückte er zu einer großen Recognoscirung gegen die ganze nunmehr von uns eingenommene Stellung heran. Wahrscheinlich hatte ihn erst das am Tage vorher in

Rendsburg stattgehabte bedeutende Unglück dazu ermuthigt. Dort war nämlich die Artillerie-Werkstatt mit nicht unerheblichen Vorräthen in die Luft geflogen, Trümmer, Geschosse, Leichen weithinschleudernd. So schmerzlich uns Allen natürlich dieser Unfall war, unsern Muth, unsre Standhaftigkeit hatte er nicht berührt. Das gewahrte der Feind bei seinem Angriffe sehr wohl. Auf der ganzen Linie unserer Stellung fanden Gefechte Statt, das bedeutendste und für uns glorreichste beim Dorfe Dubenstedt, wo das zweite Jägercorps stand. Das war wieder ein Tag, dessen Ehre vorzugsweise dieser tapfern Truppe gehört, wenn gleich die Unterstützung, welche andere Abtheilungen leisteten, keineswegs gering angeschlagen werden soll.

Statt den Gang des Gefechtes zu erzählen, der im Großen und Ganzen dem aller übrigen glich, will ich hier einen Hergang schildern, der wieder ein Zeugniß für die große Kaltblütigkeit des schleswig-holsteinischen Volkes abgiebt, diesmal eine Kaltblütigkeit, deren Anblick fast ein Gefühl des Grauens erweckte.

Wir hatten das Terrain, in dem unsere Vortruppen standen, durch einige flüchtige Verschanzungen befestigt, halbkreisförmige Gräben mit einem Walle davor. Diese kleinen Schanzen vertheidigten wir mit gelassener Tapferkeit wider den überlegenen Angriff des Feindes. Ruhig wie auf dem Marsche oder im Lager sangen wir im Chorus

unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, dazu unsre wohlgezielten Kugeln entsendend. Eine dieser Schanzen mußte geräumt werden, als das Feuer des seitwärts vorgedrungenen Feindes uns in den Rücken zu kommen drohte. Hinter uns befand sich die „Sorge,“ ein Bach oder eine „Aue,“ wie man in Schleswig-Holstein dergleichen Gewässer nennt. Darüber führte ein schmaler Steg, der uns einzeln in ein Mühlengehöft hinüberleitete. Hier in den Gebäuden setzten wir uns wiederum fest und leisteten Widerstand, so lange es irgend vernünftig war. Einer unserer Jäger hatte sich zu seiner Deckung den ziemlich nahe am Bache befindlichen Backofen ausersehen. Aus dieser eigenthümlichen Festung heraus feuerte er wacker auf die andringenden Dänen. So hartnäckig vertheidigte er seine kleine Burg, daß er den Abzug seiner Kameraden kaum gewahrte. Endlich aber, als die Dänen schon ganz nahe waren und sich anschickten, die Sorge zu durchwaten, schien es ihm an der Zeit, auf seine persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Er kroch behutsam aus dem Backofen heraus, aber — schon stand ein Däne auf dem Stege, der über den Bach führte, keine zwanzig Schritte von ihm, das Gewehr im Anschlage.

Der Schuß krachte, aber die Kugel fehlte unsern Jäger.

Verdutzt blieb der ungeschickte oder allzu hitzige Schütze mitten auf der schmalen Brücke stehen, unschlüssig, ob er

es wagen sollte, weiter vorzudringen, oder ob es nicht besser sei, wieder zurückzuspringen. Da aber drehte sich der schleswig-holsteinische Jäger gelassen um.

„So, mein Junge,“ sagte er, „nun ist dein Leben aber auch Gras!“

Er legte an, drückte ab und lautlos stürzte der Däne von dem Stege hinab in den Bach.

Ueber den Leichnam hin murmelten die Wellen der Sorge ein eintöniges Grablied.

IX.

Schluß.

Der Tag von Duvenstedt war ein heller, ungetrübter Freudentag für uns gewesen. Wir hatten dem Feinde bei geringem eigenen Verluste namhaften Schaden zugefügt und, was die Hauptsache war, wir hatten unsre Ueberlegenheit über ihn, die nur durch die Ungeschicklichkeit unsrer Oberanführer bei Idstedt in Frage gekommen war, von Neuem auf das Glänzendste bewährt.

Solcher Freudentage sollten wir wenige mehr erleben.

Zwar fehlte es nicht an Versuchen, das zu früh und leichtsinnig aufgegebene Terrain wieder zu gewinnen, aber es blieb leider immer nur bei Versuchen. Im entscheidenden Augenblicke, wo das kühne Wagniß, wo die äußerste Anspannung aller Kräfte hätten eintreten müssen, um Entscheidendes zu erzielen, verzagten unsre Leiter, uneingedenk der alten Wahrheit, daß ein Sieg alle Opfer vergessen macht, daß sie aber bei einem aufgegebenen, nutzlosen Unternehmen doppelt schwer in's Gewicht fallen.

So jagten wir am 12. September den Feind bis auf die nördlichen Ufer der Schlei und verbrannten ihm sein ausgedehntes Hüttenlager bei Kochendorf, aber den Uebergang über den schmalen Meeresarm zu erzwingen, wonach jeder Soldat im Heere brannte, wagte man nicht. So sendete man in den Octobertagen der friedrichstädter Affaire eine einzige Sturmkolonne an jeder Stelle auf die feindlichen Werke und opferte sie nutzlos, während eine zweite, dritte, eine selbst bis zur Erschöpfung der letzten Reserven entsendete sich gewiß den Weg durch die Pallisaden gebahnt und die Stadt, den Schlüssel zum westlichen Schleswig, gewonnen hätte. O, wie gespannt horchten wir auf unserm äußersten rechten Flügel auf den Kanonendonner, der trotz der großen Entfernung deutlich von Friedrichstadt zu uns herüberdröhnte; wie sehnsüchtig wünschten und sprachen wir: Wären wir doch dabei!

Als der Vorhang über der blutigen Tragödie von Friedrichstadt gefallen war, blieb die große Bühne des Kampfes leer. Nur in zahlreichen Patrouillengefechten und Recognoscirungen übten und erstarkten wir unsre junge Mannschaft. Sonderbar, der Feind, der überall gesiegt hatte, wagte es nicht, hinter seinen Verschanzungen hervorzukommen, während wir, die Geschlagenen, ihn unaufhörlich beunruhigten, seine Vorposten wegfingen oder niederschossen, seine Feldwachen alarmirten, kurz das ganze

Terrain zwischen uns und ihm mit unsern verwegenen Streifpartieen beherrschten.

General Willisen nahm unter dem schweren Drucke des Bewußtseins von all' dem Unheil, das seine Unfähigkeit über die armen Herzogthümer gebracht hatte, seinen Abschied; ein kühnerer Führer trat an seine Stelle, General v. d. Horst, der Sieger von Oberstolk.

Aber als wir neue Hoffnung zu schöpfen begannen, als sich ein Jeder von uns vorbereitete auf einen furchtbaren Kampf der Entscheidung, zu dem dieser unerschrockene Feldherr uns führen sollte, da ereignete sich das Ungeheuerste, das Unerhörteste.

Deutsche Truppen vollführten das, was dem Feinde bisher unmöglich gewesen war und ewig unmöglich geblieben wäre: unsere Unterwerfung. So weit die Geschichte der Völker bekannt ist, diese Handlung hat den fürchterlichen Ruhm, einzig und unerreicht dazustehen. Ja, es war nicht einmal eine kleine Rücksicht genommen worden, um die himmelschreiende That auch nur um Etwas weniger schroff auszuführen. Dieselben Truppen zum Theil, die kurz vorher Seite an Seite mit den braven Söhnen Schleswig-Holsteins für ihre gerechte Sache gefochten hatten, wanden ihnen jetzt die Waffen aus den Händen und überlieferten die brüderlichen Streiter der Gnade oder Ungnade des Feindes, der kein Verdienst bei dieser Unterwerfung hatte.

O, das Gefühl ist unbeschreiblich, mit dem wir im Anfange des Jahres 1851 unsre Festung Rendsburg den Händen der Oesterreicher und Preußen übergaben!

Wer war unser schlimmster Feind, die Dänen, deren wir uns erwehren konnten, oder die Oesterreicher und Preußen, denen wir stillhalten mußten? —

Der Winter legte sich über das verrathene Land mit seiner weißen Decke; wie ein tödtlicher Mehlthau verbreiteten sich die weißen Schaaren Oesterreichs über die letzten grünen Halme deutscher Freiheit.

Frühling, Frühling, wann wirst du wiederkehren?

Ihr, meine alten, tapferen Kameraden, wann hören wir doch wieder das alte, vertraute Signal: „Zweites Jägercorps! Sammeln!“

Nicht wahr? wir stellten uns Alle, Alle wieder ein!

Deutsche Bauern.

Bilder aus der alt-dithmarsischen Geschichte.

I.

Die Dithmarscher und die Bökelenburg.

An der Meeresküste zwischen den breiten Buchten, in denen sich die beiden großen Lebensadern des norddeutschen Landes, die Elbe und die Eider, mit der Nordsee vereinigen, wohnt seit Alters der Stamm der Dithmarscher. Von sächsischer Herkunft ist er, behaupten die Einen, von friesischer die Andern. Für beide Behauptungen sind Gründe und Gegengründe beigebracht und erörtert worden, und andere Historiker sind in die Mitte der Meinungsverschiedenheit getreten und haben die sächsische Abstammung der Dithmarscher aufrecht erhalten, aber ihre spätere Vermischung mit friesischen Einwanderern zugegeben. So Dahlmann.

Der Boden der dithmarsischen Wohnsitze ist größtentheils Marsch, tief, schwer und fruchtbar, namentlich an den Flüssen, weniger an der Nordsee. Diejenigen, die sich auf ihm niederließen und ihn bebauten, — und Bauern waren fast alle Dithmarscher, — wurden allmählig wohlhabend, ja reich; und da das Land nicht allein

den gewaltigen Fluthen abgerungen war, sondern noch fort und fort gegen die Uebergriffe des feindlichen Elementes vertheidigt werden mußte, so waren seine Bewohner kräftig, ausdauernd und vor allen Dingen voll Selbstbewußtsein und Liebe zur Freiheit.

Trotzdem beherrschten schon im zehnten Jahrhundert Fürsten einen großen Theil von Dithmarschen, wenn wir nicht sogar bis auf die Zeit Karls des Großen zurückgehen und zu den Sachsen, die sich diesem gewaltigen Streiter für das irdische Reich Christi nach einem dreißigjährigen, blutigen Kampfe beugen mußten, auch die überelbischen Dithmarscher zählen wollen.

Die späteren Herren des Landes waren die Grafen von Stade, denen die deutschen Kaiser die Hoheit über beide Ufer der Elbmündung vornehmlich wohl deßhalb verliehen haben, damit sie so besser im Stande seien, das für Deutschland als Waffenplatz und Missionsanstalt so wichtige Hamburg, damals freilich noch ein unbedeutendes Städtlein auf einer Insel der Alster,*) vor den Angriffen der eifersüchtigen und habgierigen Normänner und Dänen zu schützen.

Die Grafen von Stade hatten ihre Residenz auf dem linken Ufer der Elbe, auf dem der Haupttheil ihres Gebietes lag. Dies ließ den freiheitliebenden Bauern

*) Das gegenwärtige St. Petri-Kirchspiel Hamburg's.

Dithmarschens ihre Abhängigkeit wahrscheinlich weniger drückend erscheinen und so verhielten sie sich ruhig. Um das Jahr 1030 aber siedelte ein Graf Lippold von Stade nach Dithmarschen hinüber, um das Land abgesondert von Stade zu beherrschen. Wie er sich zu dem eigentlichen Inhaber der Grafschaft, Siegfried II., dessen Verwandter er war, verhalten habe, und unter welchen Bedingungen die Trennung vor sich ging, leuchtet aus den Chroniken nicht recht ein.

Bei dem bekannten und gefürchteten Freiheitssinne der kräftigen Bauern konnte Graf Lippold's Gedanke, die Herrschaft im Lande selbst auszuüben, nicht wohl durchgeführt werden, wenn er sich nicht auf eine starke Feste in Dithmarschen stützen konnte. Da soll er denn das Schloß zu Burg, dem Hauptorte des gleichnamigen Kirchspiels, angelegt haben. Die Bökelenburg hieß sie, weil sie auf einem mit Buchen bewachsenen Hügel erbaut wurde oder sich doch ein Buchengehölz in ihrer Nachbarschaft befand.

Ob die getroffene Maßregel sich bis an's Ende Lippold's als ausreichend bewährte, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, oder ob die Dithmarscher ihn aus Liebe zur Freiheit erschlagen haben, darüber läßt uns die Geschichte im Dunkeln. Dagegen führt sie ausdrücklich an, daß Lippold's beide Nachfolger, die gleich ihm im Lande wohnen und herrschen wollten, die Grafen Dedo

und Etheler der Weiße, einen gewaltsamen Tod erlitten, weil der Anblick der Herrscher den freigesinnten Bauern unerträglich war.

Solche Erfahrungen waren geeignet, von einer Wiederholung des gemachten Versuches abzuschrecken. Dithmarschen ward wieder mit den Besitzungen auf dem linken Elbufer vereinigt und von hier aus regiert. Fast ein volles Jahrhundert verging unter diesen Verhältnissen, da schlug wieder ein Graf von Stade, Rudolf II., der im Jahre 1135 zur Regierung gekommen war, seine Residenz in der Bökelenburg auf, ungewarnt durch das Schicksal seiner Vorfahren, nur dem Drange nach Erweiterung seiner Macht folgend. Das Trachten nach Befestigung der Herrschaft über das südliche Dithmarschen, und die beabsichtigte Unterjochung des zu jener Zeit noch freien nördlichen Theils, in der Rudolf eine Entschädigung für die kurz zuvor seinem Hause entrissene Grafschaft Salzwedel *) erblickte, das waren die Gründe, welche den Grafen zu dem antrieben, was nach den Erfahrungen der Vergangenheit gewiß als ein gefährliches Wagniß angesehen werden mußte.

Der Aufgabe, die sich Graf Rudolf II. gestellt hatte,

*) Die Markgrafschaft Salzwedel war an das stader Grafenhaus kurz nach 1056 gekommen und fiel durch die Schlacht bei Aschersleben 1130 an die Grafen von Anhalt.

war er hinsichtlich seines Charakters durchaus gewachsen. Er wird uns als ein strenger, rücksichtsloser, gewaltthätiger Herrscher geschildert. Zu keiner Zeit aber mußte den Dithmarschern das überhaupt schon verhaßte Fürstenregiment unerträglicher erscheinen, als gerade damals, wo eine große Ueberschwemmung der Elbe die Felder verwüstet, ein äußerst langer, strenger Winter die Vorräthe der Bewohner verzehrt und demnächst erfolgter Mißwachs eine ungewöhnliche Theurung, ja Hungersnoth herbeigeführt hatte, so daß es den Meisten unmöglich war, den harten Anforderungen des Grafen in Bezug auf Steuern und Lieferungen nachzukommen.

Zwar wollte hie und da der dithmarsische Stolz die Armuth nicht eingestehen und so bestärkte namentlich ein Mann den Grafen in seiner Meinung, das Land sei noch immer reich und könne nicht nur die laufenden Abgaben entrichten, sondern auch noch die Rückstände früherer Jahre aufbringen. Dieser Mann, Maes Claus Maes, ein reicher Hofbesitzer auf Heine Vierth bei Eckstedt, war einst vom Grafen Rudolf eingeladen und glänzend bewirthet, unter Anderm auch mit Tafelmusik geehrt worden.*)

In Erwiderung dieser Einladung gab der reiche Bauer

*) „Stattlik trakteret mit Seidenspille.“ Johann Adolphi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen; herausgegeben von Dahlmann.

seinem Herrn ein Gastgebot, das sich durch eigenthümliche Schaustellung bäuerischen Reichthums in dieser Zeit allgemeiner Noth auszeichnete. Statt der Bänke dienten den Geladenen strotzende Säcke voll Korn zum Sitze, Ueberfluß an Speisen aller Art herrschte auf der Tafel und draußen auf dem Hofe liefen und sprangen Schafe, Schweine, Rinder und Pferde durcheinander und ersetzten durch ihr Geblöke, Geschrei, Gebrüll und Gewieher die Tafelmusik bei dem gräflichen Schmause.

Nach dieser Wahrnehmung so reicher Verhältnisse zeigte sich der Graf noch strenger im Eintreiben der Steuern als zuvor, und seine Gemahlinn Walburgis soll ihn darin nicht wenig bestärkt haben. Da aber beschließen die auf's Aeußerste gereizten Dithmarscher der Tyrannei ein Ende zu machen.

Am Morgen des 15. März 1145, also an den berüchtigten Iden, erscheint vor dem Schlosse eine lange Reihe von Wagen, hochauf mit gefüllten Säcken beladen. So sind die störrigen Bauern also gefügig geworden und bringen das auferlegte Herrenkorn! Ja, auch in einer andern Weise kommen sie ihres gestrengen Herrn Wünschen entgegen! Schon längst hatte der Graf sein Auge auf die schöne, kräftig-blühende Tochter eines Bauern geworfen, und siehe da! auf dem vordersten Wagen sitzt die Jungfrau, schön geschmückt, wie um ihrem Liebsten zugeführt zu werden. Natürlich ließ man bei so friedlichem,

verführerischem Anschein den Wagenzug und seine Führer und Begleiter arglos in die Burg ein.

Als aber der letzte der Wagen gerade unter dem Thore hielt, so daß das Gatter nicht niederfallen konnte, da ertönte plötzlich ein Losungswort:

„Röhret de Hände, schnidet de Sacksbände!"

und siehe — aus den vermeintlichen Kornsäcken wickeln sich bewaffnete Männer heraus, wie einst dem Bauche des hölzernen Pferdes die griechischen Helden zum Verderben Troja's entstiegen. Die Fuhrleute ziehen gleichzeitig im Nu verborgene Waffen unter ihren Kleidern hervor und so stürzt man sich auf die überraschte Besatzung der Bökelenburg. Nach kurzem Kampfe wird sie überwältigt und niedergemacht. Die Gräfinn Walpurgis, ihres Stolzes wegen den Dithmarschern besonders verhaßt, findet nach grausamen Mißhandlungen ihren Tod, — aber das Hauptziel des Rachedurstes der empörten Bauern, der Graf Rudolf, ist nicht zu finden.

Die Sieger beginnen denn mit dem Niederreißen der verhaßten Zwingburg. Da, am dritten Tage nach der Einnahme des Schlosses, vernehmen Einige aus dem Mauerwerk heraus das Geschrei oder Geschwätz einer Elster. Wie? Hatte nicht Graf Rudolf einen solchen Vogel stets um sich und liebte und hegte ihn seines Geplauders halber ganz besonders? Aufmerksam gemacht,

forscht man weiter nach; ein verborgenes Gemach wird entdeckt und der Graf in ihm.

Die Bauern, deren Grimm durch die gefallenen Opfer, durch die begonnene Zerstörung der Burg, durch die Zeit noch keineswegs abgekühlt ist, dringen ein; an ihrer Spitze besonders eifrig der junge Edemann Jürgens. Ein kurzer Kampf erhebt sich und bald entwaffnet endet der Graf sein Leben, durchbohrt von dem Spieße des jungen Bauern.

Sollte der Eifer dieses vielleicht noch durch ein Anderes als den Freiheitsdrang allein angefeuert worden sein? Sollte ihm vielleicht jene Jungfrau, die Auserkorene des Grafen, nicht so ganz fern gestanden haben? Die Geschichte erzählt uns Nichts über dieses Verhältniß, so bleibt also der Phantasie der weiteste Spielraum offen.

II.

Bornhöved.

Es fehlte viel daran, daß die Ermordung des Grafen Rudolf und die Zerstörung der Bökelenburg den Dithmarschern die volle Selbstständigkeit wiedergegeben hätte. Nur den einen Gewinn zogen sie aus ihrer That, daß sie hinfort die verhaßten Herren auf längere Zeit nicht mehr vor Augen zu haben brauchten. Das Land ging übrigens in dem folgenden Zeitraume von achtzig Jahren aus einer Hand in die andere über. Zunächst erhielt es Hartwig, der einzige noch lebende Bruder des Ermordeten, doch nicht, ohne ernste Verwicklungen mit dem jungen Herzoge von Sachsen, Heinrich dem Löwen, bestanden zu haben, der selbst Gelüste nach der Hinterlassenschaft Rudolf's trug. Hartwig war früh in den geistlichen Stand getreten, und bestieg im Jahre 1148 den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen. So ward die Grafschaft Stade und Dithmarschen mit ihr der Herrschaft des Krummstabs unterworfen.

Aber nur acht Jahre lebte Hartwig mit seinem gefährlichen Nachbarn, dem Sachsenherzoge, in gutem Einvernehmen, da, im Jahre 1156, riß Heinrich der Löwe Dithmarschen an sich und belehnte damit einen seiner Vasallen, den Grafen Reinold. Wie die Dithmarscher nun wieder einen Herrn im Lande hatten, so erhielten sie auch eine neue Herrenburg. Heinrich baute, um den Grafen Reinold vor dem Freiheitssinne der Dithmarscher zu schützen, die Stellerburg, die in dem späteren Kirchspiel Weddingstedt lag und deren Platz und Ueberreste noch in unsrer Zeit gezeigt wurden.

Wiederum vergingen acht Jahre, da änderte sich der Zustand der Dinge abermals. Heinrich, der Sachsenherzog, zog mit seinen Mannen zum Kriege gegen die Wenden aus, erlitt aber im Jahre 1164 bei Demmin im heutigen Mecklenburg eine gewaltige Niederlage, in der eine große Anzahl seiner Leute erschlagen ward. Auch Reinold, der dithmarsische Graf, fand hier seinen Tod.

Als die Kunde von dem Ableben ihres Grafen sich unter den Dithmarschern verbreitete, glaubten sie, die Stunde der Befreiung habe geschlagen. Sie erhoben sich, überrumpelten die Stellerburg und verfuhren mit ihr wie einst mit dem Zwinghofe zu Burg. Aber ihre Hoffnung ward zu Schanden. Heinrich der Löwe behauptete sich im Besitz des Landes bis zum Jahre 1180. Da war sein berühmtes Zerwürfniß mit dem großen Hohenstaufen-

Kaiser Friedrich, dem Rothbart, das auf den lombardischen Ebenen kurz vor der unglücklichen Schlacht bei Legnano zum offenen Bruche geführt hatte, so weit gediehen, daß der Kaiser ihn in die Reichsacht erklärte und ihn aller seiner Lehen los und ledig sprach. Da waren auch die Dithmarscher ihrer Unterthanenpflicht entbunden und glaubten nun wieder, den ersehnten Tag der Freiheit anbrechen zu sehen. Aber wieder wurden sie getäuscht. Der Erzbischof Siegfried von Bremen, ein Bruder Bernhards von Anhalt, dem der Kaiser das Herzogthum Sachsen verlieh, erhielt einen Lehnbrief über Stade und Dithmarschen. Ehe er sich jedoch in den Besitz des Letzteren setzen konnte, fiel Graf Adolf III. von Holstein, der Schauenburger, in Dithmarschen ein und nahm das Land für sich. Das geschah im Jahre 1182. Zwar behielt Adolf III. seine Eroberung nur etwas über zwei Jahre, wonach er sie freiwillig an den damaligen Erzbischof von Bremen, Hartwig II., zurückgab, aber seine kurze Herrschaft war den Dithmarschern fühlbar genug geworden. Sie hatten harte Steuern bezahlen müssen und sahen sich außer Stande, die Ansprüche Hartwigs II., der ein verschwenderischer, tiefverschuldeter Prälat war, zu befriedigen. So empörten sie sich zweimal gegen ihn und begaben sich zuletzt in den Schutz des Bischofs Waldemar von Schleswig, eines nahen Verwandten des Königs Knud oder Kanut VI. von Dänemark. Kaiser

und Papst legten Verwahrung gegen diese Abtrünnigkeit der dithmarsischen Bauern ein, aber vergebens. Diese hatten sich vor ihrem begehrlichen Herrn nur durch einen solchen Schritt retten können und antworteten auf alle Anfechtungen mit ironischer Kaltblütigkeit, sie seien ja dem heiligen Petrus nicht untreu geworden, sondern hätten nur Sankt Peter zu Bremen mit Sankt Peter zu Schleswig vertauscht.

Endlich griff der Kaiser — es war Heinrich VI. — zu energischen Mitteln und Dithmarschen mußte wieder von der mit Schleswig eingegangenen Verbindung ablassen. Es fiel aber nicht an Bremen zurück. Der Erzbischof Hartwig II. nämlich hatte sich verleiten lassen, den von Neuem geächteten Heinrich den Löwen nicht nur zu unterstützen, sondern ihn sogar bei sich in Stade aufzunehmen. Darum war auch über ihn die Acht des Reiches verhängt und er von dem Vollstrecker derselben, dem Grafen Adolf von Holstein, von Land und Leuten gejagt worden. Zwar erhielt er bald darauf, da er den Kaiser um Gnade anflehte, Verzeihung und sein Erzbisthum zurück, aber mit der Grafschaft Stade und Dithmarschen mußte er Adolf III. belehnen, der ihm freilich zwei Drittheile der Einkünfte des Landes auszuzahlen verpflichtet ward. Das Jahr 1195 war es, in welchem auf diese Weise Dithmarschen mit Holstein vereinigt ward.

War dieser Vergleich zwischen dem holsteinischen Grafen und dem Erzbischofe von Bremen für die dithmarsische Freiheit und Selbstständigkeit sehr mißlich, indem er in der Folgezeit oft den Ausgangspunkt für die Ansprüche Holsteins an die Herrschaft über das Land bildete, so zeigte sich doch von weit verhängnißvollerer Bedeutung für die nächste Zukunft jener freiwillige Anschluß an das Bisthum Schleswig. Auf ihn gründeten nämlich die dänischen Könige, unter deren Oberhoheit Schleswig stand, ihr Anrecht an den Besitz Dithmarschens und die zwieträchtigen Verhältnisse in Deutschland, wo nach dem Tode Heinichs VI. der Hohenstaufe Philipp mit dem Welfen Otto, dem Sohne Heinrich's des Löwen, um die deutsche Kaiserkrone rang, gestatteten es bereits im Jahre 1200 dem Dänenkönige Knud Dithmarschen an sich zu reißen. Vergebens waren alle Anstrengungen Adolf's, das Geraubte wieder zu gewinnen. Geschlagen und gefangen von den Dänen, mußte er, um nur aus der schweren Haft entlassen zu werden, auf alle seine Besitzungen an der Elbe verzichten und schwören, weder jemals nach Holstein zurückzukehren noch sich wegen des Vorgefallenen zu rächen. Adolf hat seinen Schwur ehrlich gehalten und ist im Jahre 1232 als Herr seiner Stammgrafschaft Schauenburg an der Weser gestorben.

Noch schlimmer aber sah es für die Verbindung des deutschen Nordens mit dem deutschen Reiche unter Kanut's

Bruder und Nachfolger Waldemar II. aus, der im Jahre 1202 den Thron bestiegen hatte. Dieser, der sich gleich nach seiner Erwählung zu Lübeck im Jahre 1203 unter großen Feierlichkeiten als König der Dänen und Wenden und als Herr von Nordalbingien hatte krönen und ausrufen lassen, erlangte im Jahre 1214 von Friedrich II., damals noch Gegenkaiser Otto's IV. von Braunschweig, die Zusage, daß ihm Alles, was er vorher im nördlichen Deutschland mit Gewalt an sich gerissen hatte, erb- und eigenthümlich gehören sollte. Der Kaiser und dreizehn deutsche Fürsten mit ihm waren ehr- und vaterlandsvergessen genug, um persönlicher Vortheile willen dem dänischen Könige alles deutsche Gebiet abzutreten, das jenseit der Elbe und Elde lag.

So gab ein großer deutscher Kaiser, ein „allzeit Mehrer des Reichs," das deutsche Interesse dem Feinde Preis und lieferte an den König von Dänemark ein Gebiet aus, das größer war, als dessen ererbter Besitz, und ein kleiner deutscher Graf sollte Veranlassung werden, daß Deutschland schon 9 Jahre später Alles wieder gewann, was es verloren hatte.

König Waldemar II. war ein gewaltiger Krieger, ein großer Eroberer, der nach dem Rechte auf seine Erwerbungen nicht viel fragte. So hatte er durch den Generalstatthalter aller seiner Länder in Deutschland, durch den gewaltthätigen Albrecht von Orlamünde, dem Grafen

Heinrich von Schwerin seine Besitzungen wegnehmen lassen und diesen dadurch zu seinem erbittertsten Feinde gemacht. Heinrich von Schwerin, der einsah, daß mit Gewalt gegen den mächtigen Dänenkönig Nichts auszurichten sei, versuchte, mit List zum Ziele zu kommen. Er begab sich mit einigen Vertrauten an den Hof Waldemar's, schloß sich eng an ihn an und begleitete ihn auf allen seinen Jagden, indem er auf eine Gelegenheit wartete, den König zu überfallen und zu entführen. Diese fand sich im Jahre 1223 bei einer Jagd auf der kleinen Insel Lyoe bei Fühnen. Heinrich überfiel Waldemar Nachts in seinem Zelte, schleppte ihn und seinen Sohn auf ein bereit gehaltenes Schiff und führte seine Gefangenen zuerst nach Mecklenburg, dann nach dem Lüneburgischen, wo er sie in die Veste eines Freundes und Verbündeten einschloß.

Die Kunde von dieser plötzlichen Wendung des Schicksals des gehaßten und gefürchteten Dänenkönigs war für alle von ihm Gedrückten und Beeinträchtigten das Signal zum Aufstande. Graf Heinrich von Schwerin hielt seinen werthvollen Raub fest, wie sehr auch Dänemark drohte, ja selbst der Aufforderung des Papstes Honorius III., den Gefangenen freizulassen, spottete er. So mußten die Waffen zwischen ihm und den Dänen entscheiden. An Heinrich von Schwerin hatte sich außer mehren kleineren Fürsten auch Adolf, der Sohn des vertriebenen Grafen

von Holstein angeschlossen. Gern wäre Adolf III. selbst von der Schauenburg zum Kampfe herbeigeeilt, wenn er sich nicht durch seinen Eid gebunden geglaubt hätte. Gegen das Heer der Deutschen zogen die Dänen unter ihrem Reichsverweser, jenem vorhin genannten Albrecht von Orlamünde, heran. Es kam im Jahre 1225 bei Mölln zu einem hitzigen Treffen, das mit der Gefangennehmung des dänischen Anführers und mit der gänzlichen Vernichtung des dänischen Heeres endete. Alles Land bis zur Eider war noch im selben Jahre 1225 von der dänischen Herrschaft frei.

Nun war der gefangene König zur Nachgiebigkeit bereit. Er verpflichtete sich, ein Lösegeld von 45,000 Mark zu zahlen, den Strich Landes zwischen Elbe und Eider, sowie das Land der Wenden mit alleiniger Ausnahme der Insel Rügen an das Reich zurückzugeben, den Grafen Adolf als Herrn von Holstein einschließlich der Festung Reinoldsburg oder Rendsburg anzuerkennen, den Lübeckern, Hamburgern und allen andern mit Dänemark in Handelsverkehr stehenden deutschen Städten die früheren Freiheiten und Bevorzugungen wieder einzuräumen und endlich Geißeln für die Einhaltung aller dieser Punkte zu stellen. Der Vertrag ward beschworen und Waldemar erhielt mit seinem Sohne die Freiheit wieder.

Dänische Treue scheint bereits in jener Zeit von gleicher Art wie die zur Römerzeit berüchtigte punische gewesen

zu sein. Kaum fühlte Waldemar sich wieder auf freiem Fuße, als er, kein Adolf an Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, seinen Eid brach.

Dithmarschen fiel als erstes Opfer. Die wackern Bauern hatten sich seit Kanut's VI Zeiten einen dänischen Statthalter gefallen lassen müssen und hatten eine neue, dritte Zwingburg in ihrem Lande entstehen sehen. Lin hieß sie, vielleicht das heutige Lunden. Nach Waldemar's Gefangennahme hatten sie sich unter Mithülfe des Erzbischofs von Bremen, Gerhard's II., und des Grafen Adolf die Freiheit errungen, die nun wieder, zu Anfange des Jahres 1226, nach mannhafter Gegenwehr verloren ging. Die besiegten Dithmarscher wurden gezwungen, das dänische Heer zu verstärken, mit dem Waldemar gegen Adolf von Holstein zog, den er bei Rendsburg besiegte. Nun aber trat in dem kurz vorher vom Kaiser zur freien Reichsstadt erhobenen Lübeck Alles zusammen, was zu den Feinden Waldemar's gehörte. Ein großer Bund zu gegenseitigem Schutz und Trutz ward abgeschlossen und ein neues Heer gerüstet.

Am 22. Juli 1227 war es, daß die feindlichen Heere bei Bornhöved zusammentrafen und eine der folgenreichsten, denkwürdigsten Schlachten in der Geschichte des ganzen deutschen Nordens geschlagen ward. Das Kirchdorf Bornhöved liegt kaum zwei Meilen nordwärts von Segeberg in einer einförmigen, sich weithin erstreckenden Ebene und

in der höchsten Gegend von ganz Holstein. Es ist ein von der Geschichte geheiligter Boden, auf dem wir hier stehen. Die Kirche von Bornhöved ist eine der ältesten im Lande und von Vicelin, dem Apostel der Wenden und Obotriten, dem auch das Kloster Falbera, später Neumünster, seine Entstehung verdankt, gegründet. Auf den Feldern von Bornhöved versammelten sich später die Holsten zu ihren Volksberathungen und die zahlreichen Hünengräber ringsum auf der braunen Haide erzählen von einer Zeit, in der längst vergessene Geschlechter hier gelebt und gekämpft haben. Die höchste geschichtliche Bedeutung aber erlangte der Ort durch die Schlacht des Jahres 1227, deren Verlauf, wenn wir den alten Chroniken glauben dürfen, folgender war.

Mehre Tage hatten die beiden feindlichen Heere bereits einander gegenüber gestanden und, eins das andere scheuend, sich nur mit Blicken gemessen, da sandten die Dithmarscher, die nur gezwungen dem Heere Waldemar's folgten und sich von Herzen nach Unabhängigkeit vom dänischen Joche sehnten, im Geheimen Boten an den Grafen Adolf mit der Anfrage, ob er ihnen die Freiheit versprechen wolle, wenn sie ihm und seinen Verbündeten zum Siege verhülfen. Wenn er das Versprechen leistete, wollten sie mitten in der Schlacht zu den Holsten übergehen und den Dänen in Rücken und Seite fallen. Zum

Zeichen, daß sie Freunde seien, wollten sie ihre Schilde umgekehrt, mit der Spitze nach oben, tragen.

In Adolf's Lager befand sich auch der Erzbischof Gerhard II. von Bremen und dieser soll den Schauenburger bestimmt haben, das gewünschte Versprechen zu geben, vielleicht weil die Dithmarscher durch ihre Gesandtschaft gleichzeitig erklärt hatten, sie wollten die Oberhoheit des Erzstiftes in kirchlichen Dingen fortan wie vor Zeiten anerkennen.

So begann denn die Schlacht an dem gedachten Tage, dem Feste der Maria Magdalena. Die Erbitterung auf beiden Seiten war groß und der Sieg blieb lange unentschieden. Aber die Deutschen wurden von der Sonne geblendet, die ihnen entgegen stand, der Wind wehte ihnen den Staub des Schlachtfeldes in's Gesicht und, von der Hitze des Julitages ermattet, fingen ihre Glieder an zu weichen und sich aufzulösen. Angstvoll spähte Graf Adolf nach der feindlichen Schlachtreihe, aber keine Bewegung in ihr gab kund, daß die Dithmarscher ihr gegebenes Versprechen hielten. Da stürzte er sich in die Reihen der Fliehenden und sprach mit lauter Stimme folgendes Gelübde:

„Heiliger Gott, ich spüre deine mächtige Hülfe und ich will auch nicht undankbar erfunden werden. Wenn du mir hilfst, die Feinde zu besiegen, so will ich zum Denkmal deiner Gnade, zu deiner Ehre und zum Andenken

dieses Sieges Kirchen aufrichten und will mich selbst aller weltlichen Dinge begeben, in ein Kloster gehen und hinfort nur deinem Dienste leben!"

Auch die Lübecker gelobten im Drange der Noth, der Heiligen des Tages ein Kloster zu bauen, und Maria Magdalena, so lautet die fromme Sage, nahm ihr Gewand und verhüllte damit die blendende Sonne.

Schwerlich aber würde dies himmlische Wunder ausgereicht haben, den Händen der Dänen den schon halb gewonnenen Sieg wieder zu entwinden, wenn die Dithmarscher ihm nicht die Unterstützung ihrer tapfern Arme hätten angedeihen lassen.

In dem Augenblicke der höchsten Noth für das Heer der Deutschen kehrten sie ihre Schilde um und fielen mit der Wuth, die nur der Haß der Tyrannei verleihen kann, den Dänen in Flanke und Rücken. Bei diesem Anblick ermannten sich auch die Verbündeten wieder und drangen von Neuem muthig vor. Da gab's Verwirrung, Geschrei und Gemetzel in den Reihen der Dänen, wie selten ihres Gleichen gewesen.

König Waldemar erhielt einen Pfeilschuß in's Auge und sank besinnungslos zu Boden. Ein treuer Ritter, ein Deutscher, rettete ihn vor Tod oder Gefangenschaft, indem er ihn auf sein Pferd nahm und ihn auf geheimen Wegen nach Kiel brachte. Otto von Lüneburg, mit dem Beinamen „das Kind", der Enkel Heinrich's des Löwen,

fiel in die Hände der Sieger, drei dänische Bischöfe mit ihm und viele andere Größere und Geringere aus Waldemar's Heer. Viertausend Todte aber und Verwundete deckten das Schlachtfeld.

Die Niederlage der Dänen bei Bornhöved war von unendlicher Wichtigkeit für das ganze nördliche Deutschland. Wie der Sieg im Teutoburger Walde einst dem gesammten Deutschland Selbstständigkeit in Sprache, in Sitte und Verfassung bewahrt hatte, so wurde hier der nördliche Theil unsres Vaterlands hinsichtlich dieser Dinge von der Bedrohung Dänemarks für immer befreit. Nun erhob Lübeck ungehindert sein stolzes Haupt, nun gründete sich die Freiheit und der Wohlstand Hamburg's ungefährdet, nun bildete sich der Freistaat der Dithmarscher, der über drei Jahrhunderte den Angriffen herrschsüchtiger Nachbarn trotzte. Ueberall aber in Norddeutschland zeigte sich von nun an eine Rührigkeit des Volksgeistes, wie sie vordem unerhört war, ein Aufschwung des öffentlichen Lebens, von dem eine Reihe von damals entstandenen Staats- und Stadtverfassungen Zeugniß ablegt, die so freisinnig und vernünftig sind, daß uns, den Nachkommen größerer Altvordern, die Röthe der Schaam ins Antlitz steigen muß, wenn wir ihre lichten, menschlichschönen Bestimmungen mit den Zuständen vergleichen, unter denen wir uns gefallen lassen, zu leben.

Den Dithmarschern aber haben wir für die Erhaltung

Norddeutschlands beim Reiche Dank zu sagen. Mögen frömmelnde Moralisten ihre Handlungsweise treulos und hinterlistig nennen, Jeder, der in der Geschichte, frei von Vorurtheilen, welcher Art sie auch sein mögen, allein auf das Natürliche, Nothwendige im höchsten Sinne blickt, wird damit einverstanden sein, daß sie bei Bornhöved thaten, was sie mußten, daß ihr wahrer Platz an der Seite ihrer deutschen Stammesgenossen war, und daß der sich nicht über Treubruch beklagen darf, der zu einer Treue zwingt, die wider die Natur ist. So wird kein Verständiger — um an ähnliche Ereignisse in der neuern Geschichte zu erinnern — den preußischen General York tadeln, der bei dem Rückzuge aus Rußland 1812 auf eigene Hand mit den Russen Waffenstillstand machte, während sein König noch der Verbündete Napoleons war, noch wird Jemand die sächsischen und bairischen Bataillone verdammen, die in der leipziger Schlacht den unnatürlichen Bund mit den Franzosen brachen und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Reihen ihrer deutschen Brüder übergingen.

III.

Bei Oldenwörden und in der Hamme.

Nach der Zurückweisung eines von Waldemar im Jahre 1228 gemachten Versuches, Dithmarschen wieder zu erobern, bei der gelinden, kaum fühlbaren Abhängigkeit vom bremer Erzbischofe, im Frieden mit dem benachbarten Holstein, dessen Grafen lange Zeit dankbar eingedenk blieben, wie viel sie den tapfern Bauern schuldeten, gründete sich die Freiheit der dithmarsischen Landesgemeinde auf rein demokratischer Grundlage fester und fester. Die freien Bauern, deren oberstes Staatsgrundgesetz die Gleichheit Aller war, duldeten unter sich keine Elemente, deren Natur diesem Princip widersprach. So trieben sie etwa um das Jahr 1286 die adligen Geschlechter, die sich unter ihnen, vornehmlich aus den eingewanderten Friesen, gebildet hatten, aus dem Lande, oder zwangen diejenigen, die da bleiben wollten, zum Verzicht auf ihre Vorrechte. Veranlassung und Vorwand zu diesen Maaßregeln gaben die wiederholten Klagen der Hamburger über einzelne Adelsgeschlechter in Dithmarschen, die in echt ritterlicher

Weise wie ihre Standesgenossen im Innern Deutschlands Wegelagerei trieben, nur mit dem Unterschiede, daß die Straße, auf der sie den Codex des Faustrechts zur Geltung brachten, der Elbstrom war.

Die aus Dithmarschen ausgetriebenen Adligen, darunter die Reventlowe und Walstorpe, mögen in Holstein Aufnahme gefunden und hier aus Rache für die erlittene Gewalt neue Feindschaft gegen die Dithmarscher geschürt haben, oder es mögen auch andere Ursachen den Bund zwischen Holstein und Dithmarschen zerrissen haben, genug, im Jahre 1288 traten die holsteinischen Grafen von Neuem mit Ansprüchen auf die Oberhoheit über das Land auf.

Graf Heinrich II. von Holstein und Stormarn und Graf Johann I. von Wagrien zogen mit einem großen Heere heran, während die Dithmarscher Zuzug von ihrem Erzbischofe erhalten hatten. Auf der dithmarsischen Geest, — wo, ist nicht sicher anzugeben, — standen die beiden Heere einander schlagfertig gegenüber, als ein drolliges Ereigniß den Dithmarschern den Sieg ohne Kampf verschaffte. Ein Hase oder, wie ältere Chronisten behaupten, ein Kater, in dem kein Geringerer steckte, als der Fürst der Hölle selbst, sprang vor dem Holstenheere auf und suchte seinen Weg durch die vordersten Reihen desselben. Während Einige dem geängstigten Thiere Platz machten, liefen Andere mit lautem Hussah und Halloh

hinter ihm drein. Die rückwärts stehenden Abtheilungen der Holsteiner, die den Grund dieser Aufregung im vorderen Treffen nicht sehen konnten, glaubten, der Angriff der Dithmarscher habe bereits stattgefunden und die Ihrigen seien geschlagen. „Da kam," wie ein Erzähler jener Dinge trefflich sagt, „die Angst der Dithmarscher über sie" und sie ergriffen schleunigst die Flucht. Als dies die Dithmarscher gewahrten, rückten sie in Wirklichkeit an und trieben auch die vordern Reihen der Holsten nach kurzem Widerstande zurück. Bald wurde das Laufen allgemein und mancher Holste ward, ehe er die Grenze erreichte, von den nachsetzenden Dithmarschern erschlagen oder gefangen.

Die beiden Grafen waren wüthend über diese aus so lächerlicher Veranlassung entsprungene Niederlage. Sie schoben die Schuld auf ihren Adel, der von vornherein geringe Lust zu dem Zuge gezeigt und den Beginn der Flucht gemacht haben sollte. Daraus entstanden große Zwistigkeiten zwischen den Fürsten und ihren Adligen, in Folge deren ein Theil des holsteinischen Adels auswanderte, sich in Dithmarschen niederließ und hier die Abneigung der Bauern gegen die holsteinischen Grafen für seine Rachepläne benutzte. Einfälle der Dithmarscher in das holsteinische Gebiet und Feindseligkeiten anderer Art werden aus der Folgezeit mehrfach berichtet.

In die größte Gefahr aber gerieth die dithmarsische

Freiheit im Jahre 1319. Schon einige Zeit vorher hatte sich Graf Gerhard III. von Holstein mit Hülfe Hartwig Reventlow's, eines der aus Dithmarschen vertriebenen Ritter, so mächtig gemacht, daß man ihn nur „den Großen" nannte. Die Stufen übrigens, auf denen Gerhard zu dieser Größe emporstieg, waren mit dem Blute seiner nächsten Verwandten bespritzt, und um die begangenen Gewaltthaten, namentlich die Ermordung des jungen Grafen Adolf von Segeberg, eines leiblichen Neffen Gerhard's, zu rächen, hatte sich ein großer Bund der noch verschont gebliebenen Anverwandten seines Hauses wider ihn zusammen gethan. Auch die Dithmarscher nahmen Theil an demselben.

Der Sieg war indeß Anfangs entschieden auf Gerhards des Großen Seite. Er griff seine gräflichen Feinde einzeln an und schlug sie, namentlich Adolf den Jüngeren von Schauenburg, im Jahre 1317 bei Bramstedt. Da erst erschienen die Dithmarscher im Felde. Obwohl sie nur gegen tausend Mann stark waren, besiegten sie doch das Heer Gerhards in zwei Schlachten, befreiten den bei Bramstedt gefangen genommenen Grafen von Schauenburg und verweilten darauf plündernd, mordend und sengend fast zwei Jahre in Holstein.

Um die Mitte des Juli's 1319 lagerten sie auf den Feldern bei Bornhöved, auf derselben Stelle, die durch ihre Vorfahren vor fast 100 Jahren für die Geschicke Norddeutschlands so bedeutungsvoll geworden war. Hier

überfiel sie Graf Gerhard eines frühen Morgens, als sie sich meistens noch in ahnungslosem Schlummer befanden, und richtete sie fast gänzlich zu Grunde. Nur Wenige entkamen, um die Botschaft von ihrem Unglück und dem Falle ihrer Kameraden daheim zu verkünden.

Graf Gerhard glaubte natürlich nach dieser Niederlage der Dithmarscher, nun sei die rechte Zeit zu ihrer Unterwerfung gekommen. Er verband sich daher mit seinem Bruder Johann, dem Grafen Heinrich von Mecklenburg und zwölf andern Fürsten und Grafen und zog am 7. September 1319 an der Spitze eines stattlichen Heeres in Dithmarschen ein.

Hartwig Reventlow, der Freund und Rathgeber Gerhard's, hatte die Stelle des Einbruchs und die Richtung des Zuges angegeben, vermuthlich hierbei von persönlichen Rachegefühlen geleitet, denn in den Gauen Dithmarschens, durch die das holsteinische Heer zog, war das den Reventlow's feindliche mächtige dithmarsische Geschlecht der Woldersmannen vorzüglich begütert. Ueberall wohin die Holsten kamen, gingen die Dörfer in Rauch und Flammen auf, die Bewohner verloren meistens zu der Habe auch noch das Leben und noch immer stellte sich kein Heer dem Feinde entgegen. Endlich hatten die überraschten, unvorbereiteten Bauern sich gesammelt und bewehrt und in der Gegend von Hemmingstedt kam es an einem Tage zu zwei Gefechten. In beiden wurden die Dithmarscher

unter bedeutendem Verluste besiegt und flohen nun bis Oldenwörden, wo sie sich in die Kirche warfen und diese eiligst befestigten, um sich hier so lange zu halten, bis ihre Landsleute aus den andern Theilen Dithmarschens ihnen vielleicht Entsatz brächten.

Gerhard rückte mit seinem Heere heran, umstellte die Kirche und befahl, Feuer rund um sie her anzulegen, um so die Eingeschlossenen zu zwingen, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Wirklich sahen diese keine Möglichkeit, sich in Mitten der Gluth und des Rauches länger zu halten. Sie wollen sich denn in ihr Schicksal ergeben, bitten den Sieger um Gnade und versprechen, ihn als ihren Herrn anzuerkennen. Hätte der Graf an dieser Stelle eine rechtzeitige, noch dazu so wohlfeile Gnade geübt, so wäre Dithmarschen für die nächste Zukunft wenigstens sein gewesen, „aber," sagt ein alter Chronist, „die Holsten waren ihnen viel zu stolz und wollten die armen Dithmarscher nicht zu Gnaden annehmen." Der Graf weis't also die Bitte und das Anerbieten der Belagerten ab und befiehlt im Gegentheil, die Flamme noch heftiger anzuschüren. Schon hat das Feuer die Kirche selbst ergriffen, das Blei des Daches beginnt zu schmelzen und auf die innen Befindlichen herabzuträufeln. Diese in ihrer höchsten Noth fassen einen verzweifelten Entschluß. „Sollen wir denn," sagen sie, „eines jämmerlichen Todes sterben, so wollen wir zu-

sehen, ob nicht ein Jeder von uns noch einen Holsten mit auf die Fahrt nehmen kann."

Plötzlich kracht die Thür der brennenden Kirche auf und heraus stürzen die mit der Wuth der Verzweiflung und dem glühendsten Rachebegehren erfüllten Dithmarscher. Auf eine solche Wendung der Dinge waren die Holsten nicht gefaßt. Der Vernichtung des geringen feindlichen Häufleins in der Kirche gewiß, hatte sich der größte Theil des Heeres in die Umgegend zerstreut, um zu plündern, nur Wenige waren zur Bewachung der Kirche zurückgeblieben. Diese wurden mit leichter Mühe niedergemacht oder in die Flucht geschlagen, die Uebrigen wurden überfallen und fanden den Tod, sobald sie in einzelnen kleinen Trupps, von dem Herumstreifen ermattet, mit Beute beladen, in Oldenwörden eintrafen.

Als sich die Kunde von diesem unerwarteten Siege der Dithmarscher durch's Land verbreitete, erhoben sich überall Diejenigen wieder, die schon, an dem glücklichen Ausgange der Sache verzweifelnd, die Waffen niedergelegt und sich versteckt hatten, um den vereinzelt fliehenden Feinden den Rückweg abzuschneiden. Das geschah mit dem besten Erfolge. Zwölf deutsche Fürsten und Herren und über 2000 vom Heere sollen von den Dithmarschern erschlagen worden sein. Diese Kämpfe ereigneten sich im Jahre 1322.

Die Freude der geretteten Bauern über den Sieg

und ihre Dankbarkeit gegen die höhere Macht, die ihre Freiheit beschützt hatte, war groß. Die Kirche zu Oldenwörden erstand in großer Pracht aus ihrer Asche und zu Marne ward zum Gedächtniß des Sieges ein reich ausgestattetes Kloster gebaut.

Gerhard der Große aber war traurig mit dem Ueberreste seines stolzen Heeres heimgezogen und trug hinfort kein Gelüste mehr nach der Herrschaft über Dithmarschen. Ja, der Heldenmuth seiner Feinde nöthigte ihm eine solche Achtung ab, daß er kurz nach seinem verunglückten Zuge einen förmlichen Frieden mit den Dithmarschern unter manchen für diese äußerst günstigen und ehrenvollen Bedingungen abschloß.

Trotz dieses Friedens, der in späterer Zeit erneuert ward, fehlte es in der Folgezeit nicht an Verwicklungen und feindlichen Berührungen zwischen Holsten und Dithmarschern, namentlich in der für Holstein unruhigen und verwirrten Zeit, die auf Gerhard's des Großen Regierung folgte. Dieser hatte zuletzt Dänemark seinen mächtigen Arm fühlen lassen, hatte Schleswig mit Holstein vereinigt und war tief in Jütland eingedrungen, als ihn dänischer Meuchelmord am 1. April 1340 dahin raffte.

Die Kämpfe zwischen Holsten und Dithmarschern während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts sind indessen von zu geringer Wichtigkeit, als daß eine Aufzählung derselben an diesem Orte stattfinden könnte. Desto

großartiger und bedeutungsvoller ist der Zusammenstoß der feindlichen Nachbarn zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Zu dieser Zeit regierte in Holstein Gerhard IV., ein Großneffe Gerhard's III., den die Königinn Margareta, „die nordische Semiramis," wie ihre Bewunderer, „König Hosenlos", wie ihre Spötter sie nannten, mit dem ganzen Schleswig belehnt hatte, während er Holstein mit seinen beiden Brüdern Albrecht und Heinrich theilen mußte.

Die Eroberung Dithmarschens war ein Lieblingsgedanke der gräflichen Brüder und der Vorwand zu einem Angriffe ward mit unerhörter Verachtung von Recht und Wahrheit gefunden.

Im Jahre 1402 erschien plötzlich ohne vorhergegangene Sendung eines Fehdebriefes ein Heer unter dem Herzoge Erich von Lauenburg, dem Schwiegervater des Grafen Albrecht von Holstein an der Gränze Dithmarschens, angeblich um Rache wegen einer geringfügigen Streitigkeit zu üben, die zwischen den Dithmarschern und den lauenburgischen Unterthanen obgewaltet hatte. Erich kehrte nach Erreichung seines eigentlichen Zweckes, reiche Beute zu gewinnen, wieder um. Die Dithmarscher aber erhoben mit Recht laute Klage über den Grafen Albrecht, ihren Nachbarn, der den Raubzug seines Schwiegervaters durch sein eigenes Gebiet nicht gehindert hatte. Gerhard IV.

stellte zum Scheine eine Untersuchung wider seinen Bruder an, diesem jedoch kam es auf einen falschen Eid nicht an. Er reinigte sich durch einen solchen von dem Verdachte der Mitwissenschaft um jenen Raubzug und Gerhard spielte nun den Schwergekränkten darüber, daß man seinen Bruder einer solchen Handlungsweise zu beschuldigen gewagt hatte. Das Ende des ganzen, sicherlich vorher abgekarteten Spiels sollte nun ein Rachekrieg gegen die Dithmarscher sein.

Vergebens suchten Hamburg und Lübeck zu vermitteln, vergebens erklärten sich selbst die Dithmarscher in allen billigen Dingen zur Nachgiebigkeit bereit, die holsteinischen Grafen wollten nun einmal Krieg und so ging denn die Sache vor sich.

Mit größerer Vorsicht und Sorgfalt denn je waren die Rüstungen betrieben worden und rückte man in das gefährliche und gefürchtete Land ein. Claus von Ahlefeld, ein erfahrener Feldhauptmann, führte den Oberbefehl über das Heer, trotzdem daß beide Grafen, Gerhard und Albrecht, bei demselben anwesend waren. Auf seinen Rath erbaute man auf dithmarsischem Grund und Boden zwischen der holsteinischen Grenze und dem Hauptorte Meldorf eine Festung, Delfbrücke oder Marienburg genannt, um in ihr einen Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen gegen das Land zu haben.

Die Dithmarscher wurden in mehren Treffen geschlagen,

ihre Versuche, die Marienburg zu stürmen, mißlangen, ihre Hauptstadt fiel den Feinden in die Hände, ihre Friedensanerbietungen wurden zurückgewiesen und das Land litt unsäglich durch die räuberischen Horden des Holstenheeres.

Um die Mitte des Jahres 1403 starb Graf Albrecht eines plötzlichen Todes. Er war bei einer Affaire mit dem Pferde gestürzt und hatte sich dabei den schweren Panzer in den Leib gedrückt. Da der Graf Heinrich, der dritte Bruder Gerhard's, kurz zuvor Bischof von Osnabrück geworden war, so fiel demnach Gerhard IV. das ganze Holstein zu, wie er denn, wie oben erwähnt, schon lange Herr des ganzen Schleswigs war.

Sofort beschloß er, seine ganze, große Macht auf die Fortsetzung des Krieges mit den Dithmarschern zu verwenden. Den Tod seines Bruders zu rächen und dem Widerstande der trotzigen Bauern mit einem Schlage ein Ende zu machen, zieht er am 4. August 1404 mit einem gewaltigen Heere, bei dem sich die Blüthe des schleswigschen und holsteinischen Adels befindet, in das unglückliche Land ein.

Als das Heer den Engpaß entlang zog, der durch dreifache Schutzwälle, die Süderhamme genannt, vertheidigt werden konnte, zeigte sich kein Dithmarscher zur Gegenwehr. Da ergießt sich das Fußvolk freudig und an keine Gefahr mehr denkend, beutelustig in die reiche

Marsch und die Ortschaften der Kirchspiele Weddingstedt und Lunden erfahren in vollem Maße die Anwesenheit des raubsüchtigen, gewaltthätigen Feindes. Heinrich von Ahlefeld, der sich mit seinem Bruder Claus als Mitanführer beim Heere Gerhards befindet, läßt gegen Abend die Beute zusammenbringen und sendet einen Theil des Geraubten, namentlich Schaaren von Rindern und Pferden, in das Holsteinische voraus. Er selbst findet so viel Vergnügen an Plünderung und Brand, daß er noch der Einäscherung mehrer Häuser beiwohnt und als sein Bruder Claus ihn ermahnt: „Es ist Zeit, daß wir umkehren, wenn wir ungeschlagen von den Dithmarschern bleiben wollen!“ begiebt er sich, um seine Verachtung aller Gefahr recht deutlich an den Tag zu legen, noch zu einer fernliegenden, bis dahin verschont gebliebenen Mühle, um auch diese anzuzünden.

Erst nach dieser Heldenthat treten die Plünderer den Rückweg an, der wieder durch die Hamme gehen mußte, in deren Nä e Herzog Gerhard bereits auf die Seinen wartete.

Als sich die holsteinischen Haufen bei ihrem Herzoge vereinigt hatten, giebt er den Knappen, den jugendlichen Schildträgern der Ritter, Befehl, den Zug zu eröffnen, während er selbst mit seinen Rittern und Kriegern die Nachhut bilden will, denn Jedermann im Heere erwartet

gleich dem Herzoge die Dithmarscher, wenn sie sich überhaupt noch zeigen sollten, im Rücken und nicht vor sich.

Kaum sind die Knappen in den Engpaß eingetreten, so erhebt sich aus demselben ein heftiges Geschrei. Herzog Gerhard glaubt, es sei ein Zank unter den Knaben ausgebrochen, den zu beschwichtigen er schnell herbeieilt. Ohne Rüstung war er, ohne Helm, ohne andere Waffe als einen Pflugstock in der Hand. Wie wird ihm zu Sinne, als er sich plötzlich in der Hamme von bewaffneten Dithmarschern umringt sieht. Zwölf Männer fallen ihn an und nach kurzer Frist sinkt er mit gespaltenem Haupte todt zu Boden. Inzwischen ist auch das Heer in die Hamme eingezogen und sieht seinen Herzog gefallen. Aber ehe es sich von seiner Bestürzung erholen kann, fallen die Dithmarscher, die hinter allen Wällen und Gebüschen, 300 Mann stark, gelauert hatten, über die in die Enge des Passes eingekeilten, schwerbeweglichen Reiter her, denen sie mit ihren kurzen Waffen trefflich beikommen können. Ein Theil der Bedrängten stieg von den Pferden, um so besser Widerstand leisten zu können, aber nur Wenige konnten dem Schwerte der Dithmarscher entgehen, Andre flüchteten rückwärts, aber diese waren nun gar verloren. Den besten Rath ergriffen diejenigen, die sich vorwärts Bahn zu brechen und durch die Hamme zu entkommen suchten. Einer von denen, die sich auf diese Weise gerettet hatten, war der alte Feldmarschall

Heinrich von Siggen. Er war dem Herzoge Gerhard so treu, daß er, als er draußen in Sicherheit erfuhr, sein Herr sei geblieben, mit dem von ihm geborgenen Banner und in Begleitung seiner beiden Söhne wieder in den Engpaß zurückkehrte, um bei seinem Herrn zu sterben. Dies Verlangen ist ihm denn auch gestillt worden.

Welch' einen Anblick bot die Hamme dar, als die Sonne des 5. Augusts darüber aufging! Vierhundert vom Adel lagen entseelt in dem Engpaß und in der Nähe seines Aus- und Eingangs. Beide Ahlefeld waren unter den Todten, Wulf Pogwisch mit seinen acht Söhnen und fast von jedem adligen Geschlechte Holsteins und Schleswigs ein Angehöriger. Außer den Edelleuten waren viele Bürgermeister, Rathsherren und Bürger aus den Städten, sowie eine ungezählte Menge gemeiner Krieger erschlagen worden.

Die siegreichen Dithmarscher waren noch so erbittert auf die nun bestraften Bedränger ihrer heißgeliebten Freiheit, daß sie den Leichen kein Begräbniß zu Theil werden, sondern sie als Speise für Hunde und Raubvögel auf dem Felde liegen lassen wollten. Nur den Bitten einer Schaar von Nonnen, die sich einige Tage nach der Schlacht auf der Wahlstatt einstellte und um die Bestattung der Leichname bat, gaben sie nach, vielleicht weil sie nicht vermutheten, daß diese angeblichen

Nonnen die Mütter, Gattinnen, Schwestern und Bräute der gefallenen holsteinischen Ritter waren.

Der Jahrestag des Sieges in der Hamme ward noch lange in Dithmarschen hoch gefeiert. Das Landrecht forderte seine Heilighaltung bei einer Brüche von 60 Mark, ja er soll dem Ostertage gleich gehalten worden sein. Großes Ansehen aber trug den freien, tapfern Bauern ihr Heldenmuth nah und fern ein und lange Zeit wagte sich kein Fürst an den hochgefährlichen Versuch, sie zu unterjochen.

So hatte sich in demselben Jahrhundert im äußersten Norden wie im äußersten Süden Deutschlands republikanische Freiheit siegreich gegen die Angriffe fürstlicher Herrschsucht behauptet. Nicht allein auf den Bergen der Schweiz war der edle unabhängige Sinn erwachsen, auch an der flachen Meeresküste, im Rauschen der frischen, kühlen Brandung war er groß geworden. Hoher Ruhm ist freigebig und verschwenderisch den Schweizern gespendet worden, weil sie die Unterdrückungspläne der österreichischen Leopolde glorreich zu Schanden gemacht haben; der alten Dithmarscher gedenkt man wenig, obgleich ihre Thaten doch den gleichen Charakter der Freiheitsliebe, der großartigen und doch einfachen Menschennatur tragen. Ja, in einer Beziehung verdienen sie weit höher gestellt zu werden, als ihre Gesinnungsgenossen in den Bergen. Niemals haben sie, die zu Hause der Freiheit lebten, sich

dazu hergegeben, außerhalb ihres Hauses die Unterdrücker fremder Freiheit, die willfährigen, feilen Schergen der Tyrannei zu spielen, wie die Schweizer es bis auf den heutigen Tag thun.

IV.

Hemmingstedt.

Wie herrlich auch der dithmarsische Ruhm nach den beiden eben geschilderten Schlachten strahlt, und wie sehr wir uns über die wenigen von der Geschichte verzeichneten großen Siegestage der Völker zu freuen haben, doch wird man es einem deutschen Betrachter jener Dinge nicht verargen, wenn ihn ein Gefühl des Bedauerns überkommt, daß die Schmach und der Jammer beider Niederlagen auf einen verwandten Stamm fallen mußten, der verblendet genug war, seinen ländergierigen Fürsten in einen ungerechten Krieg zu folgen.

Anders ist es bei der Schlacht, die wir nun zu betrachten haben. Erlagen auch in ihr Deutsche vor den Streichen der Dithmarscher, so standen diese doch nur als untergeordnete Bundesgenossen oder gar als Söldner in dem großen Heere eines dänischen Königs, und so ist es denn die fremde, feindliche Nation, über deren beispiellosen Fall die deutschen Bauern jubelten, und der wir in ihrem heutigen Uebermuthe, der wahrlich nicht auf eigene

Thaten und Verdienste gegründet ist, das warnende Bild der Vorzeit zeigen können.

Die für Dithmarschen wichtigsten Ereignisse, welche auf die Niederlage Gerhard's IV. in der Hamme folgten, waren zunächst eine erbitterte, beklagenswerthe Fehde mit den nördlich, jenseit der Eider wohnenden Friesen, die aus althergebrachter Feindseligkeit zwischen beiden Völkerstämmen entsprungen war. Sie endete mit der Demüthigung der tapfern und edlen Friesen, so daß Dithmarschen aus ihr noch gefürchteter als vordem hervorging. Einen Beweis von dem großen Ansehen, in welchem die freie Bauerngemeine damals bei ihren Nachbarn stand, legt der Umstand ab, daß König Erich von Dänemark die Dithmarscher zu Schiedsrichtern in dem langwierigen Streite wählte, den er mit Holstein über den Besitz Schleswigs führte. Die dithmarsischen Schiedsrichter benahmen sich bei dieser Angelegenheit in einer Weise, die man heutzutage diplomatisch nennen würde; sie gaben erst dem Könige von Dänemark Recht, dann dem Herzoge von Holstein und endlich erklärten sie, Nichts mehr mit der Sache zu thun haben zu wollen. Herzog Adolf VIII., der einzige noch lebende Sohn Gerhard's IV., der letzte Schauenburger, behauptete sich übrigens siegreich im Besitze des Herzogthums gegen Erich, der im Jahre 1435 nach 30jährigem ruhm- und ehrlosen Kampfe Frieden schließen mußte.

Etwa um dieselbe Zeit hatte Dithmarschen eine thörichte Fehde mit den Hamburgern zu führen, zu der es durch einen übermüthigen, gewaltthätigen Gesellen, den Vogt Malves Carsten, verleitet worden war. Nach abgeschlossenem Vertrage mit den Hamburgern kam es, veranlaßt durch denselben Unruhstifter und seinen Anhang in Dithmarschen selbst zu inneren Zerwürfnissen, ja zu bürgerlichen Kämpfen, als deren wichtige Folge eine Verfassungsveränderung, die im Jahre 1447 vorgenommen ward, zu nennen ist. Um die allzu große Selbstständigkeit der einzelnen Kirchspiele, die, wie sich in den inneren Unruhen so eben deutlich gezeigt hatte, von großer Gefahr für die Gesammtheit werden konnte, zu beschränken, ward eine Art von Centralregierung eingesetzt, die nach der Zahl ihrer Mitglieder die Regierung der Achtundvierziger heißt.

Im Jahre 1456 kam es zu Itzehoe zu einem für die Beurtheilung der spätern Ereignisse höchst bedeutsamen Vertrage zwischen den Dithmarschern einerseits und dem Herzoge Adolf VIII. von Schleswig-Holstein andrerseits. Letzterer entsagte in diesem Vergleiche allen seinen Ansprüchen auf Dithmarschen feierlich und für immer; was aber weit wichtiger ist, Christian, des Herzogs Schwestersohn, der seit dem Jahre 1448 König der drei nordischen Reiche war, trat diesem Vertrage bei. So hatte also auch Dänemark die alten Ansprüche auf Dithmarschen,

so haltlos sie immer gewesen waren, fallen lassen. Adolf VIII. starb drei Jahre nach dem Vertrage von Itzehoe und im Jahre 1460 ward Christian I. von Dänemark von den schleswig-holsteinischen Ständen zum Herzoge beider Länder erwählt.

Einem Fürsten, wie Christian war, mußte der Gedanke nahe treten, seine Herrschaft auch über den kleinen Theil des Landes zwischen Elbe und Eider auszudehnen, der ihm noch nicht gehörte, über den dithmarsischen Gau. Aber 13 Jahre lang nöthigten ihn die Vorsichtsmaßregeln, welche die Dithmarscher gegen einen von ihnen wohl erwarteten Angriff des dänischen Königs trafen, ihnen ein freundliches Gesicht zu zeigen, ja einmal sogar ein dreijähriges Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu schließen.

Als Christian I. im Jahre 1474 eine Pilgerreise nach Rom antrat, traf er unterwegs in Rothenburg an der Tauber mit dem deutschen Kaiser Friedrich III. zusammen. Dieser schwache Fürst, eine der traurigsten Gestalten, die je dem deutschen Diadem zur Unzierde gereicht haben, der elende Vater eines tüchtigeren Sohnes, lebte damals gerade in Angst vor dem mächtigen Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, mit dem sich im Jahre vorher eine Unterhandlung zu Trier über die Vermählung der Erbinn Karl's mit dem Sohne des Kaisers, dem romantischen Maximilian, sowie über die Verleihung der Königswürde an den Herzog von Burgund in

sehr bedenklicher Weise zerschlagen hatte. Was konnte dem schwachen Kaiser daher angenehmer sein, als die Freundschaft eines so mächtigen Fürsten wie Christian I. war? Auf den Preis derselben kam es ihm weiter nicht an, da er ja nur verschenken sollte, was ihm nie gehört hatte. Der König stellte nämlich dem Kaiser vor, Dithmarschen sei ein herrenloses Land, habe sich widerrechtlich die Freiheit gewonnen und mißbrauche dieselbe zum Schaden seines eigenen Landes, Abhülfe dagegen sei nur in der Einverleibung Dithmarschens in Holstein.

Der bereitwillige Kaiser erklärte darauf, Dithmarschen sei seit undenklicher Zeit ein Lehen des deutschen Reiches, sei freilich lange nicht zu Lehen empfangen worden, werde aber nunmehr mit allen seinen Schlössern, Städten, Herrlichkeiten u. s. w. dem König von Dänemark gegen Leistung der üblichen Lehenspflicht verliehen. Demnächst erließ der Kaiser die Vermahnung an die Dithmarscher, ihrem neuen Herrn gehorsam und unterwürfig zu sein, widrigenfalls sie eine Strafe von 100 Mark Goldes entrichten sollten. Auch Herzog Karl der Kühne forderte die Dithmarscher auf, sich Christian zu unterwerfen, weigerten sie sich, so würde er mit allen seinen Kräften zu ihrer Bezwingung behülflich sein. Der arme Herzog! Wie bald sollte er die Furchtbarkeit eines Volkes kennen lernen, das seine Freiheit vertheidigt; bei Granson und Murten büßte er den Ruhm und bei Nancy das

Leben im Kampfe gegen die Hirten und Bauern der Schweiz ein.

Von der angegebenen Art waren die Rechtsgrundlagen, auf die König Christian I. seinen Anspruch auf die Herrschaft über Dithmarschen stützte, und es ist sehr naiv oder sehr unverschämt, wenn ein dänischer Schriftsteller sagt:

„So manche und so gesetzliche Mittel mußten dem Könige hinlänglich scheinen.“

Nun folgte eine Reihe von Verhandlungen, Protesten und Bündnissen, von dithmarsischer Seite, um die kaiserliche Belehnung null und nichtig zu machen, von dänischer, sie zur Ausführung zu bringen. Die Dithmarscher setzten, wenn auch nicht Himmel und Hölle, so doch alle möglichen Mächte in Bewegung, um ihre Freiheit zu wahren, den Erzbischof von Bremen, Hamburg und Lübeck, die vielmaligen Bundesgenossinnen Dithmarschens, ja sogar den Papst. Dieser, Sixtus IV. war es, verordnete in einer Bulle vom Jahre 1476, daß Dithmarschen unter dem Erzbisthum Bremen bleiben solle. Die schlauen Dithmarscher hatten sich nämlich in ihrer Vorstellung an ihn mit Bezug auf ihr Verhältniß zum Erzbischofe von Bremen Unterthanen der Kirche Christi genannt und dadurch dem Papste so geschmeichelt, daß er an die gnädigen Verheißungen nicht mehr dachte, die er kurz zuvor Christian I. in Rom ertheilt hatte. Endlich im Jahre 1481,

ward auch der Kaiser dahin gebracht, die von ihm ertheilte Belehnung zu widerrufen. Er forderte Christian auf, binnen 63 Tagen mit seinen etwaigen Einwendungen vor ihm zu erscheinen. Sollte er ausbleiben, so würde dennoch die Sache zum Schlusse gebracht werden und zwar nach Antrag der gegnerischen Partei. Christian blieb in der That aus, denn — er war bereits mehr als vier Wochen vor dem, daß der Kaiser diese Treulosigkeit beging, gestorben.

Ihm folgte als Herr der nordischen Reiche sein ältester Sohn Johann, der vorläufig die Dithmarscher in Ruhe lassen mußte, da er in Norwegen und Schweden alle Hände voll zu thun hatte. Endlich, im Jahre 1499, begab er sich zu seinem Bruder Friedrich, mit dem er Holstein hatte theilen müssen, um sich mit diesem über die Unterwerfung der verhaßten Bauernrepublik zu berathen. Die Verständigung zwischen den beiden Brüdern erfolgte sehr leicht und nun ging es an die Zurüstungen zur Ausführung des Unternehmens.

Vor allen Dingen, sah man ein, bedurfte man eines Heeres, das den Dithmarschern nicht nur gewachsen, sondern vielmehr durch seine Größe ihren Widerstand vollständig zu erdrücken im Stande sei. Um den Kern desselben zu bilden, erlasen die beiden Fürsten eine Schaar Landsknechte, die sich in vielen Kriegen des funfzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der großen Garde berühmt

und gefürchtet gemacht hat. Die durch die Lehnsverfassung bedingte Heerfolge der älteren Zeit des Mittelalters reichte später nicht mehr aus, die Erfindung stehender Heere war noch nicht gemacht worden, oder ward ihrer Kostspieligkeit halber noch nicht angewendet, so waren denn Miethtruppen wie die große Garde oder die Söldnerhaufen, die sich in Italien um ihre Condottieri schaarten, die sich Jedem verkauften, der sie brauchte und bezahlte, den kriegführenden Fürsten der damaligen Zeit höchst willkommen. Die große Garde nun war zwischen 4 und 6000 Mann stark, focht zu Fuß, und stand unter selbstgewählten Anführern. König Johann hatte sich ihrer bereits in seinen Kriegen mit den Schweden bedient und der scandinavische Norden hatte vor dieser Bande, die sich in der Schlacht den Kriegern, nach dem Siege den Greisen, Weibern und Säuglingen furchtbar zeigte, nicht wenig gezittert. Ihre letzte Waffenthat war weniger glänzend ausgefallen. Die Wurster-Friesen, zu deren Besiegung Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg sie gedungen hatte, hatten sich ihrer unter Anführung einer begeisterten Jungfrau, die das Banner trug, tapfer erwehrt. Nachdem die große Garde hierbei wenigstens den Vortheil erlangt hatte, in den Charakter der Kämpfe in der Marsch eingeweiht worden zu sein, trat sie in den Dienst Johanns von Dänemark und Friedrichs von Holstein. Hauptmann der Söldnerschaar war damals ein

deutscher Ritter, Junker Slenz aus Köln, ein Mensch von riesiger Körpergröße, dabei muthig, verwegen und kriegskundig. Als sich, nachdem er bei Winsen auf das rechte Elbufer hinübergegangen war, der schleswigsche und holsteinische Adel mit seinem Gefolge, in der Stärke von 2000 Mann, an ihn anschloß, als 6000 aus dem dänischen Reiche ausgehobene Gemeine zu ihm stießen, als einige Tausend beutelustiger Deutscher, die von den beiden Söhnen Gerhards von Oldenburg, den Grafen Adolf und Otto von Oldenburg und Delmenhorst, geführt wurden, als Kampfgenossen erschienen, als ferner noch 8000 Freiwillige herbeiströmten und das ganze Angriffsheer, wie die meisten Geschichtsschreiber angeben, auf 30,000 Mann gestiegen war, soll Junker Slenz, verwundert über die enormen Rüstungen im Vergleich zu dem kleinen Ländchen, um dessen Unterjochung es sich handelte, das höchstens 7000 waffenfähige Männer aufstellen konnte, den König gefragt haben, ob etwa Dithmarschen im Himmel läge. „Nein," war die Antwort. „Nun denn," lachte Junker Slenz, „wenn nur hineinzukommen ist, so will ich es wohl gebunden und überwunden liefern!"

Das war übrigens auch die allgemeine Meinung. Man war des Sieges, des reichen Lohn eintragenden Sieges so gewiß, daß man wie zu fröhlichem Fest, nicht wie zur Schlacht einherzog. Viele Ritter trugen gar keinen Harnisch, sondern waren reich geschmückt und ließen

sich, gleichsam als wäre es ein Spazierritt, von ihren jungen, noch im Knabenalter stehenden Söhnen begleiten. Manche führten eine Menge Geldes bei sich, um Beute kaufen zu können, Petschafte und Siegelringe waren vorsorglich mitgenommen worden, um gleich an Ort und Stelle Verschreibungen aller Art vornehmen zu können. Eine unabsehbare Reihe leerer Wagen aber folgte dem Heere, um die gemachte Beute fortzuschaffen. Genug, Alles träumte von Sieg, Ruhm, Ehrenstellen und Beuteglück.

Es war am 11. Februar des Jahres 1500, als das ungeheure Heer, bei dem sich beide Brüder, der König wie der Herzog, befanden, die dithmarsische Grenze überschritt. Freilich war der vorher den Dithmarschern bewilligte dreimonatliche Waffenstillstand an jenem Tage noch nicht abgelaufen, aber die Fürsten sahen sich zu diesem Wortbruche wohl durch die Wahrnehmung gedrängt, wie mißlich es sei, Leute wie die Angehörigen der großen Garde im eigenen Lande zu haben. Außerdem wollte man den Krieg wo möglich noch während des Winters, zu welcher Jahreszeit die Marsch wegsamer ist, beendigen.

Wie benahmen sich aber nun die Dithmarscher der großen Gefahr gegenüber?

„Gott der Allmächtige“, sagt der Chronist Neocorus, „gab den Dithmarschern ein fröhliches und unverzagtes Herz, auch getrösteten sie sich ihrer gerechten Sache, und

Frauen und Jungfrauen traten wider ihre Natur in die Reihen der kämpfenden Männer." Die meisten Bewohner der an Holstein stoßenden dithmarsischen Geest hatten sich mit Weib und Kind und ihrer beweglichen Habe in die Marsch geflüchtet und die Zugänge zu dieser, namentlich die Norderhamme, waren stark besetzt. Das feindliche Heer aber umging dieses Bollwerk des Landes und drang bereits am 13. Februar bis Meldorf vor. Dieser nur schwach besetzte, schwer zu vertheidigende Hauptort des Landes ward ohne Widerstand eingenommen und die große Garde legte hier die erste Probe ihrer Meisterschaft ab, indem sie, sicherlich auf höheren Befehl, um das übrige Land durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen, über hundert der allein in der Stadt zurückgebliebenen wehrlosen Greise, Kinder und Weiber niedermetzelte.

Wirklich gab es unter den Dithmarschern Einige, die auf die Kunde von dem Falle Meldorfs und den daselbst begangenen Gräueln ihre Stimme erhoben und zur Unterwerfung riethen, ja es fehlte sogar nicht an einigen Verräthern, die in der Hoffnung auf äußere Vortheile schon jetzt zum Könige übergingen, aber die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der dithmarsischen Männer sprach sich dahin aus: „Die Tapferkeit der Bewohner verbürge die Freiheit des Landes. Mit Meldorf und der hohen Geest sei noch Nichts verloren, als was sie selbst freiwillig dem Feinde preisgegeben hätten. Die Marsch sei der Haupt-

theil des Landes; dieser gehöre ihnen noch und er könne durch Waffen und geöffnete Schleusen vertheidigt werden. Die Niederlage der Wehrlosen in Meldorf dürfe den Muth nicht beugen, sondern das dort Geschehene sie nur zur Rache entflammen. Ein Feind, der durch seinen Bruch des Waffenstillstandes das Völkerrecht verletzt habe, könne nicht auf den göttlichen Beistand rechnen. Die Dithmarscher aber sollten sich der Heldenthaten ihrer Vorfahren erinnern und bedenken, wie oft der Höchste sie aus ebenso großer Gefahr errettet habe. Wenn der Himmel ihnen auch jetzt wieder den Sieg verleihe, so sei dieser noch ehrenvoller als alle früheren wegen der großen Anzahl der Feinde, und sei es beschlossen, daß sie aufhören sollten, ein freies Volk zu sein, so sei es besser, wie die Väter zu sterben, als in Knechtschaft zu leben und Knechtschaft auf Kind und Kindeskind zu vererben."

Betrachtungen solcher Art führten die Dithmarscher zu dem Entschlusse, das Aeußerste aufzubieten, um entweder zu siegen oder zu sterben.

Ein wahrhaft großartiger Zug ist es, daß sie nunmehr die wenigen Söldner, die sie in Dienst genommen hatten, entließen, weil sie meinten, nur Söhne des Vaterlandes könnten den Muth besitzen, der zu seiner Vertheidigung erforderlich sei.

Nachdem der dänische König mit seinem Heere drei Tage lang in und um Meldorf gerastet hatte, während

welcher Frist das Land, soweit es schon in Feindeshand war, keineswegs von Plünderung, Mord und Brand verschont blieb, brach er auf, um gegen Heide und Lunden zu ziehen.

Von diesem Vorhaben erhielten die Dithmarscher rechtzeitig Kunde; wie man sagt, durch einen aufgefangenen friesischen Spion, dem man das Leben unter der Bedingung, die Wahrheit auszusagen, schenkte. Da trat unter ihnen ein tapferer und kluger Mann auf, Wolf Isebrand, „der theure Held“, wie die Volkslieder und Chroniken jener Zeit ihn nennen, und bewirkte den Beschluß, den Weg zwischen Meldorf und Hemmingstedt durch eine Verschanzung zu sperren und in dieser den Versuch zu machen, das Heer der Feinde so lange aufzuhalten, bis die Bewaffneten aller Kirchspiele sich gerüstet und versammelt hätten.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag, zu dem Montag, auf den der Aufbruch des dänischen Heeres festgesetzt war, warfen die Dithmarscher unter Wolf Isebrand's Leitung in der Nähe des Dorfes Hemmingstedt, in dem sogenannten Schweinemoor, das damals Dusendbüwelswarf hieß, die Schanze auf, die ihnen zum Schutze dienen sollte. Thauwetter, das inzwischen eingetreten war, förderte die Arbeit wesentlich. Einige Geschütze wurden in dem Werke aufgepflanzt und Wolf Isebrand legte sich mit nur 200 Bewaffneten hinein.

Das Banner der verwegenen Heldenschaar, die nicht allein um ihrer Zahl willen mit den 300 Spartanern des Leonidas in den Thermopylen zu vergleichen ist, führte auch hier, wie im Jahre vorher bei dem Kampfe der Wurster-Friesen gegen die große Garde, eine Jungfrau, die gelobt hatte, im Fall des Sieges ihr ganzes Leben in jungfräulichem Stande hinzubringen. Wir finden also auch hier an den Ufern der Nordsee Beweise für jenen mystischen Glauben an die Wunderkraft reiner Jungfräulichkeit, wie er etwa siebenzig Jahre früher im Herzen von Frankreich das Auftreten und die Erfolge des Mädchens von Orleans möglich gemacht hatte, und wie er im Mittelalter in katholischen Völkern in Folge der übertriebenen Verehrung, die man der Jungfrau der Jungfrauen, der Maria, zollte, erklärlich ist. Wie die dithmarsische Jeanne d'Arc geheißen habe, giebt uns der ausführlichste und zuverlässigste Chronist, Neocorus, nicht an; ein anderer nennt sie Telse, Olde Kumpens Hans' Tochter aus Hohenwörden. Vielleicht ist der nicht gerade wohllautende Name des kühnen und frommen Mädchens einer der wesentlichsten Gründe dafür, daß die Poesie sich nicht längst ihre Verherrlichung zur Aufgabe gestellt hat.

Der Morgen des verhängnißvollen Montags brach an und das königliche Heer setzte sich unter kriegerischer Musik und dem grüßenden Donner des Geschützes in Marsch. Das Wetter war so ungünstig wie möglich.

Ein heftiger Wind blies aus Nordwesten, Regen- und Hagelschauer fielen auf die Marschirenden nieder und Schneegestöber wechselte damit ab. Indeß hatten Anfangs Alle guten Muth. Junker Slenz, der seine beste Rüstung angelegt hatte, ritt strahlend von Gold an der Spitze seiner Garde, die den Heereszug eröffnete. „Wahr di, Buer, de Garde de kumt!" war der Wahlspruch und das Feldgeschrei dieser gefühllosen Schaar, die den Augenblick der Plünderung und Verwüstung der reichen Marschlande mit heißer Ungeduld erwartete.

Auf die Garde folgte das übrige Fußvolk, daran schloß sich die Reiterei und an diese die Fürsten. Hinter den Bewaffneten aber zog eine unabsehbare Menge von Schlitten und Wagen einher, theils mit den Kriegsbedürfnissen und der Habe der Officiere und Soldaten beladen, theils noch leer und zur Aufnahme der zu machenden Beute bestimmt.

Nach kurzem Marsche schon verlor sich die erhöhte Stimmung, die Anfangs im Heere geherrscht hatte. Das Unwetter und das höchst beschwerliche Marschiren auf der schmalen, lehmigen, tiefaufgeweichten Straße erregten schnell Ueberdruß und den Wunsch, man möchte bald die trocknere, festere Geest erreichen. Da plötzlich sahen die Vordersten im Heere die neuerrichtete Schanze, aus der auch sofort ein heftiges Feuer aus großem und kleinem Geschütze die Stutzenden begrüßte. Seine Wirkung war furchtbar.

Der Weg, auf dem das Heer vorrückte, war zu beiden Seiten von breiten, tiefen Gräben eingefaßt, die kein Ausweichen erlaubten. Da stand denn nun die Menge der Streiter dicht gedrängt, vor sich den Tod aus Feindes Hand, zur Seite das nasse Grab und hinten sperrten die nachrückenden Schaaren, die Reiter und Wagen den Weg, so daß auch die Umkehr für die Vordersten unmöglich war. Die dithmarsischen Kugeln aber rissen lange blutige Lücken in den festgekeilten Haufen. Zwar fuhren auch die Dänen ihre Geschütze auf und beschossen die Schanze, aber der Regen verhinderte die Unterhaltung eines energischen Feuers. Da legten Einige aus der großen Garde ihre Spieße über die Seitengräben, deckten Bretter und Geflechte, die zu dem Behufe von den des Krieges in der Marsch Kundigen mitgeführt waren, darauf, und gelangten über diese Brücken seitwärts auf das Feld. Aber die Absicht, sich hier in einer Schlachtordnung aufzustellen und gegen die Schanze vorzurücken, konnte nicht erreicht werden, denn auf dem Felde befand man sich in einem Gewirr von Neben- und Queergräben, in dem jede Taktik verloren war.

Ein so günstiger Beginn des Kampfes mußte den Muth der Dithmarscher ungemein erhöhen. Einige von ihnen machten einen Ausfall aus der Schanze auf das feindliche Geschütz und es gelang ihnen nach einiger An-

strengung, die Kanonen theils umzuwerfen, theils gar in die Gräben zu stürzen.

Die feindlichen Anführer sahen bald ein, daß es bei der mehr und mehr in ihrem Heere einreißenden Unruhe und Verwirrung die höchste Zeit sei, durch die Ausdehnung zur Seite und die Ueberflügelung der Schanze die verhängnißvolle Lage zu beendigen, in der sie sich befanden. Die große Garde machte demnach den Versuch, die Schanze zu umgehen. Wolf Isebrand aber und seine dreihundert Tapfern gewahrten nicht sobald das Vorhaben des Feindes, als sie in verwegenstem Muthe aus ihrer Schanze hervorbrachen und sich auf die Gegner warfen. Dreihundert gegen Dreißigtausend! Wo hat jemals ein ähnliches Verhältniß stattgefunden?

Zweimal noch gelang es den vor Nässe und Kälte fast erstarrten, im Schlamme des aufgeweichten Marschbodens steckenden Feinden, sich der heranstürmenden Dithmarscher zu erwehren, als diese aber ihren Angriff zum dritten Male unter dem umgekehrten Feldgeschrei der Garde: „Wahr di, Garde, de Buer de kumt!“ erneuerten, da war kein Halten mehr. Die Garde ward zersprengt; die Reihen der bis dahin unbesiegten Landsknechte lösten sich auf und die Mehrzahl suchte ihr Heil in der Flucht. Trefflich waren die Dithmarscher zu dem Gefechte, das nun begann, angethan. Barfuß und ohne Rüstung, nur mit einer Blechhaube und einem leichten Brustharnisch

versehen und mit einer kurzen Hellebarde bewaffnet, führten sie lange Stangen, Kluv- oder Pullstaken genannt, mittelst deren sie gewandt über die Gräben hinüber- und herübersetzen konnten. So überfielen sie die vereinzelten Gegner und stießen ihrer eine große Anzahl in's Wasser hinab. Noch fochten indeß einzelne Abtheilungen der Garde, wenn auch nicht um den Sieg, so doch um die Ehre der Schaar zu retten. Vor Allen ihr Führer selbst, Junker Slenz. Da machte sich, wie erzählt wird, der große Reimer von Wiemerstedt an ihn und stieß ihm seinen Spieß mit solcher Gewalt in den Panzer, daß die Spitze sich krümmte und in der Rüstung stecken blieb. Zwei andere Dithmarscher eilten herbei, zogen den Ritter am Spieße vom Pferde herab, tödteten ihn und warfen die Leiche in den Graben. Bei diesem Anblick sank den Ueberbleibseln der weiland furchtbaren Garde der letzte Rest von Muth; von nun an gab es keinen Widerstand mehr, nur angstvolles Suchen nach einem Auswege und Fliehen, so weit das Auge sah.

Aber zu dem Feinde, der sich dem dänischen Heere bereits so verhängnißvoll kund gethan hatte, kam noch ein andrer, weit gefährlicherer hinzu.

Die Dithmarscher, welche im Kirchspiele Norder-Meldorf die Wache auf den Deichen hielten, öffneten, als die ersten Schüsse von der Schanze zu ihnen herüberdröhnten, die Schleusen, und, von dem zum Sturme ge-

wordenen Nordwestwinde getrieben, füllte das Wasser in rasender Eile die landeinwärts führenden Gräben bis zum Rande, trat über die Ufer und bildete so eine Ueberschwemmung, durch die Niemand einen sichern Pfad zu finden wußte, als die landeskundigen Eingebornen.

Nach der Flucht der Garde hatten sich die Dithmarscher, den Muth vom Siege erhöht, die Erbitterung durch den Taumel der Mordlust gesteigert, außerdem durch fortwährend herbeieilende Männer und Weiber verstärkt, auf das übrige Fußvolk geworfen. Bald war auch hier die Niederlage allgemein. Rettung war auf keiner Seite, nur zwischen Erschlagen- oder Ertränktwerden stand die Wahl.

Die Reiterei des Heeres versuchte vergeblich, dem Fußvolke zu Hülfe zu kommen. Hätte das dicht gedrängte Fußvolk auch nicht den einzigen vorwärtsführenden Pfad gesperrt, die Pferde würden doch auf dem aufgeweichten Boden unbrauchbar gewesen sein; jede Bewegung zur Seite aber brachte Tod durch die tiefen, unter der Ueberschwemmung unsichtbar lauernden Gräben.

Endlich drang das Gemetzel auch bis zu den Reitern selbst vor, die ruhig diesem Augenblicke hatten entgegen harren müssen, da die von ihren Führern verlassenen zahllosen Wagen und Schlitten als eine undurchdringliche Wagenburg den einzigen Rückweg sperrten.

„Schone den Mann und schlage die Pferde!“ riefen

die Dithmarscher anfänglich, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern um durch den Sturz oder die Verwundung der Pferde die Verwirrung in dem Haufen der unglücklichen Reiter zu vermehren. Das gelang ihnen im vollsten Maaße. Das Gewimmer der zum Tode Getroffenen, das Angstgeschrei der vergeblich nach Flucht umher Irrenden, der Siegesjubel der Dithmarscher mischten sich furchtbar; dazwischen krachten Schüsse, klirrten die Waffen, wieherten und stampften die Pferde. Das Wasser spritzte klatschend hoch empor, wenn es einen Lebenden oder einen Todten verschlang, und Schnee, Regen und Nebel senkten sich auf das grausige Getümmel.

„Sie sahen nichts Andres vor ihren Augen, als den unersättlichen Lebenfresser, den Tod," sagt der Chronist.

Als der Sieg auch hier entschieden war, kehrten die Dithmarscher ihre Losung um, die Lust nach Beute erwachte in ihnen und „Schlage den Mann, schone die Pferde!" klang nun ihr Feldgeschrei. Nur die hintersten Reiter entkamen, indem sie sich einen Weg durch die umgestürzten Wagen bahnten. So entrannen auch die beiden Brüder, König Johann und Herzog Friedrich, der nahen Todesgefahr.

Drei Stunden hatte man gekämpft, da war das stolze Heer des Dänenkönigs vernichtet. Da lagen sie nun, die herangezogen waren, dem Volke verachteter und gehaßter Bauern die freie Scholle zu nehmen, um diese Scholle

mit ihrem Herzblute zu düngen! Jahrelang füllten die Gebeine der Erschlagenen die Gräben der Marsch, ein schauriges Warnungsmal der Freiheit, ein Denkzeichen der Tapferkeit der Dithmarscher und ihres Hasses der Dänen und des Adels. Wie viel der Getödteten waren, läßt sich natürlich mit Sicherheit nicht angeben, aber man wird nicht übertreiben, wenn man die Gesammtzahl des feindlichen Verlustes auf fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen anschlägt.

Unter den Gebliebenen waren die beiden oldenburgischen Fürsten, die Vettern des Königs, der Bannerträger Hans von Ahlefeld mit zehn Andern, die diesen Namen trugen, vier Ranzau's, vier Buchwald's und überhaupt gegen 400 Adlige. Aber auch der Bürgerstand hatte zahlreiche Vertreter unter den bei Hemmingstedt Erschlagenen; 140 Vögte, darunter auch die Staller von Nordfriesland, die aus altem Hasse gegen die Nachbarn mit ihrem Volke an dem Zuge theilgenommen hatten, büßten ihr Leben ein. Solchen Verlüsten gegenüber, wie unbedeutend erscheint die Zahl der Dithmarscher, die ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes verloren hatten! Nur 50—60 Mann waren bei Hemmingstedt gefallen und rechnet man die zu Meldorf Ermordeten und alle im ganzen Kriege Umgekommenen hinzu, so ergiebt sich kaum die Zahl von dreihundert Todten.

Ueberaus groß und werthvoll war die Beute, die den

Siegern in die Hände fiel, so daß sie das Sammeln derselben am Tage der Schlacht nicht einmal beendigen konnten. Die erbeuteten Schätze waren, so erzählt ein alter Chronist, mehr werth, als ganz Dithmarschen über der Erde. Die Festkleider des Adels, sein Schmuck an Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen, seine prächtigen Waffen und viele silberne Geräthschaften fand man nach der Schlacht. Alles, was zur Tafel der Fürsten gehörte, war stehen geblieben, darunter 25 silberne Schüsseln und der prachtvolle, goldene Mundbecher Herzog Friedrichs. Des Königs Wagen mit ungemünztem Silber, 70,000 Gulden werth, ward erbeutet, ebenso der Wagen des Herzogs mit einem großen Schatze und 24 reichbeladene Wagen von Adligen. Selbst König Johanns Krone, Siegel und Schwert waren im Stiche gelassen worden. Die eigentliche Kriegsbeute bestand in 3000 Rüstwagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth, einigen tausend Pferden, 4 Last Pulver, 8 großen Kanonen, 8 ganzen und 18 halben Feldschlangen, 3 Mörsern, 2 Karthaunen, und vielen andern großen und kleinen Schußwaffen, 60 goldenen Degen und endlich 8 Fahnen.

Unter diesen befand sich das dänische Nationalheiligthum: die Danebrogsfahne. Welch' einen Schicksalswechsel hatte dieses Banner somit erfahren! In einer Schlacht Waldemar's II. auf seinem esthländischen Eroberungszuge war es, wie der Aberglaube behauptete, als

Siegeszeichen vom Himmel gefallen, hatte dann das dänische Heer auf jedem wichtigen Kriegszuge gleich dem heiligen Fahnenwagen der Lombarden begleitet, war jedem neuen Könige Dänemarks bei der Huldigung vom Erzbischofe von Lund feierlich überreicht worden, und mußte nun in der bescheidenen Dorfkirche zu Oldenwörden als Trophäe und Erinnerung an eine über alle Begriffe schmachvolle Niederlage des dänischen Heeres prangen.

Die Trümmer der Armee König Johanns räumten in höchster Eile das dithmarsische Gebiet. Die Sieger verfolgten sie bis über ihre Grenzen hinaus und eroberten wenige Tage nach der Schlacht die holsteinische Grenzfestung Tielenburg, die ihnen schon längst ein Stein des Anstoßes gewesen war und die sie nun dem Erdboden gleich machten.

Wohl hatte König Johann gedroht, bald wiederkommen zu wollen, wohl hielt er an die gesammelten Reste seines Heeres eine Anrede, durch die er es ermahnte, den Muth nicht sinken zu lassen, denn bald würde er im Stande sein, mit größerer Macht wieder umzukehren, um an einem Feinde Rache zu nehmen, der nicht durch seine Tapferkeit, sondern durch die Gunst der Umstände gesiegt habe, aber bald traten Dinge ein, welche diese Absicht des Königs gänzlich vereitelten.

Auf die Kunde von der furchtbaren Niederlage der Dänen erhob sich Schweden unter Steen Sture zum

Kampfe für seine Unabhängigkeit, der die ganze fernere Regierungszeit König Johanns hindurch währte, so daß er sich genöthigt sah, Dithmarschen in Ruhe zu lassen. Ja, bereits am 15. Mai 1500 ward zu Hamburg ein vorläufiger Vertrag zwischen den Siegern und den Fürsten abgeschlossen.

Gleichwie der Sieg von Bornhöved, den man den Dithmarschern zu verdanken hat, von der höchsten Wichtigkeit war, insofern er die dänische Obmacht in dem nördlichen Deutschland brach, so ward die Schlacht bei Hemmingstedt für den scandinavischen Norden höchst bedeutungsvoll, indem sie, wie gesagt, das Signal zu der schwedischen Erhebung gab, die mit der Selbstständigkeit Schwedens schloß. Was die Dithmarscher selbst aber betrifft, so füllt die Erzählung der Schlacht von Hemmingstedt die glänzendste Seite ihrer Geschichte. Wolf Isebrand und seine dreihundert Helden sowie das ganze tapfre, ausdauernde dithmarsische Volk verdienen den glorreichsten Helden und Heldenvölkern aller Zeiten und Nationen an die Seite gesetzt zu werden.

Wahr und schön sagte einst ein dithmarsischer Pfarrer: „Die Heldenschlacht bei Hemmingstedt ist, wenn wir auf den Geist sehen, aus welchem sie kämpften, auf die Kraft, die sie anwandten, und auf den Sieg, den sie errangen, die Krone der Dithmarscher, die ihnen noch die Augen helle macht im fröhlichen Anschauen, und auch in das

Auge eines fremden Schauers werfen wird einige glänzende Strahlen."

Zahlreiche Siegeslieder feierten die ruhmreiche That der freien Bauern, Volkslieder, die in ihrer eigenen Mitte entstanden. Aus allen weht das Gefühl des Stolzes auf die theure Freiheit, die sie sich selbst errungen und bewahrt hatten, aus vielen der Hohn des freien Mannes über die jämmerlich zu Schanden gewordenen Unterdrücker und ihre Werkzeuge. So klingt ein wilder, grausiger Humor in diesen Schlußzeilen eines jener Lieder:

„Gestern, da schwoll ihnen so hoch der Kamm,
Heute stecken sie tief in Koth und Schlamm,
Gestern noch wollten sie so hoch hinaus,
Heute hacken ihnen die Raben die Augen aus!"

V.

Die letzte Fehde.

Die Dithmarscher kannten den unversöhnlichen Freiheitshaß und die ruhelose Eroberungssucht der Feinde, deren sie sich bei Hemmingstedt so glorreich erwehrt hatten, zu gut, als daß sie sich nach dem Siege einem sorgenlosen Genusse ihrer frisch erkämpften Freiheit überlassen hätten. Sie fürchteten im Gegentheil beständig, König Johann möchte, trotz des zu Hamburg geschlossenen Vertrages, seinen Angriff erneuern, und waren stets auf ihrer Hut. Sie befestigten Meldorf und schlossen mit Lübeck, dem Haupte der Hansa, das damals gerade der höchsten Blüthe entgegenreifte, ein Schutz- und Trutzbündniß, das sie nach seinem jedesmaligen Ablaufe sofort zu erneuern sorgten.

König Johann starb indeß im Jahre 1513, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Drohung, Dithmarschen zum zweiten Male mit Krieg zu überziehen, wahr zu machen. Sein Nachfolger war Christian II. Da sich die freien Bauern von ihm nichts Besseres ver-

sahen, als von seinem Vater, so hielten sie sich auch gegen ihn fortwährend gerüstet. Christian II. hatte von seinem Vater den unerledigten Kampf mit Schweden geerbt; es ist bekannt, wie er hier gegen den Adel wüthete, wie er die Krone an Gustav Erichson Wasa verlor, wie er, dessen vorzüglichste Rathgeber eine Hökerinn und ein Barbiergesell waren, auch die Liebe und Achtung seiner dänischen Unterthanen verlor, und wie man ihn im Jahre 1523 auf einem Reichstage zu Wiborg in Jütland für abgesetzt erklärte und die Krone seinem Oheim Friedrich I., Herzog von Holstein, übertrug. Zur Befestigung seiner anfänglich noch schwankenden Regierung sah sich dieser neue König nach allen Seiten nach Freunden und Bundesgenossen um, und so fühlte er sich denn bewogen, sammt seinem Sohne, dem späteren Könige Christian III., gleich im Jahre seiner Erwählung mit den Dithmarschern einen ähnlichen, nur bestimmter gefaßten Vertrag, wie der des Jahres 1500 gewesen war, abzuschließen. Die Fürsten entsagten unter Anderm in ihm feierlich allem alten Hasse und gelobten, den Freistaat während ihres ganzen Lebens nie mit Krieg überziehen zu wollen. Bräche ein Zwist in Zukunft zwischen den Fürsten und den Dithmarschern aus, so sollte er durch acht Edelleute und acht Bauern, die sich am Holstengraben oder auf dem Kuckswall zu versammeln hätten, zur Entscheidung gebracht werden. Bestimmungen

über gegenseitigen Schutz, freien Handel u. s. w., in denen sich Achtung und Anerkennung der Dithmarscher aussprach, fehlten gleichfalls nicht, und um das Mißvergnügen der freien Bauern nicht, sei's auch nur durch Kleinigkeiten, zu reizen, verzichtete man bei Abfassung der Vertragsschrift auf die Anführung des Zusatzes „Herzog von Dithmarschen“ zu dem Titel des Königs, der seit dem Jahre 1474 üblich geworden war.

König Friedrich I. sowohl, der im Jahre 1533 starb, wie sein Sohn Christian III. hielten den Dithmarschern den Vertrag, so mancherlei Veranlassungen zu feindseligem Einschreiten ihnen diesmal die Dithmarscher, wie nicht geläugnet werden kann, gaben. Ganz andern Sinnes aber war Christian's III. nächster Verwandter, sein Bruder Adolf, dem er einen Theil der deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein abgetreten hatte, wie er einen andern Bruder, Johann, in den Besitz eines andern Stückes derselben hatte setzen müssen. Herzog von Gottorp nannte Adolf sich, von Hadersleben Johann. Adolf von Gottorp haßte die Dithmarscher zunächst schon um ihrer Freiheit willen, dann wegen der Niederlagen, die sie seinen Vorgängern und Ahnen beigebracht hatten, endlich auch noch wegen einer ihm persönlich zugefügten Beleidigung, wofür er wenigstens eine Gewaltthat ansah, welche von den Dithmarschern auf der Insel Helgoland, die er zu seinen Besitzungen zählte, verübt worden war. Hierhin

hatte sich nämlich ein von seinen Landsleuten geächteter Friedensstörer, Wiben Peter, zurückgezogen und trieb von hier aus unter dem Namen Hans Pommerink Seeräuberei gegen seine Landsleute, bis ihn die Dithmarscher im Jahre 1545 überfielen und ihn und die Seinigen erschlugen.

So lange Christian III. lebte, der fest entschlossen war, den Dithmarschern Frieden und Freundschaft zu halten, konnte Adolf nicht zur Ausführung seines Rache- und Eroberungsplanes schreiten, aber er benutzte die Zeit, um so vielen Schein des Rechtes wenigstens, wie möglich war, für sich zu gewinnen. Dazu gehört, daß er im Jahre 1548 vom Kaiser Karl V. die Einverleibung Dithmarschens in Holstein, die bereits 1474, wenn gleich erfolglos, ausgesprochen worden war, bestätigen und sich und seine Brüder mit Holstein, Stormarn und auch Dithmarschen belehnen ließ.

Als Adolf im Jahre 1552 den Hof des Kaisers verlassen hatte und wieder in seine Länder zurückgekehrt war, soll er, um das Land, an dessen eigenthümlicher Beschaffenheit zum Theil die früheren Unternehmungen mit gescheitert waren, gehörig auszukundschaften, sich verkleidet in dasselbe geschlichen und die wichtigsten Gegenden in Augenschein genommen haben.

Endlich, im Jahre 1559, starb der friedliebende Christian III. und nun verlor Adolf von Gottorp keinen Augenblick Zeit, um seinen Plan in's Werk zu setzen.

In Erwartung des baldigen Ablebens seines kränklichen Bruders hatte er mancherlei Vorkehrungen getroffen, namentlich Geld aufgenommen und Söldner geworben. Diese Zurüstungen setzte er nun eifrig fort, hielt sie aber so geheim wie möglich, um nicht etwa durch den neugewählten König Friedrich II., sowie durch seinen Bruder Johann von Hadersleben an der Ausführung seines Vorhabens gehindert zu werden. Da sich indeß das Geheimniß nicht bis zum letzten Augenblicke bewahren ließ, so enthüllte Adolf seinen Plan den genannten beiden Fürsten und lud sie zur Theilnahme an dem Zuge ein; er wollte also lieber auf den alleinigen Gewinn der ganzen Beute und des ganzen Ruhmes verzichten, als sich vielleicht durch den Widerspruch seines Neffen und seines Bruders gänzlich an der Unternehmung gehindert sehen. Friedrich II. und Johann von Hadersleben konnten dem lockenden Antrage nicht widerstehen. Berathungen der drei Fürsten fanden im April und Mai 1559 zu Jevenstedt und zu Nortorf in Holstein Statt, die Verständigung erfolgte und hinfort betrieb man die Rüstungen gemeinschaftlich. Bald waren 20,000 Mann Infanterie, 4000 Reiter und 1000 Schanzgräber auf die Beine gebracht, dem dänischen Adel ward befohlen, sich marschfertig zu halten, für Schiffbrücken und Lebensmittel ward gesorgt und vier große Kriegsschiffe nebst einem zahlreichen Geschwader von Frachtschiffen schickte man die

Elbe hinauf, theils um den Angriff von hier aus zu unterstützen, theils um den Dithmarschern etwaige Hülfe von dieser Seite abzuschneiden. Zum Unglück für die Dithmarscher war das alte Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen und den Hansestädten im Jahre vorher abgelaufen und seine Wiedererneuerung versäumt worden. Jetzt erhielten Hamburg und Lübeck von den drei verbündeten Fürsten die gemessene Aufforderung, sich aller Einmischung in ihren Handel mit der Republik zu enthalten. Auch von dem Erzbischofe von Bremen, ihrem kirchlichen Oberherrn, hatten die Hartbedrängten Nichts zu erwarten, denn die Macht des Erzstiftes war längst dahin. So standen die Dithmarscher denn allein auf ihre Tapferkeit und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache angewiesen da, und der größere Theil der Bevölkerung beschloß, auf solche Stützen sich verlassend, den ungleichen Kampf aufzunehmen.

Aber es sah aus vielen Gründen für die Dithmarscher nicht mehr so günstig aus, wie noch vor 60 Jahren. Die alte energische Vaterlandsliebe, die damals Wunder gethan hatte, war durch innere Zwistigkeiten erschüttert und geschwächt worden, häufigere Berührungen mit der Fremde hatten das Heimathsgefühl verringert und die Bande der Familie gelockert, dann aber waren auch die feindlichen Truppen, diesmal unter Anführern, die in der neuern Kriegskunst, von der die Dithmarscher noch wenig

kannten, wohl erfahren waren, durch ihre durchgängige Bewaffnung mit Feuergewehren den auf's Einfachste bewehrten Bauern bei Weitem überlegen, und endlich hatten die Dithmarscher sich selbst dadurch geschwächt, daß sie Meldorf, das an sich unhaltbar war, befestigt hatten und dadurch den eigentlichen Mauern des Landes, den Hammen, einen Theil der Vertheidiger entzogen.

Einem so ungünstigen Anschein der Dinge gegenüber fehlte es unter den Dithmarschern denn nicht weder an Solchen, die vor dem Ausbruche des herannahenden Gewitters sich und ihre Habe in die sichere Nachbarschaft flüchteten, noch an Solchen, die, wenn sie gleich im Vaterlande ausharrten, sich doch der Theilnahme am Freiheitskampfe entzogen. Der größere und edlere Theil der Bevölkerung jedoch griff freudig zu den Waffen und eilte herbei, die mit dem Blute der Vorfahren so oft glorreich besiegelte Unabhängigkeit abermals gegen fürstliche und adlige Unterdrückungsgelüste zu vertheidigen, oder, wenn denn der Untergang des theuern Besitzthums unabwendbar wäre, mit ihm zu sterben.

Es gelang den Dithmarschern binnen Kurzem 7000 bewaffnete Männer aufzustellen und 100 Feldgeschütze auszurüsten; unabläßig, Tag und Nacht, arbeitete man an der Ausbesserung und Verstärkung der bereits vorhandenen Befestigungswerke wie an der Errichtung neuer Verschanzungen. Weiber und Kinder legten Hand mit

an und überall klang freudiger Eifer und der männliche Zuspruch, lieber den Tod zu wählen als die Knechtschaft.

Gegen die Mitte des Maimonats waren die drei Fürsten mit ihren Rüstungen fertig. Den Oberbefehl über das vereinigte Heer führte der 67jährige aber ungebeugte Johann von Ranzau von Breitenburg, ein Feldherr von großer Umsicht und Kriegserfahrung. Unter ihm befehligten die einzelnen Regimenter lauter Ausländer, fahrende Hauptleute, wie Junker Slenz einer gewesen war; Reimer von Walle, Wolfgang von Schönewiese, Wilhelm von Wallerthum, Dibrich von Halle und von Blankenburg hießen die bedeutendsten unter ihnen. Zu Hohenwestedt kamen die Fürsten nochmals zusammen und erließen von hier aus unterm 18. Mai einen Fehdebrief an die Dithmarscher, nur drei Tage vor dem zur Eröffnung der Feindseligkeiten von ihnen festgesetzten Tage. Was in dieser Kriegserklärung als Ursachen des Angriffs aufgestellt wird, das sind nur leere, nichtige Vorwände. Den Hauptbeweggrund führt eine im Jahre 1569 zu Straßburg gedruckte Schrift, das „warhafftige Verzeichniß“ der in dem Kriege vorgefallenen Ereignisse, als deren Verfasser man ziemlich allgemein den Feldherrn Johann v. Ranzau selbst ansieht, in folgenden Worten an:

„Graf Adolf ginge auß rachgirigem angebornen fürstlichen gemüte allein darauff aus, wie er die unglücklich

von seinen vordern gethane Schlachten in Dietmarsen etwa mit einer neuen Victory und Ueberwindunge widerumb möchte vergelten, seinen namen dadurch bey männiglichen berühmt zu machen, und sein järliches Einkommen zu vermehren.“

Die Dithmarscher gaben auf den Absagebrief eine bescheidene aber männliche Antwort, durch die sie zeigten, wie wohl sie den Ernst des Augenblickes fühlten, aber auch, wie sie von der Nothwendigkeit durchdrungen seien, ihm ernst, und wie es einem ehrenwerthen Volke geziemt, entgegen zu gehen.

So begann denn der Einmarsch der Feinde am Morgen des 22. Mai's 1559. Der vorsichtige Anführer unternahm in der ersten Zeit nur Recognoscirungen der drei hauptsächlichsten Grenzbefestigungen der Dithmarscher: der Tielenbrücke, der Hamme berüchtigten Andenkens und Meldorfs. Auf die letztere Stadt wurde der Hauptangriff beschlossen; gleichzeitige Scheinangriffe auf die beiden andern Punkte sollten die Dithmarscher täuschen und ihre Hauptmacht an einen falschen Punkt bringen. Das glückte auch. Noch einmal versuchte das den Dithmarschern befreundete Lübeck seine Vermittlung; sein Abgesandter, der Stadtschreiber Sebastian Ehrsam, ward jedoch, ohne daß er den Entschluß der Fürsten hätte beugen können, wieder heimgeschickt.

Am dritten Juni ward der Sturm auf Meldorf von

allen Seiten begonnen. Zweimal schlugen die wackern Vertheidiger, so schwach an Zahl sie auch waren, den überlegenen Feind mit großem Verluste zurück. Wolfgang von Schönewiese büßte hierbei sein Leben ein, eine Kanonenkugel durchbohrte ihn. Er hatte sich, wie die Chroniken erzählen, nach dem Lande gesehnt, in dem die Schweine aus silbernen Trögen fressen sollten; nun wollte es das Schicksal, daß er es betrat, um es nie wieder zu verlassen. Erst bei dem dritten Sturme gelang es den Feinden, über die Wälle in die Straßen der Stadt zu dringen. Hier entstand nun ein furchtbares Gemetzel, das, als die Besatzung der Stadt, so viel ihrer dem Schwert und der Kugel entronnen war, den Rückzug nach der Südermarsch angetreten hatte, Weiber und Kinder zu Opfern wählte. Freilich hatten die Frauen ihren Männern an Tapferkeit und Vaterlandsliebe nicht nachgestanden, sondern in ihren Reihen mit ihnen gewetteifert und manche weibliche Hand hatte einen oder gar mehre der feindlichen Söldner zu Tode getroffen. Ganz Meldorf sammt der Kirche ward den Soldaten zur Plünderung überlassen und fast wäre es unter den Siegern selbst über die Beute zu blutigem Gefechte gekommen.

Den von Meldorf abgezogenen Dithmarschern sperrte Anton von Oldenburg mit seinen Reitern bei Ammerswurth den Weg. Ein wüthender Angriff der Dithmarscher, um sich den Durchweg zu erkämpfen, fand Statt.

Die oldenburgischen Schaaren geriethen in große Bedrängniß, da sie eben erst von einem langen und beschwerlichen Marsche kamen und auch wohl von vornherein Furcht vor den Dithmarschern haben mochten. Das Schicksal der Freiheit Dithmarschens hing vielleicht von dem Ausgange dieses Treffens ab. Wären die Oldenburger in ihm geschlagen und vernichtet worden, wozu bereits der glücklichste Anfang gemacht war, gewiß hätten sich die Dithmarscher, neubegeistert und durch Zuzüge aus der Nachbarschaft verstärkt, auf Meldorf geworfen und die Stadt dem plündernden und unter sich uneinigen Feinde wieder abgenommen. Aber zur rechten Zeit noch eilte Moritz Ranzau, des Feldherrn Anverwandter, der Befehlshaber der Reiterei des dänischen Heeres, zur Rettung der schwerbedrängten Oldenburger herbei. Die Dithmarscher mußten mit einem Verluste von 300 Mann und 25 Kanonen das Schlachtfeld bei Ammerswurth räumen und die Oldenburger zogen siegreich in Meldorf ein.

Nach diesen ersten Niederlagen der Dithmarscher war unter ihnen keineswegs Muthlosigkeit und Neigung zur Unterwerfung zu verspüren, man drang vielmehr im Gegentheil darauf, einen sofortigen nächtlichen Angriff auf Meldorf mit gesammter Macht und von allen Seiten zu unternehmen. Die vorsichtigere Ansicht der Anwohner der Norderhamme und des Kirchspiels Wesselburen jedoch, man müsse dem weitern Angriff des Feindes, den man

auf demselben Punkte erwartete, gegen den König Johann vor 39 Jahren herangezogen war, ruhig entgegen sehen, gewann, wie die Folge zeigte zum Verderben des Landes, die Oberhand und so vereinigte sich denn die Hauptmacht der Dithmarscher bei Hemmingstedt.

Johann Ranzau aber war zu klug, den Dithmarschern den Willen zu thun. Er ließ vorläufig den Nordertheil des Landes gänzlich unberücksichtigt und brach am 6. Juni von Meldorf mit einem Theile des Heeres zur Unterwerfung der Südermarsch auf. Dies gelang ihm ohne große Mühe. Eine bei Brunsbüttel aufgeworfene Schanze ward umgangen und so die Besatzung derselben zum Rückzuge genöthigt. Ein großer Theil der Fliehenden aber ward eingeholt, umzingelt und niedergemacht. Die meisten Bewohner der Südermarsch hatten sich bei der feindlichen Annäherung mit Weib und Kind und ihrer beweglichen Habe in Sicherheit gebracht, nur 700 Mann, darunter nur 400 Bewaffnete, harrten innerhalb einer Verschanzung des feindlichen Heeres. Als sie jedoch dessen große Uebermacht gewahrten, ergaben sie sich sogleich, ohne daß sie den geringsten Widerstand geleistet hätten. Dennoch wollten die beiden Herzöge, so groß war ihr Haß gegen die Dithmarscher, die Gefangenen niedermetzeln lassen und einige Obersten schlossen sich in dem darüber gehaltenen Kriegsrathe den blutigen Wünschen der Fürsten an. Nur die Milde Johann Ranzau's und die weichere

Sinnesart des jungen Königs erhielt das Leben der 700 Unglücklichen.

So gemein und verächtlich die Gründe waren, welche die Fürsten, namentlich den Herzog Adolf, zum Angriffe auf das dithmarsische Ländchen bewogen hatten, ebenso jämmerlich und gesinnungslos waren die Werkzeuge, deren sie sich zur Durchführung ihrer schlechten Sache bedienten, das Heer von beutelustigem Gesindel hohen und niedern Standes. Eine vollständige Meuterei brach in ihm über die Vertheilung der Beute aus, die mit großer Mühe kaum dadurch gedämpft ward, daß besondere Beutemeister eingesetzt wurden, die über eine gleiche Vertheilung der geraubten Güter wachen sollten. Wehrlose und schlechtbewaffnete Bauern im Kampfe, wenn Zehn gegen Einen stehen konnten, zu morden, und gar Weiber und Kinder zu mißhandeln und umzubringen, dazu waren wohl alle Angehörigen des fürstlichen Kriegsheeres zu gebrauchen, als es sich aber darum handelte, die Regimenter zu bezeichnen, welche den Angriff auf die Nordermarsch machen sollten, während die andern in den sichern Lagern bei Meldorf und Albersdorf zurückblieben, da wollten die meisten Hauptleute und Soldaten zu den letzteren gehören und ein großer Zwist brach zwischen dem Feldherrn und seinen Untergebenen aus. Wie Schade war es, daß die Dithmarscher zu dieser Zeit nicht zahlreich und vor allen Dingen nicht einig genug waren, um Vortheil aus diesen

Unordnungen des Feindes zu ziehen. Wieder waren es die Nordhamminger und Wesselburner, welche einen Plan, Meldorf zu überfallen, durch ihren Eigensinn oder ihre Feigheit vereitelten und dadurch zum zweiten Male eine Gelegenheit, die Freiheit des Vaterlandes zu retten, ungenützt vorübergehen ließen.

Nachdem Johann Ranzau einen Scheinangriff auf Hemmingstedt hatte ausführen lassen, um die Aufmerksamkeit und die Macht der Dithmarscher an diesem Punkte festzuhalten, wandte er sich gegen die befestigte Tielenbrücke, eines der drei Hauptgrenzbollwerke des Landes. Vernachlässigt wie hier die Befestigungen seit der letzten Zeit waren und schwach besetzt, konnten sie dem übermächtigen Feinde kein Hinderniß sein. Die Tielenbrücke fiel ohne einen Schwertstreich in Ranzau's Hände, da die geringe Besatzung bei seinem Herannahen sich auf die bei Hemmingstedt befindliche Hauptmacht zurückzog, um hier zugleich die unerwartete Meldung zu bringen, der Feind sei an jener Stelle erschienen.

Auch eine zweite Verschanzung fiel dem Feinde ohne Widerstand in die Hände, die Auebrücke, das letzte Hemmniß auf dem Wege in's Herz des Landes, auf dem Wege nach Heide, der zweiten jüngern und schönern Hauptstadt Dithmarschens. Erst ein Jahrhundert früher gegründet, der jüngste Ort im ganzen Dithmarschenlande, schien Heide darum nur so schnell emporgeblüht zu sein,

um den Untergang der Freiheit durch den eigenen Untergang noch bezeichnender, noch empfindlicher zu machen.

Eine Reihe von Gefechten entspann sich nun um diese Hauptstadt, in denen die Dithmarscher, deren Hauptmacht, endlich aus ihrem Wahne gerissen, sich in Eile von Hemmingstedt gegen Heide gewandt hatte, sich ihrer großen tapfern Ahnen, der Sieger von Oldenwörden, der Hamme und Hemmingstedt vollkommen würdig und ihnen ebenbürtig zeigten. Der Feind erlitt großen Abbruch, der junge König gerieth mehr als ein Mal in Lebensgefahr, und Herzog Adolf, der Schürer des verderblichen Krieges, ward von der Hellebarde eines Bauern, der, von des Herzogs Pistolenkugel durchschossen, alle seine Kräfte zur Rache zusammennahm, so schwer in die Seite zwischen Rückgrat und Hüfte getroffen, daß er sich zu Wagen nach einem nahen Orte bringen lassen mußte, um sich hier verbinden zu lassen.

In diesen Kämpfen war es, wo jeder Dithmarscher wenigstens mit fünf, oft gar mit zehn Feinden zugleich zu fechten hatte; was vermochte da alle Tapferkeit gegen eine solche Uebermacht! Anderthalbtausend Dithmarscher waren bereits in der Umgegend von Heide den schönsten Tod gestorben, alle festen Punkte in der Nachbarschaft der Stadt waren in des Feindes Hände gefallen, da beschloß Johann Ranzau, Heide selbst mit Fußvolk und Reiterei anzugreifen.

Die Reiterei drang zuerst in die Thore der Stadt ein, aber es bekam ihr übel. Jede Straße, jedes Haus war von den zum Aeußersten gebrachten Dithmarschern in eine Festung umgewandelt, aus der Tod und Verderben sich in die feindlichen Reihen ergoß. Die Reiter wichen, nachdem sie schweren Verlust erlitten hatten. Da rückte das oldenburgische Fußvolk zum Angriffe vor, dasselbe, das schon bei Ammerswurth sich den tapfern Bauern nicht gewachsen gezeigt hatte. Es gelang ihm nicht, die Scharte von damals auszuwetzen. Siebenhundert aus seiner Mitte todt oder verwundet in den Straßen von Heide zurücklassend, floh es denselben Weg, den die Reiterei zurückgesprengt war.

So leuchtete noch einmal der Freiheit Dithmarschens der Zauberschein der Hoffnung. Wollte es werden wie damals bei Oldenwörden? Sollten die mit dem Muthe der Verzweiflung Erfüllten, die, denen nur die Wahl zwischen Tod oder Knechtschaft geblieben zu sein schien, wie dort aus der brennenden Kirche hier aus der flammenden Stadt herausstürzen und, wo sie nur ein ehrenvolles Ende gesucht hatten, den Sieg, die Freiheit des Vaterlandes und ewigen Ruhm finden? O, nur einer geringen Verstärkung der kleinen Schaar, die in Heide auf den Tod focht, bedurfte es, um den Entschluß, sich aus Angegriffenen zu Angreifern zu machen, fassen und ausführen zu lassen. Und eine solche Verstärkung war

nicht fern. Die starke Mannschaft der nördlichen Kirchspiele, namentlich Wesselburens, stand unter Anführung Reimer Grote's in der Nähe, zwischen Lohe und Rickelshoff.

Als aber der entscheidende Moment gekommen war, als es galt, den günstigen Beginn des Gefechtes in den Straßen von Heide durch das Erscheinen in der Stadt zum glücklichen Fortgang und glorreichen Ende zu führen, da — weigerte sich Reimer Grote, der Führer jener Schaar, den bedrängten Brüdern zu Hülfe zu ziehen, rollte seine Fahne zusammen und marschirte mit den Seinigen davon.

Wer vermöchte zu erklären, was kaum zu glauben ist? Aber die Geschichte ist nicht karg in Aufdeckung solcher Abgründe der Menschennatur. Hatte doch auch Hellas einen Ephialtes neben seinem Leonidas, einen Aeschines neben seinem Demosthenes! Und wo bliebe der Enthusiasmus, den die Geschichte bei den Spätern entzünden soll, wenn sie nicht der Größe die Erbärmlichkeit, der Treue den tückischen Verrath, der Ehre die Schmach zur Folie geben könnte?

Der Widerstand der Dithmarscher in Heide ward nach der schimpflichen Flucht Reimer Grote's und seiner Mannschaft ein hoffnungsloser, er ward gebrochen und beendet, als Moritz Ranzau von Hemmingstedt her den Heidern unvermuthet in den Rücken fiel. Aber es gab

keine Bitte um Schonung, kein Anerbieten der Unterwerfung. Aus den brennenden Häusern erwiderten die Dithmarscher das Feuer der stürmenden Feinde so lange, bis sie entweder niedergemacht oder von den Flammen erstickt oder unter den stürzenden Trümmern begraben waren. Dreitausend Streiter, fast die Hälfte der ganzen waffenfähigen Mannschaft des Landes, waren nun gefallen.

Das siegreiche Heer der Fürsten hielt am 14. Juni Rast. Es war wohl dazu gezwungen. Der Feldherr und viele Unteranführer, darunter Anton von Oldenburg, waren verwundet, Diedrich von Halle war todt, Alle aber von den Anstrengungen des vorigen Tages so erschöpft, daß sie nicht im Stande waren, die noch übrigen Dithmarscher aufzusuchen.

Diese hielten an dem gedachten Tage Rath zu Oldenwörden, wo sich die wenigen noch lebenden Regenten des Landes befanden. Wohl ward hier erwogen, daß man noch die nördlichen Marschkirchspiele frei vom Feinde habe, daß sich hier die geflüchteten Weiber und Kinder mit dem besten Theile der Habe Dithmarschens befänden, daß der Rest der waffenfähigen Mannschaft noch stark genug sei, den verzweifelten Kampf eine Weile fortzuführen, aber das konnte sich Niemand mehr verhehlen, daß Vernichtung das Ergebniß dieses Kampfes sein würde. So drangen denn gemäßigtere Meinungen in dem Kriegsrathe durch. Man beschloß zu unterhandeln und, wenn die

Bedingungen der Unterwerfung nicht allzu hart wären, sich in die Botmäßigkeit der drei Fürsten zu begeben.

Zwei Prediger mit weißen Stäben und einem offenen Schreiben, in welchem die Dithmarscher um Einstellung des Kampfes und der Plünderung, sowie um freies Geleit für einige Achtundvierziger baten, die das ganze Land der Gnade der Fürsten empfehlen sollten, wurden noch am Abende des 14. Juni's in das feindliche Lager gesendet. Hier wurden die Friedensboten, namentlich von dem jungen Könige, freundlich empfangen und die Vorbereitungen zu weiteren Friedensunterhandlungen getroffen. Nach der Rückkehr der beiden Prediger sandten die Dithmarscher am Morgen des 15. Juni's ihren Landkanzler mit fünf Achtundvierzigern und einem Geistlichen nach Heide, um die Unterhandlungen zu führen. Wider alles Erwarten rieth Herzog Adolf hier am eifrigsten zum Frieden und zur Gewährung mäßiger Bedingungen. Gewiß hatten bessere Gefühle an diesem Benehmen keinen Theil, vielleicht war es Eigennutz, der ihn bewog, einer ferneren Verwüstung und Entwerthung des Landes entgegenzutreten, dessen dritten Theil er als sein baldiges Eigenthum ansah, vielleicht schmerzte ihn auch die Wunde, die eine dithmarsische Hand geschlagen hatte, so heftig, daß er nicht darnach verlangte, diesem allen Fürsten so verderblichen Volke länger feindlich gegenüber zu stehen.

Die Capitulation, welche man den dithmarsischen

Abgeordneten übergab, enthielt in den meisten Punkten Verzichtleistungen auf diejenigen Rechte und Befugnisse, die Zeichen eines selbstständigen Volkes sind. Außerdem ward die Zahlung von 600,000 Gulden als Kriegskosten, die Auslieferung alles Kriegsgeräths, sowie der in früheren Jahren gemachten Beute an Fahnen und Kleinodien, ferner die Uebergabe aller Documente von einigem Werthe verlangt. Für ein Volk von dem Charakter des dithmarsischen aber waren, abgesehen von der Nothwendigkeit der Unterwerfung selbst, die Bedingungen die empfindlichsten, daß sie sich die Anlage dreier Festungen in ihrem Lande gefallen lassen und die Fürsten fußfällig um Gnade bitten sollten. Drei Tage Bedenkzeit wurden den Dithmarschern bewilligt, eine kurze Frist, um sich an so schwere Gedanken zu gewöhnen und sich in den Wechsel von Freiheit in Knechtschaft zu finden. Wie es aber der Menschennatur eigen ist, daß sie im Angesichte eines unabwendbaren Uebels Stärkung und Trost, ja eine Art von Vergnügen darin findet, den Kelch voll bittern Trankes so rasch wie möglich zu ergreifen und zu leeren, so geschah es auch hier. Die Abgesandten der Dithmarscher kamen vor Ablauf der gewährten Frist mit der Erklärung in's fürstliche Lager zurück, daß das Volk zur Unterwerfung bereit sei, daß es aber um Erlaß einiger allzuharter Bedingungen bäte. Die Fürsten verzichteten hierauf auf die Zahlung der 600,000 Gulden und auf die Anlegung

der Festungen; auch versprachen sie, die Gerichte in Dithmarschen nach einem eigenen Landrechte verwalten lassen zu wollen.

Als nun am 20. Juni des Jahres 1559 die 4000 wehrhaften dithmarsischen Männer nebst den sämmtlichen übrigen Einwohnern jedes Standes, jedes Alters und jedes Geschlechts, in der Nähe des Dorfes Lohe, umgeben von dem Heere der drei Fürsten, auf ein gegebenes Zeichen die Kniee beugten und entblößten Hauptes, mit weißen Stäben in den Händen, den Huldigungseid leisteten, da war es mit dem letzten und glorreichsten Ueberreste ächt-demokratischer Freiheit in dem eigentlichen Deutschland für immer vorbei, und nur auf den Gipfeln der Alpen, in der durch die Natur des Ortes vor fürstlichen Gelüsten besser als die deutschen Flachlande geschützten Schweiz, der Akropolis Europa's, hat sich das freie Bürger- und Bauernthum eine Stätte bewahrt bis auf unsre Tage.

Geschick und mit Sicherheit, gebraucht Redefiguren und Bilder mit Geschmack und hat ein glückliches Auge, mit dem er der Natur manch hübschen Zug abgelauscht. Kompaß.

Es ist ein ächter deutscher Sängergeist, der uns aus diesen Gedichten anspricht, — männlich, stolz, frei, zu Kampf und Streit für das theure Vaterland und für jedes höchste Gut gerüstet, den Reizen der Natur, bald fröhlich genießend, bald träumerisch sinnend, hingegeben, der Liebe huldigend, hier in reiner Verehrung, dort in muthwilligerer Lust, je nach dem Werthe des Weibes. Es ist in diesen Gedichten nichts Gesuchtes, nichts Gemachtes, sondern es spricht sich in ihnen eine gesunde, edle Natur aus. So ist auch ihre Sprache und Form ebenso einfach, ungekünstelt, wie schön.

Zeitung für Norddeutschland.

Der Aufenthalt Endrulat's auf der Citadelle in Magdeburg hat die „Träumereien eines gefangenen Dichters“ hervorgerufen, dreizehn Sonette, welche wir zu den besten Productionen der deutschen Lyrik rechnen dürfen. Auch die übrigen Gedichte, welche dem Vaterlande, der Natur, der Liebe geweiht sind, bekunden durchweg in Inhalt und Form ein ächt deutsches, für alles Gute und Große begeistertes Herz, eine phantasiereiche Dichterseele, die bald sinnend, bald fröhlich genießend, Alles erfaßt, was das Leben bewegt, veredelt und verschönt.

Deutsche Reichs-Zeitung.

Je mehr man sich in das Buch hineinliest, desto deutlicher tritt es Einem entgegen, daß man hier einem seltenem Talent begegnet, das in der Form unbestreitbare Meisterschaft besitzt und unter den vielen zuletzt erschienenen Lyrikern (wenn wir Geibel ausnehmen) den ersten Rang einnimmt.

Düsseldorfer Zeitung.

Es ist ein ganzes, reiches Leben, das sich in diesen Gedichten vor uns auslegt. Man fühlt es ihnen an, daß sie nicht gemacht sind, um gemacht zu werden, daß sie aus dem innersten Born eines ächten Dichtergemüthes geflossen sind und mit der Naturgewalt eines poetischen Berufes sich ihre Form geschaffen haben.

National-Zeitung.

---

wir sie blos eine Meisterschaft der Form nennen. Ein zierlicher Vers, eine elegante Diktion, ein reiner Vers steht Manchem unserer zeitgenössischen Poeten ebenso wie Strodtmann zu Gebote, aber wir glauben in vielen Stellen der „Rohana“ mehr als das zu finden: eine Identität von Form und Inhalt, die den Dichter berechtigt, um den höchsten Preis der Poesie zu ringen. Ja, nicht wenige Kapitel der „Rohana“ erinnern uns an jene Durchdringung von Form und Inhalt, durch die die gepriesensten Balladen unserer National-Literatur ihren unwiderstehlichen Zauber üben.

Kompaß.

Johannsen, Wilhelmine, Die Traubencur. Ein romantisches Gemälde. Preis 22½ Sgr.

Das vorliegende Buch ist deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet und denen darf es getrost in die Hände gegeben und empfohlen werden, sie finden darin entsprechende Beschäftigung für Geist und Herz. In der schönen Rheinpfalz werden uns die Herzens- und Lebens-Geschichten zweier wackerer Frauen in einfach rührender Weise erzählt, die sich zuweilen in frauenhaft behäbiger, aber immer anmuthiger und streng sittlicher Breite ergeht und auch die Männer mit einem Glanze von Tugend, Berufstreue und Edelmuth schmückt. Ein ganz klein wenig gezwungen könnte es erscheinen, rechtfertigt sich aber durch den Schauplatz der Geschichte und den Lebensberuf der Verfasserin, daß sich an entsprechenden Orten immer sachkundige Männer finden, die uns die Geschichten und Sagen der Städte, Burgen, Klöster und Kirchen erzählen, welche die Badereisenden besuchen. Hoffentlich wird das Buch bei recht vielen Leserinnen — und warum auch nicht Lesern? — einen eben so wohlthuenden Eindruck zurücklassen, wie es dem Referenten gewährt hat. Altonaer Merkur.

De la Haye

De la Haye

De la Haye

De la Haye